


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ECCLESIAE



Archiv

für

Geschichte und Literatur

herausgegeben

von

Fr. Chr. Schlosser und G. A. Bercht.

Erster Band.

Frankfurt am Main.
Brönner'sche Buchhandlung.
S. Schmerber.
1830.

Einladung zur Subscription.

THESAURUS
GRAECAE LINGUAE AB H. STEPHANO.

In alphabetischer Ordnung mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben

von

HASE, SINNER UND FIX.

Paris, bei Firmin Didot frères.
Frankfurt a. M., in der Brönner'schen Buchhandlung.

Die Verleger, gewohnt das literarische Eigenthum auch in den Erzeugnissen des Auslandes zu ehren, haben sich bei diesem Unternehmen, vor Allem, Gewissheit verschafft, daſs die englische Ausgabe dieses Werks aufgegeben sei.

Um so unerwarteter kommt ihnen die Nachricht, daſs man bereits in einer Stadt Deutschlands einen Abdruck der von ihnen zu liefernden Ausgabe beabsichtige. Da diese Nachricht gerade mit der Beendigung der bedeutenden literarischen Vorarbeiten zusammentrift und die ersten Bogen schon der Presse übergeben sind, so sehen wir uns zu der Bitte veranlaſst,

> die Bestellungen auf unsere Original-Ausgabe zu beschleunigen.
>
> Wir garantiren dagegen den Abnehmern für den Fall eines in Deutschland wirklich erscheinenden Nachdrucks, einen, für jede nachgedruckte Lieferung derselben, 10 pro Cent wohlfeilern Preis als der des Nachdrucks selbst.

Das ganze Werk erscheint in 28 Lieferungen auf geleimtem Velinpapier, wovon 6 bis 8 jährlich, die erste im Juni laufenden Jahres.

Der Subscriptionspreis beträgt für jede Lieferung

fl. 5. 36 rhein. oder preuss. Rthlr. 3. 10 Sgr.

zu welchem Preise alle mit uns in Verbindung stehende Buchhandlungen dasselbe zu liefern in den Stand gesetzt sind.

Frankfurt a. M., im März 1830.

Brönner'sche Buchhandlung.

E. Schmerber

Archiv

für

Geschichte und Literatur.

Archiv

für

Geschichte und Literatur

herausgegeben

von

Fr. Christoph Schlosser und Gottlob Aug. Bercht.

Erster Band.

Frankfurt am Main.
Verlag der Brönner'schen Buchhandlung.
(S. Schmerber.)

1830.

Vorrede.

Unsere Zeitschrift ist der Geschichte im weitesten Sinne des Worts, der alten wie der neuen, der politischen wie der Culturgeschichte gewidmet; sie wird größere und kleinere Abhandlungen, Kritiken, einzelne Notizen, Auszüge aus bedeutenden Werken, besonders aus den weniger zugänglichen des Auslandes, kurz sie wird alles in ihren Kreis aufnehmen, wodurch die Herausgeber das Studium der Geschichte zu fördern glauben.

Eine solche Zeitschrift scheint ein wirkliches Bedürfniß zu seyn, schon deshalb, weil Deutschland, wo sonst jede Wissenschaft ihren Mittelpunkt hat, zwar mehrere, zum Theil sehr vorzügliche, Blätter besitzt, welche einzelnen Zweigen der Geschichte gewidmet sind, aber kein einziges, welches das ganze Gebiet derselben umfaßte. Der Forscher, der einem Gegenstande von geringerem Umfange eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, muß daher seine Abhandlung, wenn sie nicht zu einem Buche angewachsen ist, Jahre lang im Pulte liegen lassen, wo sie keine Früchte trägt, oder sie verliert sich in der Masse und ist nach

einigen Jahrzehnten so verschollen, daß sie oft mit der größten Mühe nicht aufzutreiben ist. Natürlich, daß dies die Meisten abschreckt, die Resultate ihrer Forschungen in kleineren Aufsätzen dem Publikum mitzutheilen. Solche Arbeiten nun, wenn sie wissenschaftlichen Werth haben und ohne Schwulst und Blümelei geschrieben sind, finden in unserm Archiv eine willkommene Aufnahme.

Ein anderer Nachtheil entsteht durch den Mangel einer allgemeinen historischen Zeitschrift für die Kritik. Da unsere Literaturzeitungen ihrem Zweck gemäß alle Zweige des Wissenswerthen und nicht Wissenswerthen vom A B C bis zur Hegelschen Philosophie vor ihren Gerichtshof ziehen müssen, so können die Beurtheilungen historischer Werke nur einen unbedeutenden Raum einnehmen. Die Recensenten müssen sich daher in den meisten Fällen darauf beschränken, das Resultat ihres gnädigen oder ungnädigen Urtheils in einigen allgemeinen Ausdrücken kurz zusammenzufassen, was höchstens der Kasse des Buchhändlers Gewinn bringt. Die Wissenschaft geht dabei gewöhnlich leer aus; dem Schlechten und Mittelmäßigen wird nicht gewehrt, das Gute nicht gefördert, und nur zu oft geschieht von beidem das Gegentheil. Denn der größere Theil solcher Recensionen wird an die Wenigstfordernden, also an Stümper oder Anfänger verdungen, die im Dunkel ihrer Anonymität nicht einmal in den heilsamen Fall kommen können, sich ihrer Pfuscherei schämen zu müssen. Wir werden daher keine Recension aufnehmen, deren Verfasser nicht den Muth hat, sich zu nennen, so

wie wir auch diejenigen, welche den Pelz waschen möchten, ohne ihn naß zu machen, höflich ersuchen, nicht an unsrer Thür anzuklopfen. Das Verdienst werde freudig und aufrichtig anerkannt, das bescheidene Talent ermuntert, die Mittelmäßigkeit zurückgewiesen, der seichte Schwätzer gedemüthigt, und wenn es vergönnt ist, mit unsern Wünschen nach dem Ideal zu greifen, so möge der Himmel uns die Bitte gewähren, daß jeder Hauptpastor Göze seinem Lessing begegne. Partheiwesen jeder Art soll uns nicht blos fern bleiben, sondern auch mit den schärfsten Waffen der Kritik bekämpft werden; denn wie die Geschichte selbst, so soll auch die Kritik über den Partheien stehen und niemals einem Buche den politischen oder religiösen Glauben seines Verfassers, wenn dieser es ehrlich damit meint, zu Lob oder zu Tadel anrechnen. Wie häufig gerade gegen dieses Grundgesetz aller ächten Kritik gefehlt wird, wie oft die alleroberflächlichsten Schriftsteller selbst von berühmten Männern gepriesen werden, weil sie zur Schule, zur Parthei, zu dieser oder jener Universität gehören, wie dagegen ernste, gediegene Werke, deren Verfasser zu stolz und zu rechtlich sind, um das, was sie als wahre Wissenschaft erkannt haben, einer Parthei oder Gevatterschaft zu opfern, entweder ganz ignorirt oder mit heuchlerischem Mitleid als subalterne Compilationen bezeichnet werden: wem wäre dies unbekannt? Wir wollen mit Lessing ausrufen: „Schütte deinen Grimm auf die Heiden (Psalm 79, 6.) und liebe deinen Nächsten, wie dich selbst (Matth. 22, 39.)!“

Uebrigens wird sich unsere Kritik nicht blos auf neu erschienene Werke beschränken, die es oft am wenigsten verdienen, daß man viel von ihnen spricht. Auch in ältern Schriften, sogar der größten Historiker, finden sich Irrthümer genug, die sich wie ewige Krankheiten von Geschlecht zu Geschlecht, aus einer Auflage in die andere, aus einem Buche in das andere fortpflanzen, so daß sich ein artiges Buch über die Reisen der Irrthümer schreiben ließe. Nur muß man in solchen Fällen unterscheiden, ob Homer schlummert, oder ob Chörilus schnarcht. Daß wir nicht ohne Grund sprechen, zeige ein Beispiel aus Joh. Müller's Allgemeinen Geschichten. Dieses Werk ist zwar in seiner jetzigen Gestalt von dem großen Geschichtschreiber nicht zum Druck bestimmt worden, denn sehr verständig verordnete er in seinem letzten Willen, nur einzelne Fragmente, deren Auswahl er seinem Bruder überließ, dem Publikum mitzutheilen. Er ist also dem Publikum dafür nicht verantwortlich. Demungeachtet bleibt der Irrthum merkwürdig genug, da wir aus der Vorrede seines Bruders sehen, daß Joh. Müller die ganze Handschrift nicht nur viermal umgearbeitet, einmal abgeschrieben, und ohngefähr eben so oft vorgelesen, sondern auch nachher von Zeit zu Zeit, selbst in der Wortstellung, verbessert hat. Er hat also die Stelle gewiß zwanzigmal gelesen, und dennoch blieb der Fehler stehn, den er aus dem ersten besten Handbuche berichtigen konnte. Doch zur Stelle selbst. Sie steht S. 167 des ersten Bandes der dritten Auflage. Es ist die Rede von den Nachfolgern Alexan-

der's: „Nach seiner (des Eumenes) Ermordung zweifelte Antigonus nicht, Asien ohne Widerspruch zu beherrschen. Als er bei achtzig Jahre alt war, vereinigten sich die Nebenbuhler seiner Größe, welche er ungerecht behandelt hatte, und erschlugen bei Issus den undankbaren großen Feldherrn, der 32 Jahre zuvor hier den Darius schlagen half." u. s. w. Wer weiß nicht, daß der Ort, bei welchem Antigonus erschlagen wurde, nicht Issus, sondern Ipsus heißt, und nicht an der Küste von Cilicien, sondern mitten im Lande, in Phrygien, zu suchen ist? Welch' ein köstlicher Bissen für die Leute, welche Ruhnken doctores umbraticos nennt, qui reprehendendi libidine rixandique furore agitati, tum in summos quosque viros, levissima de caussa, debacchantur, tum famam suam inter se lacerant conviciis ex omnis aevi memoria conquisitis. Es ist so wohlthuend, an Männern, die weit aus der Menge hervorragen, Makel zu entdecken, und Lichtenberg behauptet sogar: „die Schwachheiten großer Leute (Männer) bekannt zu machen, ist eine Art Pflicht; man richtet damit Tausende auf, ohne jenen zu schaden." Doch genug des Scherzes, den die Gemeinten hoffentlich verstanden haben. Wir werden kein Ansehn der Person beachten, aber das Verdienst soll auch dann geehrt werden, wenn wir aus Achtung für Wahrheit und Wissenschaft die Sachen tadeln müssen.

Frankfurt am Main, den 15. März 1830.

G. A. Bercht.

Inhalt.

Seite

Die Tochter und die Gemahlin eines Ministers der Revolution, den Begebenheiten und handelnden Personen der Revolution gegenüber. Von Schlosser. 1

Ueber die Quellen der späteren latein. Geschichtschreiber, besonders über Zeitungen, öffentliche Bekanntmachungen, Archive und deren Benutzung unter den Kaisern. Von demf. 80

Briefe über das Paradies von Dante's divina comedia. Von demf. 107

Der Oberintendant Fouquet, dessen Prozeß und Gefangenschaft. Ein Beitrag zur Geschichte Ludwig's XIV. Von Bercht. 129

Ueber Meyer's Geschichte der Schweiz. Von Schlosser. 193

Universitäten, Studirende und Professoren der Griechen zu Julian's und Theodosius Zeit. Von demf. 217

Ueber Aschbach's Geschichte der Ommaijaden in Spanien. Von demf. 275

Ueber einige Stellen in Heeren's Werken und eine Recension in den Göttinger Anzeigen. Von Bercht. 287

Ueber Bignon's Geschichte von Frankreich vom 18. Brumaire (1799) bis zum Frieden von Tilsit. Von demf. 296

Die Friedensunterhandlungen zu Lüneville nach Bignon. Mit Anmerkungen von demf. 306

Der Tod Paul's I. nach Bignon. Mit Anmerkungen von demf. . . 317

Die Tochter und die Gemahlin eines Ministers der Revolution, den Begebenheiten und handelnden Personen der Revolution gegenüber.

Der Verfasser dieses Aufsatzes wünscht, ehe er eine neue und ausführlichere Ausgabe seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts mit der Fortsetzung herausgiebt, die Geschichte einzelner Personen und Ereignisse und einzelne Bemerkungen über gewisse Quellen und Schriftsteller dem deutschen Publikum mitzutheilen; er glaubt nicht passender als mit der Frau von Staël und der Frau Roland anfangen zu können. Beide sind zugleich historische Personen und Schriftstellerinnen, beide haben in ihren Denkschriften zugleich die Ansichten ihrer Partheien und ihre eignen niedergelegt, und haben, ohne es zu wollen, sich selbst gezeichnet, wenn sie von den Geschichten reden, in welche sie verflochten waren, und die Geschichte, wenn sie von sich selbst reden. Wir sehen in den beiden Damen und in ihren Schriften zwei ganz verschiedene Classen von Menschen dargestellt, von denen die eine eben so achtbar, als die andere glänzend ist. Es ist indessen nöthig, um unsere Leser auf den richtigen Standpunkt zu stellen, diesen Versuch zu beurtheilen, indem wir bald mehr die Persönlichkeit der Damen, bald mehr die von ihnen erzählten Begebenheiten ins Auge fassen, daß wir einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken. Diese Bemerkungen betreffen die verschiedene Bildung, Erziehung, Verhältnisse und Vorurtheile der beiden Frauen, sie zeigen, welche Ansichten sie mit in das öffentliche Leben brachten, um die Bedeutung ihrer Person für die Geschichte zu

erklären, wir verbinden damit aber eine Uebersicht des Einflusses des weiblichen Geschlechts auf die Regierung von Frankreich überhaupt. Wir haben die beiden genannten Damen gewählt, weil beide durch Talente, Anlagen, Bildung, Kenntnisse, Begeisterung für das, was sie als recht und gut erkannten, ausgezeichnet sind, ihre Ansichten und Urtheile sich aber oft gerade entgegen stehen. Beide treten aus dem Kreise heraus, den der Deutsche ungern von Weibern überschritten sieht, und dennoch können beide, wenn gleich auf verschiedene Weise, die Weiblichkeit nicht verläugnen, während sie die geistvollsten Männer, nicht etwa durch Gefühle oder durch Schönheit, sondern durch ihren Verstand beherrschen, ihnen die Feder führen, oder Reden ausarbeiten helfen, die hernach ganz Frankreich bewundert. An der Art des Einflusses der beiden Damen, an dem poetischen Schwung der Einen, dem Heroismus der Andern zeigt sich übrigens, daß in dem Augenblicke, wo die politischen Veränderungen erfolgten, auch die Art des weiblichen Einflusses, den man durch die ganze französische Geschichte verfolgen kann, sich veränderte und dem Ernst der Zeiten einigermaßen angepaßt ward. Was den Einfluß des weiblichen Geschlechts im Allgemeinen angeht, so gehört nur eine geringe Kenntniß der französischen Geschichte dazu, um zu wissen, daß das weibliche Geschlecht von jeher in den französischen Staatsangelegenheiten, nicht nur im Stillen, was wohl überall der Fall seyn mag, sondern ganz öffentlich eine Bedeutung hatte, welche dem Charakter der Nation und ihrer Geschichte die Form gegeben hat, welche selbst die Revolution nicht hat vertilgen können. Unter Franz dem I. und ebenso unter den nachfolgenden Königen bis auf Heinrich den III. finden wir eine förmliche und anerkannte Weiberregierung, und wenn diese unter Heinrich dem III. aufhört, so möchte man sie fast zurückwünschen, weil die Lieblinge (mignons) dieses Königs weit mehr Unheil veranlaßten, als Mütter, Gemahlinnen, Geliebten der vorigen Regenten. Unter Heinrich dem IV. war in den öffentlichen Geschäften der Einfluß der Weiber weniger merklich, da Sully über den König viel

vermöchte, obgleich sonst Heinrich's Schwäche bekannt genug ist, und er persönlich immer unter weiblichem Einfluß stand, oft die günstigsten Gelegenheiten aus Galanterie versäumte, und sogar beschuldigt ward, um eines Weibes willen kurz vor seiner Ermordung den Plan eines neuen Kriegs mit Spanien und einer Einmischung in die Jülich-Clevesche Erbschaftsstreitigkeit gemacht zu haben. Unmittelbar nach Heinrich's des IV. Tode führten Maria von Medicis und ihre Kammerfrau die Galigaï die Regierung auf eine solche Weise, daß Luynes seinen Gespielen, den jungen König Ludwig den XIII., bereden konnte, sich selbst durch einen Meuchelmord unabhängig zu machen, oder vielmehr Luynes das Reich zu überlassen, unter dem Vorwand, das Volk von der drückenden Weiberherrschaft und der Creatur der Weiber, dem Marschall d'Ancres, zu befreien. Das Volk erkannte freilich den Mord des Marschalls durch Jubel und Mißhandlung des Leichnams als eine That an, die ihm die Befreiung vom Drucke verschaffen werde; es gewann aber dadurch Nichts, und selbst die Cabalen der Weiber hörten nicht einmal auf. Unter Richelieu war freilich an Weiberherrschaft nicht zu denken, desto mehr gleich nach seinem und Ludwigs des XIII. Tode. Während der Streitigkeiten zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwig's des XIV. waren Weiber die Triebfeder der Bewegungen und ihre Häuser der Vereinigungspunkt der Partheien sowohl am Hofe als bei der Gegenparthei desselben. Die Denkschriften der Prinzessin von Montpensier und ihre ganze Geschichte, so wie die Denkschriften des Cardinal von Retz zeigen, wie es in den Zeiten der sogenannten Fronde in dieser Rücksicht von denen getrieben wurde, die dem Cardinal Mazarin und der Mutter Ludwig's des XIV. entgegenstanden. Sobald Mazarin über seine Feinde gesiegt hatte, änderte sich dieses freilich, und unter ihm, wie in der ersten Zeit Ludwig's des XIV., ist kein vorherrschender Einfluß der Weiber fühlbar. Ludwig der XIV. wollte nicht einmal seinen tüchtigsten Ministern und Generalen die Ehre eines Antheils an den Regierungs- oder Kriegsmaaßregeln, die sie offenbar angegeben hatten, zugestehen,

wie hätte er Weibern etwas einräumen sollen? Nichtsdestoweniger ward alles Anscheins vom Gegentheil ungeachtet der Staat nicht blos von der Maintenon, sondern auch von andern Weibern beherrscht. Vom Anfang des spanischen Erbfolgekriegs, eigentlich schon von der Aufhebung des Edicts von Nantes an, müssen die wahren Ursachen und Triebfedern aller Veränderungen im Staat und in der Literatur aus den Verhältnissen der Weiber unter einander und zur übrigen Gesellschaft hergeleitet werden. Daß unter dem Herzog Regenten und bis der Cardinal Fleury die Reichsverwaltung erhielt, die frechsten und verdorbensten weiblichen Geschöpfe die Geheimnisse des Staats erfuhren, Aemter, Würden und Gunstbezeugungen verkauften, und sogar Unterhandlungen über die Vermählung des jungen Königs nach ihrem Willen einleiteten oder abbrachen, ist bekannt genug. Unter dem Cardinal Fleury war der Einfluß der Weiber auf die Literatur beschränkt und diese kam ganz in die Gewalt der Pariser Damen. Durch die Literatur herrschten die Damen über die Meinung, und diese ist, wie wir Alle wissen, von einem Pol bis zum andern unbeschränkte Gebieterin des menschlichen Geschlechts. Ludwig der XV. gerieth bekanntlich unmittelbar nach Fleury's Tode ganz unter den Einfluß der Weiber, die nach einander seine Leidenschaft befriedigten; je älter er ward, desto ärger und ärgerlicher ward der Mißbrauch der Weibergewalt im Staate. Ludwig der XVI. ließ sich von einer jungen blos ihren Launen und ihrem Leichtsinn folgenden Gemahlin auf eine ähnliche Weise leiten, wie Ludwig der XV. von seinen Geliebten. In Versailles waren unter Ludwig dem XV. und Ludwig dem XVI. die Staatsangelegenheiten unter weiblichem Einfluß; in Paris ward in den bekannten Gesellschaften, die sich bei der Geoffrin, der Deffant, der Espinasse und andern Damen versammelten, unbedingt über die Literatur entschieden. Damen entschieden in ihren Kreisen nicht blos über den Ruf poetischer und historischer und philosophischer Bücher, sondern auch über die politische, die mathematische Literatur, und wichtige Werke wurden nach den Vorschriften, die man in diesen Kreisen gab,

und nach den Meinungen, die man dort befördern wollte, abgefaßt. Die Wirkung dieses Einflusses des weiblichen Geschlechts auf den Charakter der Nation, auf Staat und Literatur anzugeben, ist, je nachdem man die Sache nimmt, sehr leicht und wieder sehr schwierig, weil deutsche Gelehrte den Charakter französischer Frauen selten richtig aufzufassen vermögen und deshalb leicht einseitig urtheilen. Im Allgemeinen möchte sich wohl alles Gute und alles Böse davon sagen lassen, was sich vom weiblichen Geschlecht überhaupt sagen läßt. Ausgemacht ist, daß der Ernst des Lebens dabei litt, daß eine leichte Manier, die Dinge zu behandeln, die nicht überall paßt, allgemein eingeführt ward, daß Dinge im geselligen Gespräch abgethan und entschieden, Meinungen verbreitet wurden, die nach einer reifen Ueberlegung und mit einer behutsamen Annahme weniger nachtheilig gewirkt hätten, als dadurch geschah, daß man die Entscheidungen der Salons als Orakel betrachtete. Dieses hörte nicht unmittelbar nach dem Anfange der Revolution auf, wie man vielleicht glauben könnte, so ernst auch damals die Stimmung und die allgemeine Richtung der Zeit wurde. Die Frau von Staël und die Frau von Genlis rühmen Jede in ihrer Sphäre die Pariser Gesellschaft der ersten Revolutionsjahre. Die Erstere sagt in ihren Betrachtungen: a) „Man kann mit Wahrheit sagen, daß diese Gesellschaft nie glänzender und ernsthafter zu gleicher Zeit gewesen sey, als während der drei oder vier ersten Jahre der Revolution, nemlich vom Jahre 1788 bis 1791.“ Dies heißt freilich mit andern Worten nichts anders, als damals hätten die Frau von Staël und ihre Freunde und Freundinnen die Berathschlagung über Staat und Staatsangelegenheiten in ihre Kreise gezogen gehabt. Seit dieser Zeit bis zum Juni 1793 hatten die Frau Roland und ihre Freunde Einfluß; dieser war aber ein männlicher und ward auf eine männliche, selbst zuweilen etwas barbarische Weise ausgeübt. Doch hatte

a) Um nicht selbst übersetzen zu müssen, führen wir immer die Worte der deutschen Uebersetzung an.

die Frau Roland an den gewaltsamen Unternehmungen eines Barbaroux und anderer ihrer Freunde keinen Antheil. Sie giebt in dieser Beziehung im Anhange des zweiten Theils ihrer Denkschriften eine Erklärung über ihre Rolle vom 10. Juni bis 10. August 1793, die ihrem Charakter Ehre macht. Diese Erklärung ist ungezweifelt wahr, weil sie zu der Zeit, als sie die Zeilen schrieb, durch die entgegengesetzte Gesinnung Ehre und Vortheil hätte erlangen können, außerdem aber den Charakter gerader Aufrichtigkeit nie verläugnet. Sie sagt dort: „Ich war niemals im Vertrauen unterrichtet von dem, was man Kniffe und kleine Betreibungen (manoeuvres) nennen kann, so wenig als mein Gemahl je bei dergleichen Geschäften gebraucht ward.“ In der eigentlichen Schreckenszeit hörte der Einfluß der Weiber eine Zeitlang auf, wenn man nicht die Weiber der Jacobinischen Brüderschaft, die Strickerinnen ihrer Versammlungen, die, welche den Unglückskarrn begleiteten und die Guillotine schreiend umgaben, Weiber nennen will. Schon vor Robespierre's Sturz hatte aber die Frau von Fontenai geborne Cabarrus, die nachherige Gemahlin Talliens einen sehr bedeutenden Einfluß gewonnen und beschleunigte den Sturz der Parthei Robespierre's oder die Revolution vom 9ten Thermidor; auch nachher behielt sie eine Bedeutung, die sie mit andern Damen theilte. Schon unter dem Directorium hatte die Frau von Staël ihren Einfluß wieder erhalten, und sie hat es Bonaparte nie verzeihen können, daß er von ihr und ihres Gleichen nie etwas wissen wollte, und einen eben so tödtlichen Haß gegen die Salons politisirender Damen als gegen das, was er Ideologie nannte, hegte und aussprach. Die beiden angeführten Stellen können uns übrigens am besten sogleich zu unserm eigentlichen Gegenstande herüber führen, sie sprechen den Grundsatz deutlich aus, von dem beide Damen ausgehen und nach dem sie die Revolution und die in derselben handelnden Personen beurtheilen. Die Eine steht immer auf der Bühne, worauf sie geglänzt und sich die Urtheile aller derer angeeignet hat, mit denen sie in Berührung gekommen ist, wir befinden uns in ihrem

Salon und hören mit Entzücken die Frau vom Hause das Wort führen, aber es bleibt nur ein schwacher Eindruck dieser obenhin gleitenden Rede zurück, gelernt haben wir wenig, weil alles so unbestimmt, so rednerisch gestaltet ist. Die Roland bleibt wenigstens immer hinter der Bühne, wenn ihr Wink, ihr Geist, ihre Feder sogar die erscheinenden Gestalten leiten und lenken sollen, wenn's Noth ist. Sie will stets nur einen Gedanken, der ihre ganze Seele erfüllt, ausdrücken, nur den Gedanken, wie sie Rousseau's Träume in Wirklichkeit gesetzt, für eine Idee gelebt habe, und für eine Idee zu sterben bereit sey; wie sie in der That auch ein Opfer ihrer Schwärmerei geworden ist. Gehen wir etwas näher ein, so wird sich unten ergeben, daß die Bildung der Roland ihr selbst, nicht ihren Eltern oder deren Kreise gehörte. Eignes Bedürfniß, eigner Trieb, nicht Eitelkeit und Sucht zu glänzen, oder mit ihrem Geiste Eroberungen zu machen, trieb sie an, Kenntnisse, die man sonst Weibern nicht mitzutheilen pflegt, aufzusuchen. Sie las Pascal und Mallebranche und copirte Clairauts mathematische Anfangsgründe, als die Frau von Staël Stücke schrieb, die von den Schmeichlern der Großen, die sich mit dem Namen der Philosophen brüsteten und Voltaire anbeteten, während sie Christus verläugneten, mit lautem Jubel aufgenommen wurden. Die Eine suchte und liebte das stille häusliche Leben und war nur froh im Anblick der schönen Natur; für die Andere hatten Talent, Wissenschaft, das Leben selbst keinen Werth, wenn sie nicht in Paris Gesellschaft aus der großen Welt um sich sammeln und ihren Geist in glänzender Rede zeigen konnte. Daher ihr Buch der Jeremiaden gegen Bonaparte (dix années d'exil). Erziehung, Stand und Geburt der beiden Damen mußte in ihnen eine ganz verschiedene Ansicht von der bestehenden Ordnung der Gesellschaft und vom Werthe derselben hervorrufen. Die Roland war aus der achtbaren mittleren Classe der Pariser Bürger, die mit der Feinheit, welche die Weiber, besonders die Pariserinnen, auszeichnete, eine Entfernung und Abneigung von der Verdorbenheit der höheren und höchsten Classen, vor

der Niederträchtigkeit und dem Sclavensinn der Angestellten und der zahlreichen Dienerschaften der Großen, so wie einen tiefen Abscheu vor der Verworfenheit und Sittenlosigkeit des niedern Haufens verband. Eine Classe, welche nicht aus Unbekanntschaft mit der Verführung, sondern weil sie überall bedroht war, die Strenge der Zucht bewahrte, wozu das Innungenwesen das Seinige beitrug. Die Tochter Neckers verschmähte früh die Zucht ihrer strengen und frommen Mutter, sie nahm mit der Bildung der Encyclopädisten auch ihre Moral an, die sich leicht den Umständen anpassen ließ, wie die Delphine und Corinne hinreichend darthun. Auf dieselbe Weise wählte die schöne Roland einen besonnenen, verständigen, aber schon älteren Gemahl, den sie achtete, und der sie liebte, und war unzertrennlich von ihm, wie er von ihr; Neckers Tochter erhielt der Form wegen einen Gemahl, von dem es besser ist zu schweigen als zu reden, durch die Königin von Frankreich, die den König von Schweden bewog, die Dauer des Gesandtschaftspostens in Paris an diese Heirath zu knüpfen. Die Roland war noch im acht und dreißigsten Jahre, als sie in Paris eine Rolle erhielt, wenn nicht reizend, doch schön und einnehmend, ihre Manieren hatten die Annehmlichkeit einer gebildeten Frau, ohne Frechheit der Genialität; sie kannte ebensowenig die Leichtfertigkeit vornehmer Sitten als die stolze Herablassung oder die wegwerfende Manier der Damen, die das Amt der Beschützerinnen in Paris übernommen hatten. Der Staël fehlte aller weibliche Reiz gänzlich, das ist ganz gewiß, wenn wir sie gleich erst im späteren Alter zu sehen Gelegenheit hatten, ihre Genialität mußte die Formen ersetzen, da ihre erste Erscheinung bei Hofe, ihre ersten Besuche bei der Polignac, der Freundin und Vertrauten der Königin, bekanntlich durch einige geniale Verstöße gegen Hofsitte, oder besser gegen weibliche Manieren berühmt sind. Diese fielen um so mehr auf, weil Neckers Tochter eigentlich nicht in den Kreis gehörte, in den sie durch ihre Heirath eintrat, und von dem ihre Mutter ausgeschlossen war. Uebrigens stand sie bekanntlich in Ton und Manieren, in leichter Rede und

Dreistigkeit den ursprünglich hoffähigen Damen nicht nach, und war ihnen an Bildung, Geist und Fähigkeit weit überlegen. Wir wollen einige Nachrichten über die erste Bildung der beiden Damen hier einrücken, damit das Folgende dadurch verständlicher werde. Frau Roland war durch den Namen ihres Vaters (Phlipon), durch ihren eignen Vornamen (Manon) und durch den Stand ihres Vaters, eines Kupferstechers von mittelmäßigen Talenten, als ganz bürgerlich bezeichnet und trat unverheirathet nie in den Kreis der höheren Gesellschaft ein. Ihre Mutter scheint eine schöne und sanfte weibliche Seele gewesen zu seyn, die ihre häuslichen Pflichten sorgsam erfüllte, und in der Eingezogenheit und Abgeschiedenheit lebte, zu welcher in großen Städten mehr als in kleinen die Familien verdammt sind, die das glänzende Leben nicht theilen können und das wüste und zerstreute nicht theilen wollen. Sie erzog ihre Tochter nach den religiösen Grundsätzen, oder vielmehr in den Gewohnheiten, welchen die Weiber des Bürgerstandes noch treu blieben, während die höheren Stände ihnen längst untreu geworden waren. Die in ihrer Jugend genährten religiösen Gefühle, die erst später einer andern Ueberzeugung wichen, ohne je ganz ausgetilgt zu werden, wurden hernach durch den Aufenthalt in einer klösterlichen Pensionsanstalt zu einer sanften Schwärmerei. Dies verdankte sie zum Theil dem Lesen des Tasso, des Fenelon, einigen übersetzten Schriften des h. Augustinus und ähnlichen Büchern, besonders aber dem häuslichen eingezogenen Leben und dem Umgange mit einer Mutter, die Manches zu dulden hatte. Eine ihrer Tanten hatte als Aufseherin der Kinder eines guten Hauses die Welt einigermaßen kennen lernen. Die erhöhte Stimmung ihres Geistes ward vermehrt durch Freundschaft mit einer verwandten Seele und Plutarchs Lebensbeschreibungen entflammten die Begeisterung für Verfassungen, Gesinnungen und Thaten des Alterthums, wie sie im Plutarch dargestellt sind. Aus eben dieser mehr poetischen als historischen Quelle hatte bekanntlich auch Rousseau seine Vorstellung von den republikanischen Charakteren der alten Zeit

und die glänzenden Bilder der alten Republiken, besonders von Rom und Sparta, entlehnt, und sich die Idee eines Staatsverhältnisses gebildet, das weder je war, noch seyn wird, das aber eben darum einer weiblichen Seele um desto mehr gefallen mußte. Nicht jedem Weibe möchte übrigens zu empfehlen seyn, sich auf dem Wege, den die Roland ging, Bildung zu verschaffen, doch sieht man bei ihr, daß weit weniger auf Methode ankommt als auf Gründlichkeit. Schon als Kind las sie ohne alle Anleitung, ohne Methode die allerverschiedensten Bücher von Fenelon bis zum Candide herab, ohne Nachtheil für ihre Bildung oder ihre moralischen Grundsätze, durcheinander, und studirte später, weil sie weniger ihren ästhetischen Geschmack, als ihren Verstand auszubilden suchte, Diodor von Sicilien, Montesquieu, Des Cartes, Mallebranche, Pascal, Diderot, d'Alembert, das Système de la nature, die Briefe des h. Hieronymus und ähnliche Schriften neben den Quartbänden des Billy und der trockenen französischen Geschichte des alten Mezeray. Ein Geist, der dieser Ausdauer und Anstrengung fähig war, konnte durch das Leichtfertige und Spöttische der Literatur der damaligen Zeit nicht fortgerissen werden. Der Roland Zweifel kamen ihr auch nicht von dieser Seite her, sondern sie ward durch andere Bedenklichkeiten gereizt, die Zweifler zu befragen. Das weibliche Gemüth fand ein Bedenken dabei, daß alle Menschen, die ohne Christenthum und selbst vor demselben gestorben, verdammt seyn sollten, dies weckte ihr Nachdenken über das Bedürfniß einer Offenbarung, sie las die breiten und matten Vertheidiger der Offenbarung und des Kirchenglaubens gegen witzige Spötter und geistreiche Zweifler, sie fand dort die Bücher der Philosophen und Encyclopädisten angeführt, sie verschaffte sie sich. Es erging ihr indessen wie Rousseau. Beide hatten ein gefühlvolles Herz, beide liebten die Natur und die Naturwissenschaften, beide konnten nie wie Gelehrte, die über Systeme brüten, oder Weltleute, die nur sich selbst lieben, dahin gebracht werden, die Moral mit dem Dogma, die Lehre von der göttlichen Natur der menschlichen Seele

mit der Lehre von Engeln und Teufeln und Dreieinigkeit in einerlei Rang zu setzen. Darüber spricht sich die Roland vortrefflich aus. b) Sie bemerkt mit Recht, daß es gut für sie war, die Bekanntschaft mit Rousseau's Schriften nicht früher gemacht zu haben, da sie, sobald sie diese einmal kannte, nur in ihnen und den dort gegebenen Idealen lebte, und diese Huldigung war natürlicher und weniger prahlend und affectirt als die, welche ihm die Frau von Staël im zweiundzwanzigsten Jahre in einem Buche erwies. Stille Freude an der Natur, Freundschaft, Familienleben, erhielten den moralischen und religiösen Sinn der Frau Roland, während sie die Träume der Systeme eines Bonnet und anderer, die Gott und die Vorsehung mit Händen greifen wollten, und ihre Theologie in der Natur wieder fanden, erkannte und verlachte. c) Die Staël stand schon als kleines Kind auf der Bühne, die sie nachher nur so lange verlassen hat, als sie der Todesschrecken von Paris entfernt hielt, oder Bonaparte sie mit eisernem Arme davon abwehrte. Sie mußte eine Rolle spielen, sie mußte Worte für Thaten und Floskeln für Gedanken halten lernen, wenn sie ihres Vaters Geist anbeten sollte, wie sie that. Die Roland fand in ihren früheren Kreisen keine Gelegenheit, durch Bildung zu glänzen, sie hatte aber weibliche Pflichten mit der That, nicht wie die Frau von Staël mit der poetischen

---

b) In einem ihrer Briefe spricht sie sich über die Wirkung des Familienlebens und des Studiums der Natur in Beziehung auf den Glauben an Gott und Vorsehung vortrefflich aus: Ce n'est que dans la poussière du cabinet, en pâlissant sur les livres, ou dans le tourbillon du monde, en respirant la corruption des hommes que le sentiment se desèche et qu'une triste raison s'élève avec les nuages du doute ou les vapeurs destructives de l'incrédulité. Comme on aime Rousseau! comme on le trouve sage et vrai, quand on le met en tiers seulement avec la nature et soi!

c) Sie sagt in ihren Denkschriften: Nollet, Réaumur, Bonnet, qui rêvent quand les autres décrivent, m'amusèrent à leur tour, ainsi que Maupertuis, qui fait des jérémiades même en décrivant les plaisirs des limaçons.

Rede, zu erfüllen; sie that dies als Tochter, als Verwandtin, als Verwalterin eines Hauswesens, noch ehe sie Gattin und Mutter war. Als Gattin hätte sie keinen Ehrenplatz im Gerede der Salons; sie gesellte sich zu ihrem Gatten in der Stille des Cabinets und lieh ihm ihren lebhaftern Styl für diejenige Art Schriften, die seinen etwas trockenen Ton nicht vertrugen. Schon dies allein mußte ihr in dem Augenblick, wo sie eine Veränderung aller bürgerlichen Verhältnisse erwartete, wie sie Rückkehr zur Ordnung der Dinge, in welcher der wahre Werth allein den Rang des Menschen bestimmt, hoffte, eine ganz andere Stellung und Richtung geben, als der Frau von Staël, die nie gewußt hatte, was Weiblichkeit sey, noch weniger was Bescheidenheit oder Arbeit und Anstrengung. Zur Zeit ihrer Geburt war Necker freilich noch im Hause der Thelüsson, hatte also noch einen untergeordneten Platz, schon wenige Jahre nachher hatte sich dies indessen völlig verändert. Ihre Mutter hätte sie gern in der Art erzogen, wie sie selbst erzogen war, allein die Tochter sollte zugleich eine glänzende Rolle in der geistreichen Pariser Gesellschaft spielen, Beides ließ sich unmöglich vereinigen, Mutter und Tochter gingen daher einen verschiedenen Weg, der eitle Vater aber spiegelte sich in der Tochter und sie in ihm. Die Frau Necker, die Mutter der Frau von Staël, ist übrigens nicht weniger berühmt durch ihre Geistesbildung als ihre Tochter, denn Gibbon und Rousseau haben sie in dieser Rücksicht zu einer historischen Person gemacht. Sie brachte bekanntlich den Ruf von Geist und Wissenschaft mit nach Paris und erregte besonders dadurch die Aufmerksamkeit, daß Gibbon ihr die Ehe versprochen und dieses Versprechen später gebrochen hatte. Die Frau Necker war die Tochter eines protestantischen Geistlichen auf einem Dorfe an der äußersten Grenze des Waadtlandes und der Franche Comté, und Herr Gibbon in seinen Denkwürdigkeiten berichtet von ihr: Der Herr Cürchod, ihr Vater, habe auf seinem einsamen Dorfe seiner einzigen Tochter eine literarische und sogar eine gelehrte Erziehung gegeben. Sie habe durch ihre Fortschritte in

Wissenschaften und Sprachen seine Erwartungen übertroffen, und wenn sie auf kurze Zeit zum Besuch in Lausanne gewesen sey, habe man dort von nichts geredet, als von der Schönheit, dem Verstande, der Gelehrsamkeit der Fräulein Curchod. Dabei spricht Gibbon sie mit Recht von der Art Pedanterei frei, die Gelehrsamkeit am unrechten Ort zeigt, und rühmt die Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung, den Ausdruck ihrer Empfindungen und ihr ganzes Benehmen. In Paris sammelte sie, was man vornehm und anmaßend die beste Gesellschaft zu nennen pflegt, in ihrem Hause und an ihrem Tische; dort durften Thomas, Grimm, Raynal, Marmontel und andere Schönredner und Sophisten nicht fehlen. Gibbon sagt, als er von seiner Reise nach Paris spricht und anführt, daß er das Haus des damaligen Directors der französischen Finanzen besucht habe: es hätten sich dort die fremden Minister aller Nationen, die größten Namen von Frankreich, alle Männer und Frauen, die aus irgend einem Grunde ausgezeichnet gewesen seyen, versammelt. Daß die Frau Necker nicht ganz auf der Höhe der leichtfertigen herrschenden Manier war, daß ihre Tochter mit dem Rest von Ernst, den ihre Mutter vom Lande mitgebracht hatte, und den die Frau Necker de Saussüre, die ein Buch der Bewunderung über die Frau von Staël geschrieben hat, eine gewisse Pedanterei nennt, nicht zufrieden war, mag man bei der Frau Necker de Saussüre nachlesen. Da übrigens die Frau Necker ihre Tochter von Kindesbeinen auf in dem glänzenden Gesellschaftszimmer neben sich auf einem Stühlchen sitzen hatte, und gern sah, daß sie reden lernte, ehe sie denken konnte, so entwickelte sich der Charakter und das Talent der Frau von Staël sehr früh auf eine Weise, die wir die diplomatische oder die ritterliche oder die poetische nennen möchten. Nach dieser Weise lernt man in Gesellschaften, in welche Jeder gewisse Urtheile mitbringt, und ein Wissen auskramt, das er sich verschafft hat, um es zu zeigen, über alle möglichen Gegenstände geistreich reden, jedem Dinge eine Seite abgewinnen, aus Urtheilen ein Urtheil machen, das geeignet ist, viele Stimmen

für sich zu vereinigen. Man lernt dort die Welt durch glänzende oder witzige Rede in Erstaunen setzen, eine ächt weibliche Seele bildet sich da nicht, und daß Erkenntniß der wahren Menschennatur, des wahren Glücks, reiner Freundschaft, ächter Liebe und des seligen Friedens stiller Gemüther dort nicht erlangt werde, geben selbst die Bewunderer der glänzenden Weltbildung zu. Die Frau Necker glaubte durch Lehre und systematischen Unterricht den Eindruck wahrscheinlich mindern zu können, den eine Unterhaltung, die sie in andern Rücksichten für nützlich hielt, auf ein Mädchen von vielen natürlichen Anlagen machen könnte, und opferte daher ohne Bedenken Kindheit und Kindlichkeit der Tochter dem glänzenden Effect in der Welt auf. Verzeihlich war es einer Mutter, wenn sie die seltenen Anlagen und Fähigkeiten einer Tochter schnell in Ruf und Ansehen bringen wollte, und in der That huldigten die berühmten Männer, die sich bei ihr sammelten, dem Mädchen schon im eilften Jahre und bewunderten ihre rhetorischen Talente. Die Frau Necker, die das Verkehrte der Pariser Gesellschaft recht gut einsah, wollte nach Weiberart die Extreme versöhnen. Sie wollte auf der einen Seite ihrer religiösen Erziehung nicht untreu werden, auf der andern scheute sie sich, der geistreichen Gesellschaft zu mißfallen, fürchtete, sie möchte den kleinstädtischen Schein haben, nicht auf der Höhe des Tons zu seyn. Sie hörte zu, sie schwieg, und doch gab sie Grimm Gelegenheit zum Aergerniß. Wir haben zwei Stellen aus der Masse elender Klatscherei, unbedeutender Anekdoten und matter Witze der Correspondance du Baron de Grimm (1812) aus der ersten Lieferung (5 Vol.) herausgelesen, wo er sich darüber ausspricht. Er meint, 1r Th. S. 332, die Frau Necker sollte an ihren leichtfertigen Witzeleien mehr Antheil nehmen, sich über ihre religiösen Ansichten aussprechen, nicht aber still sitzen und unter lauter Systematikern, d. h. Lehrern des Unglaubens, ihre Art Frömmigkeit behalten wollen. Im 2n Th. S. 513 — 15 führt er einen Brief von Voltaire an die Frau Necker an, worin dieser mit seiner gewöhnlichen Feinheit und Laune zu verstehen

giebt, daß er wohl wisse, daß sie sich nicht zu seinem System bekenne. Unter diesen Umständen wird es uns doppelt wundern, wenn wir die Frau von Staël mitten unter diesem von Rousseau überall verhöhnten und verachteten Treiben und unter den Leuten, die ihm durchaus mißfielen, als seine Lobrednerin auftreten sehen. Uebereinstimmend mit dem Ton der Gesellschaft war das nicht, doch ist sie auch nie auf der Seite der Spötter gewesen, dazu war sie zu poetisch; verdient hatte Rousseau die Lobschrift, da er ihre Mutter, ehe sie Tafel hielt, ehe sie verheirathet war, mit Auszeichnung erwähnte. d) Daß übrigens die Frau von Staël von Jugend auf dazu gebildet ward, das Wahre und Gediegene dem Glänzenden nachzusetzen, sich fremde Gedanken und Gefühle so anzueignen, daß sie ihr Eigenthum wurden, und diese fremden Gedanken, vermöge der Lebendigkeit ihres Geistes, bei ihrer Uebung in Sprache und Ausdruck als ihre eigenen Ideen wieder zum Vorschein zu bringen, und ihnen durch eine neue Form neuen Reiz zu geben, sehen wir aus einzelnen Scenen des täglichen Lebens im Neckerschen Hause, deren Beschreibung Grimm neben andern Pariser Neuigkeiten den Fürsten meldet, die, um jede Kleinigkeit der bewunderten Gesellschaft zu erfahren, eigne Correspondenten in Paris hielten. Necker ist der Abgott, dem seine Familie und die Herren der Academie Weihrauch streuen, Marmontel dichtet Verse auf seine Genesung, die eilfjährige Tochter singt die Verse ab, die Gesellschaft horcht, sie bückt sich, sie erhebt das Mädchen in die Wolken. Dies ist indessen in reichen, oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, in guten Häusern so sehr eingeführte Sitte, daß wir es nur im Vorbeigehen erwähnen. Im zwölften Jahr geht es schon einen Schritt weiter. Grimm, Thomas, Marmontel werden durch die von ihr verfertigten Theaterstücke in Erstaunen gesetzt. Man traut seinen Augen

---

d) Gibbon ist daher höchst unwillig über Rousseau, der ihn wegen seiner Wortbrüchigkeit grausam mitnimmt. Man vergleiche über die Madselle Curchod Rousseau's Brief ed. in 4to Vol. XVII. p. 60.

kaum, wenn man von Grimm hört, daß unter den Theaterstücken des zwölfjährigen Mädchens eins ist sur les inconvéniens de la vie de Paris, das Grimm und seine Freunde ganz vortrefflich finden. e) Im fünfzehnten macht sie Auszüge aus dem Geiste der Gesetze und fügt ihre eignen Bemerkungen bei, Raynal ersucht sie um einen Aufsatz über die Aufhebung des Edicts von Nantes, den er seinem Werke einverleiben will, und ihr Vater correspondirt mit ihr über seine Rechenschaft über die Verwaltung der Finanzen von Frankreich (compte rendu) und überlegt mit ihr die wichtigsten Dinge der Staatsverwaltung. Man weiß nicht, ob man mehr über den Vater lächeln, oder die Tochter mehr bedauern soll, die so frühe Wahrheit und kindliche Unschuld dem eiteln Glanz und dem leeren Schein opfert. Treibt sie doch die affectirte Natürlichkeit und die alberne Aeusserung von Zuneigung so weit, daß sie dem Vater anbietet, weil er sich so gern mit Gibbon unterhalte, so wolle sie ihn heirathen, damit er dieser Unterhaltung beständig genießen könne. Um die Albernheit dieser als außerordentlich ausposaunten Aeusserung zu beurtheilen, darf man die Verschiedenheit des Alters nicht einmal bedenken, sondern nur die ganz merkwürdig plumpe vom Kopf bis zu den Füßen unförmliche Figur Gibbon's einmal betrachtet haben, deren Conterfey man seinen Denkwürdigkeiten beizufügen pflegt. Eine Frau, die so erwachsen, so gebildet, so verwöhnt und geschmeichelt, so durchaus eitel und anmaßend ist, schreibt im zwei und zwanzigsten Jahre ein Buch Briefe über Rousseau, worin sie das Lob des Mannes verkündet, der nur Einfalt, Wahrheit, Anspruchlosigkeit, Häuslichkeit, Unbekanntschaft mit großen Städten, ihren Verhältnissen und Sitten als die erste Bedingung weiblicher Bildung erkennt! Man sieht, jede Spur von Natur ist verwischt. Wendet man Alles dieses auf die Beurtheilung der

---

e) Grimm Correspondance Vol. IV. p. 290.: Cette pièce n'est pas seulement fort étonnante pour son age, mais même supérieure à tous ses modèles.

Revolution an, die von einem auf diese Weise gebildeten Weibe zu erwarten ist, so zeigt sich gleich im Allgemeinen, daß ihr Alles gefallen muß, was ihr Vater beginnt, daß sie entzückt ist, wenn man ihn vergöttert, daß sie schmäht und unwillig wird, wenn seine Plane nicht angenommen werden. Eine Dame von so lebhafter Einbildungskraft, die England eine Wunderinsel nennt, weil sie, vom Schein geblendet, die verdorbene Geld- und Geburtsaristokratie zum Ideal macht; eine Dame, die ihren Glanz und ihr Ansehn dem Theil des Adels verdankte, der sich der neuen Grundsätze bemächtigt und vom andern Adel getrennt hatte, konnte unmöglich den Gedanken einer gänzlichen Veränderung aller bürgerlichen und geselligen Verhältnisse ertragen, oder diejenigen, die nicht stehen bleiben wollten, wo sie stehen blieb, unpartheiisch beurtheilen. Tochter eines reichen Ministers, neulich an den Hof gekommen, umschwärmt von der liberal gewordenen Ritterschaft der alten Zeit, von ihren Manieren und Reden bezaubert, wie konnte sie ahnden, daß die Bürgerschaft nicht gern einem Könige werde entsagen wollen, um einer Anzahl Familien zu huldigen, die wie in England die älteren Söhne ins Oberparlament, die jüngern ins Unterparlament senden könnten, um die Stellen unter sich zu theilen, den König zu beherrschen und als Güterbesitzer Gesetze über Jagdfrevel und Getraideeinfuhr in der einen Kammer selbst oder durch ihre Söhne und Brüder zu geben und in der andern durch den andern Theil der Familie zu bestätigen? Freilich hatte sie den Demokraten Rousseau in den lettres sur Rousseau vergöttert und verdankte den schon in ihrer Jugend erworbenen großen literarischen Ruf dieser Schrift, eben dieses giebt ihr aber eine noch schiefere Stellung gegen Personen und Ereignisse einer Revolution, die einen festen und kräftigen Sinn, ein rasches Handeln, nicht schöne Reden und Gefühle forderte. Wir wollen dem Leser nicht verhehlen, daß die Roland den neuen Verhältnissen mit einem gerade entgegengesetzten Vorurtheil und einem verhaltenen Groll gegen die Menschen und Manieren, die von der Staël über Alles erhoben werden,

entgegen ging, da sie selbst in den letzten Augenblicken ihres Lebens den Eindruck nicht vergessen konnte, den der Anblick der vornehmen Manier und des vornehmen Lebens in ihrer Jugend zwei Mal auf sie gemacht hatte. Sie zeigt in den Denkschriften, die sie zum Theil während ihrer Gefangenschaft niederschrieb, wie tief ihre sich menschlicher Würde bewußte Seele durch die gnädige Herablassung, die gezwungne Freundlichkeit, die Miene der Ueberlegenheit, welche Leute annahmen, die in jeder Rücksicht tief unter ihr standen, gekränkt ward. Sie erzählt mit vieler Ausführlichkeit und Anschaulichkeit die Geschichte ihres Besuchs bei der Frau von Boismorel, wo ihre Tante Gouvernante gewesen war, giebt scharf und schneidend alle die Züge an, wodurch diese Art Leute bei aller Artigkeit einen Kreis um sich ziehen und andeuten, welche Entfernung zwischen ihnen und den feinsten und gebildetsten Personen anderer Kreise ist. Sie bemerkt, daß sie den Besuch nie wiederholte und die Tante sie auch nie dazu aufforderte. Was das vornehme Leben über der Treppe und unterhalb der Treppe, wie die Engländer sagen, angeht, so hat sie ein Mittagessen am Tische der Hausdienerschaft (à l'office) unvergleichlich beschrieben, das sie einer Tante wegen, die einen Intendanten des Hauses geheirathet hatte, bei einer Frau Penault einnehmen mußte. Bei dieser Gelegenheit zeigt sie, daß lange vor der Revolution die Ueberzeugung in ihr entstanden war, daß die Verdorbenheit der Zeit nur dann aufhören könne, wenn Bürger jeder Art zum Bewußtseyn ihrer Würde als Menschen gelangten, wenn sie sich nicht mehr mit den Purpurlappen der höheren Stände schmücken wollten, und nicht mehr von den Brosamen ihres Tisches schwelgten. Unsere Leser werden sich einer ähnlichen Stelle in Rousseau's Bekenntnissen erinnern, nur kömmt dieser nicht wirklich an den Tisch der Hausdienerschaft, sondern bringt die einladende Dame zur Erkenntniß. Rousseau urtheilt mit Recht, daß die Art Leute und ihre Manier andere Leute anzusehen, dadurch nichts bei ihm gewonnen hätten. Wie diese Gesinnung der Frau Roland, lange ehe sie verheirathet war, zu einem förm-

lichen Haß gegen die Niederträchtigkeit und Kriecherei des einen Theils der damaligen Gesellschaft und des Uebermuths, Trotzes und der Verdorbenheit des andern Theils gediehen war, und wie sie sich mit dem Ideal einer utopischen Republik bürgerlicher Sitten lange vorher herumtrug, ehe an die Revolution gedacht wurde, spricht sie in einer Anekdote aus ihren früheren Jahren vortrefflich aus. Sie soll Versailles sehen, und macht einen Besuch dort, während dessen sie eine Wohnung im Schlosse selbst einnimmt, so daß sie Alles, was vorgeht, sehen, die Personen kennen lernen kann; sie erklärt aber, sie sehe lieber die Statuen im Garten, als die Personen im Schlosse. Ihre Mutter fragt sie, ob sie mit ihrer Reise zufrieden sey? Ja wenn's bald vorbei ist, denn wenn es noch einige Tage dauert, so werde ich die Leute, die ich hier sehe, so verabscheuen, daß ich nicht mehr wissen werde, was ich vor Haß anfangen soll. Und was haben sie dir denn Leides gethan? fragt die Mutter. Sie nöthigen mich, Ungerechtigkeit zu fühlen und wahrzunehmen, und Abgeschmacktheit jeden Augenblick mit anzusehen. Damit recht deutlich werde, wie dies mit ihren Vorstellungen von Athen und von den Republiken alter Zeit und dem Ideal einer Verfassung und bürgerlichen Ordnung, das sie schon als Mädchen in sich trug, zusammenhing, wollen wir die Stelle hersetzen, welche unmittelbar folgt: Ich seufzte, sagt sie, wenn ich an Athen dachte, wo ich auf dieselbe Weise die schönen Künste würde bewundert haben, ohne daß mich der Anblick des Despotismus beleidigt hätte. Ich wandelte im Geist in Griechenland herum, ich wohnte den Olympischen Spielen bei, ich war verdrießlich, in mir eine Französin zu finden. Daß unter den angeführten Umständen die beiden Damen über die Ereignisse und Personen der Revolution ganz verschieden urtheilen mußten, sieht man auf den ersten Blick; offenbar durchschaut indessen die Frau Roland ihre Freunde weit besser als die Frau von Staël die Ihrigen: über ihre Gegner möchte, wie das schon der gute Ton fordert, die Letztere leicht milder urtheilen, als die Erstere. Uebrigens sollte die Staël die Sache eigentlich besser verstehen; sie steckt aber

eben so tief im Irrthum von der Englischen Verfassung, als die Roland im Traum einer anständigen, nicht jacobinischen Demokratie im Schlamme und aus dem Schlamm von Paris mit heftigen Menschen aus dem Süden von Frankreich errichtet. Die Staël streift nach der Weise geistreicher Unterhaltung über Alles hin, giebt alle Töne an, mischt Anekdoten ein, läßt aber keinen bleibenden Eindruck zurück, drückt keinen Gedanken in unsere Seele tief ein, ist überall glänzend, nirgends aus sich selbst wahr. Die Roland wird heftig, doch behält sie auch wo sie heftig wird eine gewisse Würde, sie wird von einem Grundsatz geleitet, den sie mit weiblicher Hartnäckigkeit auch da behauptet, wo nachgeben besser wäre; sie sieht nur ihre Idee im Leben und ist für alles andere blind; sie spricht sich daher mit einer Wärme und Heftigkeit aus, die in der Gesellschaft, für welche und in welcher die Frau von Staël auftritt, unschicklich und übel angebracht wäre. Die Frau von Staël setzt ihr Urtheil aus fremden Urtheilen zusammen und paßt es gewissen Meinungen, einer gewissen Parthei, gewissen romantischen Vorstellungen von moderner Ritterschaft an; von der Roland erfahren wir, wie sie und die wenigen, denen sie ganz traut, zu einer gewissen Zeit wirklich dachten. Die Denkschriften der Roland, die Fragmente von Buzot und Barbaroux sprechen mit dem Ausdrucke der höchsten Wahrheit die leidenschaftliche Berauschung für Freiheit, Wahrheit, Wiedergeburt einer verdorbenen Nation aus, wodurch diese und andere edle Seelen, durch ihre eigne Fantasie und durch Rousseau irre geleitet, das Spielwerk der kalten und schlauen Schurken wurden, die sich mit allen Partheien zu verbinden verstanden, weil sie sich um die Menschheit nie, stets nur um ihren Vortheil kümmerten. Der größere Theil der zahlreichen Freunde der Frau von Staël, deren sie gelegentlich im Guten gedenkt, oder denen sie doch, wenn sie ihr politisches Betragen nicht loben kann, wie wir unten bei Garat sehen werden, im Vorbeigehen eine Verbeugung oder ein freundliches Kopfnicken zutheilt, gehörte zu den Leuten, die von der verminderten Macht der Könige eine

Vermehrung des Einflusses ihrer Familien oder eine Verminderung ihrer eignen Schulden hofften, ihr sind daher Talleyrand und ähnliche Männer dasselbe, was der Roland ein Brissot, Buzot, Pétion und im Anfange sogar auch Robespierre sind. Den Letzten lernt sie indessen bald kennen und er kann die Ueberlegenheit eines Weibes nicht ertragen; Danton ärgert sich über ihre weibliche Tugend und sie findet ihn häßlich und gemein. Uebrigens finden wir den Gedanken von der Demokratie als der vollkommensten Verfassung, den Gedanken, ihr Leben daran zu wagen, diese Verfassung einführen zu helfen, schon ganz reif in der Roland lange vorher, ehe an eine Revolution in Frankreich selbst nur gedacht werden konnte. In einem Briefe vom Jahre 1782 spricht sie von den damaligen Unruhen in Genf und dem Streit der aristokratischen und demokratischen Parthei in diesem Freistaat. Sie betrauert in diesem Briefe, daß durch die französische Unterstützung die aristokratische Parthei obgesiegt habe und schließt: „Tugend, Freiheit haben keinen Rettungs- und Zufluchtsort mehr als nur in den Herzen einer kleinen Anzahl rechtschaffener Menschen; alle übrigen kümmern mich so wenig als alle Throne der Welt! Ich würde dies den unbeschränkten Herrschern ins Gesicht sagen; man würde lachen, wenn das ein Weib thäte; aber, meiner Treu, wäre ich in Genf gewesen, ich wäre eher gestorben, als daß ich sie hätte lachen sehen." Ihr Gemahl ist in denselben Ansichten, nur ruhiger und mäßiger, kaum bricht daher die Revolution selbst aus, als sie in Villefranche, wo sie bei ihres Gemahls Familie lebte und in Lyon, wo ihr Gemahl als Inspector des Handels und der Fabriken eine Stelle ohne Geschäfte hatte, sich laut aussprach, und die Morgenröthe besserer Tage zu erblicken glaubte. Sie sagt in dieser Beziehung: „Die Revolution entflammte uns (sie und ihren Gemahl). Als Freunde der Menschheit, als Anbeter der Freiheit glaubten wir, sie werde das ganze lebende Geschlecht umgestalten (régénérer l'espèce), dem niederdrückenden Elend der Menschenklasse, deren Lage uns oft so tief gerührt hatte, auf immer abhelfen (détruire); wir

huldigten ihr mit Entzücken.“ Weiter unten sagt sie: „In Paris, wohin mein Gemahl von Lyon aus geschickt wurde, machten wir Bekanntschaft mit mehreren Mitgliedern der ersten Nationalversammlung, wir schlossen uns natürlich an diejenigen an, die wie wir die Freiheit nicht um ihres Nutzens, sondern um ihrer selbst willen liebten, an diejenigen, welche gegenwärtig mit uns das Schicksal fast aller Gründer der Freiheit, aller wahren Freunde der Menschheit theilen, das Schicksal eines Dion, Sokrates, Phocion, in der alten, eines Barnevelt und Sydney in der neuern Zeit.“ Die Staël kennt solchen Enthusiasmus nicht, sie glaubt mit Necker, es lasse sich eine fremde Verfassung, die Frucht eines Kampfs von Jahrhunderten, berechnet auf eine handelnde und seefahrende Nation, auf einen gewissen Volkscharakter, auf Religion und Verhältnisse, mit einigen Veränderungen unmittelbar einer Nation einimpfen, die bisher keinen Begriff von Rechten des Bürger- und Bauerstandes gehabt habe; sie ist gerührt von Neckers Predigten. Sie staunt mit Montesquieu die englische Verfassung als Ideal an, und glaubt, man könne Verfassungen wie Arzneimittel eingeben. Sie kennt weder die Hoffnungen, noch die Bedürfnisse und Erwartungen der tüchtigen Bürgerklassen, mit denen sie nie in Berührung gekommen ist, noch weniger den Bauerstand; sie kennt die Masse der Nation nur aus Romanen. Sie sagt sogar, wenn sie von dem Buche des Herrn Monthion redet, worin er die alte französische Constitution auf dieselbe Weise darstellt, wie unsere deutsche Staatsrechtslehrer jetzt wieder anfangen, die alte deutsche Reichsverfassung darzustellen, nämlich nicht wie sie in der That war, sondern, wie sie dem geduldigen Pergament nach hätte seyn sollen: „Wenn alle Anhänger der alten Ordnung sich zu solchen Grundsätzen, wie dieser Vertheidiger der alten Constitution, bekannt hätten, so würde die Revolution keine Entschuldigung haben, weil sie vollkommen unnöthig gewesen wäre.“ Aus dieser verschiedenen Ansicht der Dinge geht dann natürlich hervor, daß die Eine Necker anbetet, die Andere ihn einen Marktschreier nennt. Dasselbe

gilt vom Ton der Salons und den Akademisten, die dort das Wort führten. Philosophischer und poetischer möchte hier wieder die Staël seyn, die, obgleich vom Heimweh nach den Pariser Salons durch ganz Europa verfolgt, doch nach Art der Welt, jedem Dinge, auch dem größten und besten, nur einen Handelswerth giebt und ihm diesen Werth in Beziehung auf ein anderes Ding stets läßt; hinreißender, kräftiger, wahrer und erwärmender ist die Eigenthümlichkeit der Roland. Sie trifft ein Paar von den Virtuosen der Pariser Salons, den Lobredenverfertiger Thomas und den Dichter Ducis in Lyon an, sie lassen sich auch dort auf Pariser Weise vernehmen, Frau Roland schreibt darüber einer Freundin: „Euer Herr Thomas und Herr Ducis sind in Lyon, sie preisen sich Einer den Andern, wie die Esel der Fabel. Thomas hat sich einfallen lassen, seine Verse an Jeannin, den sie kennen, und über den sich jedermann lustig macht, drucken zu lassen. Der Akademiker lobt den Charlatan aus Leibeskräften und damit das Ding recht rührend werde, hat er ein Einschiebsel angebracht für Ducis, der in Todesangst in einem schlechten Wagen die Reise über die Savoyischen Berge gemacht hat, und umgeworfen ist.“ Das Urtheil der beiden Damen über die erste Nationalversammlung (die constitutive) ist eben so verschieden, als ihre Ansicht des Lebens überhaupt, und die Staël giebt uns keinen vortheilhaften Begriff von ihrer Urtheilsfähigkeit über ernste Dinge, wenn sie es allerliebst findet, daß man selbst damals noch, als es das Wohl und Wehe der Millionen von Bewohnern Frankreichs, dem Schicksale künftiger Generationen galt, die ernsthaftesten Dinge im Kreise der Damen auf dieselbe leichtfertige Weise behandelte, wie man über Oper und Schauspiel sich zu unterhalten pflegt. Die Roland drückt dagegen ihren tiefsten Unwillen darüber aus, daß man sich immer in schönen Reden, oft in leerem Geschwätz gefalle, wenn man handeln solle und Charakter zeigen; sie fühlt es jeden Augenblick, daß ein Weib nicht in den Kreis gehört, in den sie gerathen ist. Sie zieht sich daher noch zu der Zeit, als sie das Ministerium regiert,

bescheiden zurück, und sucht, wo sie am kräftigsten handelt, die Weiblichkeit zu retten. Die Frau von Staël gefällt sich in dem Kreise eitler, schwacher, wenn gleich liebenswürdiger und gebildeter Männer, die ihr im geselligen Gespräche Staatsangelegenheiten vortragen, und denen sie Orakel ist; sie glaubt durch diplomatische Mittagessen, wie ehemals, wo es Kleinigkeiten galt, Partheien versöhnen zu können, die empfinden, daß sie entweder Alles gewinnen oder Alles verlieren müssen, je nachdem sie den Augenblick benutzen oder versäumen. Wir wollen dies durch einige Stellen aus den Schriften der beiden Damen erläutern. Das ganze siebzehnte Capitel des zweiten Theils der Betrachtungen der Frau von Staël, wo von der constitutionellen Versammlung und dem Ton der Gesellschaften der Zeit die Rede ist, zeigt die Frau von Staël von ihrer weiblichen Seite und bewährt mehr als irgend etwas, das ihre Feinde sagen können, das Oberflächliche und Elende der Leute, denen sie die Regierung des Staats gönnte. Da wir nicht ihr Buch kritisiren, sondern nur die beiden weiblichen Charaktere und gelegentlich einige Ereignisse der Revolution näher ins Auge fassen wollen, so verweisen wir auf Bailleul, der zwar das Buch der Frau von Staël mit der Heftigkeit eines Mannes angreift, der von den verschiedenen Partheien zur Verfertigung von Streitschriften gebraucht ist, und auch die berüchtigte vom achtzehnten Fructidor, die Carnot beantwortet hat, verfaßte, hier aber doch gewiß Recht hat. f) Wir wollen nur eine Stelle herausheben, die zwar ungemein geistreich seyn mag, aber auch zugleich ungemein leichtfertig und oberflächlich ist: „In England, sagt sie, sind die Frauen

f) **Examen critique de l'ouvrage posthume de Mdme la baronne de Staël par J. C. Bailleul ancien député à Paris 1828. 2 Voll. 8.** Im 1sten Theil p. 353 hat er alle Züge der Leichtfertigkeit bitter hervorgehoben. Als da ist: **faire des calembourgs sur les circonstances les plus importantes.** Das findet sie sehr artig und würdig. **Changer l'histoire du monde en commérage.** Das findet sie schön. **La légerté française s'alliant aux questions les plus sérieuses de la politique.** Das findet sie allerliebst.

gewohnt, vor den Männern zu schweigen, (wenn sie noch lebte, könnten wir ihr zum Troste sagen, daß das schon angefangen habe, sich zu ändern,) wenn von politischen Gegenständen die Rede ist. In Frankreich leiteten die Frauen in ihren Häusern fast alle Unterredungen und schon frühe bildete sich ihr Geist zu der Leichtigkeit, welche dies Talent erforderte. Sie milderten also die Verhandlungen über öffentliche Angelegenheiten und mischten oft unter das Gespräch liebenswürdigen und treffenden Scherz." Hat nicht der Jacobiner ganz Recht, wenn er hier triumphirend ausruft: Das Capitel ist köstlich, es giebt der ganzen Welt kund, welche Erbärmlichkeit oberflächlicher Menschen (quelle futilité) über das Schicksal der Franzosen von oben her entschied. Die Frau Roland fühlt als Weib eben so gut als die Frau von Staël, daß die Uebung und die Abrichtung von Jugend auf der großen Welt auf einer Stelle den Schein der Ueberlegenheit giebt, sie fühlt aber auch, daß dies auf der andern nirgends anders entscheidet, als da, wo sie blos unter den Ihrigen sind. Sie sagt bei der Gelegenheit, als sie und ihr Gemahl eine Zeitlang in Paris waren, und sie den Debatten der constitutiven Versammlung beiwohnte: „Ich bemerkte mit Verdruß, daß die Redner der Parthei der alten Regierung (les noirs) diejenige Art Ueberlegenheit hatten, welche man in großen Versammlungen dadurch erhält, daß man gewohnt ist, eine Person vorzustellen, daß man die Reinheit der Sprache in seiner Gewalt hat, und fein und gewandt in seinem Benehmen ist." Sie fügt aber gleich hinzu: „Stärke der Vernunft, Muth der Rechtlichkeit, der tiefere Blick der Philosophie, die Leichtigkeit das Wort zu finden, welche Leuten, die täglich vor Gericht auftreten, eigen zu seyn pflegt, müssen den Vaterlandsfreunden der linken Seite den Sieg geben, wenn sie alle rein sind, wenn sie einig bleiben." Was aber das Geschwätz angeht, die Debatten über politische Dinge im Gesellschaftssaal, den Weiberwitz und ihren Vorsitz dabei, so findet sich eine sehr passende Stelle, die wir der oben angeführten Stelle der Frau von Staël, die sich des Redens und

Witzelns freut, entgegen setzen wollen. Sie redet von den Zusammenkünften der Freunde der republikanischen Verfassung, der sogenannten Girondisten, die in ihrer Gegenwart, doch ohne ihre Theilnahme, von Pétion, Buzot, Brissot und Andern auf ihrem Zimmer gehalten wurden: „Was mich am meisten verdroß, sagt sie, war das Hin- und Herreden (cet espèce de parlage) und die Leichtfertigkeit, mit welcher die Herrn von so gesundem Verstande drei oder vier Stunden verplaudern konnten, ohne daß sie etwas herausbrachten, das der Mühe werth war — — — — Ich hätte den weisen Männern, die ich jeden Tag wegen ihres rechtlichen Sinnes und ihrer reinen Absichten mehr achten lernte, aus Ungeduld Ohrfeigen geben können. Sie waren ganz vortrefflich dazu, eine Sache vernünftig zu erörtern und zu ergründen, alle waren Philosophen und gelehrte Kenner der Staatswissenschaft, so lange es nur aufs Reden ankam; aber sie verstanden sich gar nicht darauf, Menschen zu leiten und zu lenken, folglich auch nicht darauf, auf eine Versammlung zu wirken, sie boten gewöhnlich Wissenschaft und Geist ganz vergebens auf (ils faisaient en pure perte de la science et de l'esprit). Ueber die Art der Thätigkeit der beiden Damen in den politischen Händeln und ihre Vorstellung von der Schicklichkeit oder Unschicklichkeit der Einmischung der Weiber in Dinge, die nicht in den Kreis ihrer Thätigkeit gehören, sprechen sich beide ebenfalls aus. Die Staël rühmt sich, daß sie das Spiel alter Zeit, die Manier abgelebter und in Erbärmlichkeit versunkener Geschlechter, daß sie diplomatische Mittagessen und was sich daran knüpft selbst in einer Zeit, wo es sich um Recht und Gesetz für künftige Generationen handelte, angewendet habe, als wenn es einen Streit um das Recht des Vortritts, der rechten und linken Hand oder der Excellenz gegolten hätte. Sie spricht von dem Streit der Partheien in der constitutionellen Versammlung: „Am Hofe, sagt sie, standen sich die beiden Bataillone der guten Gesellschaft, das Eine der alten Ordnung, das Andere der Freiheit zugethan, einander gegenüber und näherten sich keineswegs. Aus Unternehmungsgeist

begegnete es mir zuweilen, einige Mischungen beider Partheien zu versuchen, indem ich die geistreichsten Männer der entgegengesetzten Bänke zum Mittagessen einlud u. s. w." Die Roland redet zuerst von ihrer Gegenwart bei den oben erwähnten Berathschlagungen, aber sie malt sich nicht in der Mitte des Kreises, den Ton angebend, das Gespräch leitend, treffenden Scherz einmischend, wie die Frau von Staël sich und ihre Damen vorstellt, sondern sie sagt: „Ich war in diesen Versammlungen zugegen, ich wußte aber recht gut, welche Rolle meinem Geschlechte dabei gebühre und fiel nie heraus. Die Berathungen wurden in meiner Gegenwart gehalten, ohne daß ich Antheil daran nahm. Ich saß außerhalb des Kreises an einem Tische und war entweder mit Händearbeit beschäftigt oder schrieb Briefe, während man berathschlagte. Hatte ich auch zehn Sendschreiben fertig zu machen, was sich manchmal ereignete, ich verlor von dem, was gesprochen ward, kein Wörtchen, und manchmal biß ich mich in die Lippen, um nicht meine Meinung laut werden zu lassen." Was die thätige Einmischung in die Staatsangelegenheiten, das Herumfahren, das Unterhandeln, das Hetzen und die ganze unselige Weibergeschäftigkeit angeht, deren sich die Staël rühmt, so stellen wir diesem eine Stelle entgegen, wo die Frau Roland in dem Augenblick, als sie von dem unglücklichen Briefe an den König, dessen wir unten gedenken werden, redet, des Einflusses erwähnt, den sie auf ihren Gemahl und auf die Staatsgeschäfte hatte und haben wollte. „Viele Leute, sagt sie, schreiben mir nur darum Verdienste zu, um sie meinem Mann abzusprechen, Andere glauben, ich hätte in den Staatsangelegenheiten einen Einfluß gehabt, der meiner Art nicht ist. Gewohnheit und Neigung zur Arbeit mit der Feder haben mich bewogen, meines Gemahls Beschäftigungen zu theilen; ich schrieb mit ihm, wie ich mit ihm speisete, weil das Eine mir fast so natürlich war, als das Andere. Da ich nur für sein Glück lebte, so widmete ich mich dem, was ihm das größte Vergnügen machte — — — Er wurde Minister, ich mischte mich in die Verwaltung nicht; war aber ein Rund-

schreiben, eine Instruction der Beamten, eine wichtige öffentliche Schrift abzufassen, dann berathschlagten wir zusammen darüber mit dem innigen Vertrauen, das wir in allen Dingen zu einander hatten; von seinen Ideen durchdrungen, voll von den Meinungen nahm ich die Feder, die ich besser Zeit hatte zu führen als er." Um Menschen richtig beurtheilen zu lernen, war die Stellung der Frau von Staël unstreitig günstiger, als die der Frau Roland; dennoch ist ihr bei ihren Freunden weit eher alles das, was glänzt, ächtes Gold, als der Frau Roland. Ihre gesellige Bildung, ihr romantischer Geist, ihre unruhige Beweglichkeit erlaubt ihr freilich, jedem Dinge eine Seite abzugewinnen, überall eine mildernde Redensart einzumischen, und sich das Ansehen zu geben, als urtheile sie, wie wir jetzt hochtrabend zu sagen pflegen, ohne eine Subjectivität zu verrathen. Es zeigt sich aber auch dabei bald, daß wer Allen Alles seyn will, nur den Weltleuten oder Systematikern allein gefällt, allen Uebrigen aber gar nichts ist. Wir wollen nicht erwähnen, daß sie, wie Cicero den Catilina, wahrhaft kindisch ihren Vater überall im Munde führt: was sollen wir aber sagen, wenn eine Frau, die so viele Götzen in der Revolution vom Volke angebetet und zertrümmert sah, die ganz Frankreich Jahre lang, wenn Bonaparte erschien, eine Abgötterei mit ihm hatte treiben sehen und doch diesen Mann, Gott weiß mit welchem Recht, einen Robespierre zu Pferde nennen konnte, was alle Witzlinge der alten Zeit nachbeteten, im achten Capitel des ersten Theils die Volksstimme bei Necker's erster Entfernung vom Ministerium, als Beweis von seiner Vortrefflichkeit, nicht von der Betrübniß über das Zurückkommen auf ein verderblich System geltend machen will? Dabei beruft sie sich ganz weiblich auf diesen und jenen, der den Lärm mit angesehen, und führt in ihrem Eifer sogar eine Stelle aus der Correspondance von Grimm, dem täglichen Hausgenossen des Herrn Necker, an. Die Frau Roland läßt sich nicht auf diese Weise durch den Schein blenden, sie sagt in Beziehung auf die ausgezeichneten Männer der sogenannten Gironde, die sie täglich zu sehen und zu hören Gelegenheit

hatte: „Ich hätte niemals geahndet, wenn mich nicht die Umstände in die Lage gebracht hätten, die Erfahrung zu machen, wie selten treffendes Urtheil (la justesse d'esprit) und Festigkeit des Charakters sind, wie wenige Menschen folglich zur Verwaltung der Geschäfte taugen und wie viel wenigere noch zum Regieren. Verlangen sie, daß mit diesen Eigenschaften noch vollkommene Uneigennützigkeit verbunden sey? Sie suchen einen Phönix, der gar nicht zu finden ist. Ich wundere mich nicht, daß Männer, die den Haufen der Menschen übersehen, die man an die Spitze großer Reiche gestellt hat, für das ganze Menschengeschlecht große Verachtung haben. Diese Verachtung ist fast eine nothwendige Folge großer Weltkenntniß.“ Ohne Necker persönlich zu kennen, giebt sie uns daher auch von ihm eine Skizze, die wir dem großen Gemälde seiner Tochter gegenüber stellen können. Sie sagt: Necker war immer pathetisch (faisait du pathos), in der Staatsweisheit wie im Styl, ein Mann von mittelmäßigem Schlage (homme médiocre), von dem die Welt eine gute Meinung hatte, weil er eine ungeheuer große von sich selbst hegte, die Ereignisse ganz laut voraus verkündete, ohne die geringste Fähigkeit ihnen vorzubeugen, und bei jeder Gelegenheit von seiner Tugend anfing, wie gewisse Damen von ihrer Keuschheit. Necker war ein schlechter Steuermann in dem Sturm, der sich über Frankreich zusammenzog. Es fehlte, fährt sie fort, Frankreich an Männern, und es ist erstaunlich, wie wenige sich in der Revolution als Männer gezeigt haben; man fand lauter Pygmäen. Es fehlte nicht an Kenntnissen, nicht an Wissenschaft, nicht an Anmuth oder an Philosophie, wohl aber an Stärke der Seele, welche Rousseau so trefflich als erste Eigenschaft des Helden beschreibt, an derjenigen Beurtheilungskraft, die jedes Ding zu würdigen versteht, an dem großen und umfassenden Blick (étendue des vues), der die Zukunft durchdringt, kurz an den Eigenschaften, die den Charakter ausmachen. Diese sucht man überall und findet sie nirgends.“ Man vergleiche diese gedankenreichen Zeilen mit den oben hinfahrenden, zierlichen, scheinbar viel, im Grunde Nichts

sagenden Urtheilen der Frau von Staël über Mirabeau, Syeyes, Mounier, Mallouet im achtzehnten Capitel ihres ersten Theils, an einer Stelle, wo sehr viel darauf ankam, tiefer einzugehen. Bei Brissot, dem Freunde der Roland, der ihre Ideen am meisten beförderte, der sie in das politische Leben einführte, der die Unterhandlungen wegen des Ministeriums, das Roland erhalten sollte, führte, treffen beide beinahe zusammen, beide sehen die Mängel, die der Weiber Auge eher als ein männliches entdeckt; aber welcher Unterschied in der Beurtheilung des Mannes, der als Repräsentant einer gewissen Classe von Menschen ungeachtet aller seiner Schwächen in jener bewegten Zeit bedeutend war. Die Frau von Staël, die einen Laffen, wie den jungen Herrn von Narbonne, den sie hernach ins Kriegsministerium brachte, nicht genug bewundern kann, fertigt Brissot mit vornehmer Manier durch die Redensart ab, er sey ein Schriftsteller gewesen ohne Ordnung in seinen Grundsätzen wie in seinem Styl. Die Roland erkennt seine Fehler an, und trifft hier mit der Frau von Staël völlig zusammen — sie giebt aber durch das, was sie zu seinem Lobe sagt, deutlich zu erkennen, daß sie, ohne es zu wissen und zu wollen, das Herz urtheilen ließ, wo der Verstand allein hätte richten sollen. Wir bemerken für diejenigen Leser, die mit den Personen der Revolution nicht ganz bekannt sind, daß Brissot im Grunde eine Art Abentheurer war, dem nur die Umstände und seine Bekanntschaft mit Nordamerika und der nordamerikanischen Verfassung, so wie überhaupt seine geographischen und statistischen Kenntnisse, die damals nicht so allgemein in Frankreich verbreitet waren als jetzt, einige Bedeutung gaben. Was übrigens die Roland zu seinem Lobe sagt, mag allerdings wahr seyn. Sie giebt eine ausführliche Schilderung von ihm, gesteht, daß das geübte Auge in seinen Schriften auch da, wo die Hauptsache ganz gut sey, die eiligen Züge (la touche hâtive) eines schnell arbeitenden, oft sogar gedankenlosen Geistes wahrnehme. Die Eigenschaften seines Herzens, Uneigennützigkeit, Einfachheit, versöhnten sie mit seinen Fehlern. Brissot's einfache Manieren, sagt sie unter

andern, seine Freimüthigkeit, seine natürliche Nachlässigkeit schienen mir mit der Strenge seiner Grundsätze völlig übereinzustimmen; aber ich fand oft eine gewisse Leichtfertigkeit (légèreté) des Sinnes und des Charakters an ihm, die nicht so gut zu dem Ernst seiner Philosophie paßte. Das hat mir leid gethan, und seine Feinde haben es zu benutzen verstanden u. s. w." Die verschiedene Art der beiden Damen, Männer und ganz besonders ihre Freunde zu beurtheilen, die Manier der Frau von Staël, immer nur den Eindruck zu berücksichtigen, den sie auf ihre Weiblichkeit machten, den Effect, den sie in der Gesellschaft und unter den Schwätzern hervorbrachten; die ganz entgegengesetzte Art der Frau Roland zeigt sich aber besonders bei Gelegenheit des Urtheils, als die Frau von Staël über ihren Kriegsminister, die Frau Roland über die Collegen ihres Mannes im republikanischen Ministerium spricht. Wie schön ist die Gerechtigkeit, die sie Dumourier widerfahren läßt, der ihr tödtlich zuwider war! Der Minister der Frau von Staël ist der Herr von Narbonne, der zwei Mal eine historische Person geworden ist; einmal als er durch die Frau von Staël und ihre Freunde unmittelbar vor Servan Kriegsminister wurde, das andere Mal als ihn Napoleon 1812 unmittelbar vor dem russischen Kriege an Kaiser Alexander schickte. Da wir gleich unten auf Narbonne zurückkommen müssen, weil die Frau von Staël sich seiner auf eine ähnliche Art bediente als die Roland ihres Gemahls, so wollen wir ihn hier etwas näher bezeichnen. Er gehörte zu der Art Leuten, die Wissenschaft und Gründlichkeit für Pedanterei halten, und alles besser wissen, als diejenigen, welche weniger vornehm und gewandt sind wie sie, ihnen ist daher auch alles leicht, was andern schwer ist, und sie übernehmen jedes Geschäft, weil ihre Gewandtheit hinreicht, so lange sie für die eigentliche Arbeit andere Leute brauchen können. Narbonne hatte sich an die Noailles, Lafayette, Rochambeau, Lameth angeschlossen, die noch in den ersten Zeiten der legislativen Versammlung die bedeutenderen Stellen einnahmen; für die Frau von Staël hatte er noch eine andere Bedeutung, deren sie nicht erwähnt. Er war

unter Weibern des Hofs erwachsen, war Schützling der Tanten des Königs, und hatte diese kurz vorher aus dem Reiche geführt, ehe man ihn ins Ministerium brachte. Er hatte bei Koch in Strasburg, den er nachher in der legislativen Versammlung wieder fand, Collegien gehört, hatte auch eine Zeitlang unter Vergennes gearbeitet, um einen Gesandtschaftsposten irgendwo zu erhalten, hatte sich seit der Zeit mit den verschiedensten Dingen abgegeben und hatte eine Fertigkeit erworben, als Redner aufzutreten, ohne gerade Beredtsamkeit zu besitzen. Diesen Mann, dem die Frau von Staël und die Marquise von Condorcet in den ersten Monaten der legislativen Versammlung die größte Bedeutung verschafften, schildert die Frau von Staël mit folgenden, für diese Art Beredsamkeit bezeichnenden Worten: „Er sey, sagt sie, ein großer Herr gewesen, (darauf scheint sie ein besonderes Gewicht zu legen,) ein Hofmann und ein Philosoph." Wir wollen einmal über die beiden letzten Eigenschaften in einer Person vereinigt nicht lachen, wir wollen nicht einmal von der Schilderung Gebrauch machen, die einer seiner Bekannten von ihm gemacht hat, g) wir wollen nur das allgemeine Urtheil über ihn anführen, und dann fragen, wie dieser Mann in solchen Zeiten, im Augenblick eines drohenden Kriegs, unter so viel Partheiung, ohne Finanzen, zum Kriegsminister taugen konnte? Alle Partheien gestehen ihm die Eigenschaften eines vollkommenen Hofmanns zu, gestehen ein, daß er allerliebste Manieren hatte, daß er mit einer witzigen Antwort gleich fertig war, daß er mit Leichtigkeit über alle möglichen Dinge reden konnte, daß er die Weiber und, was viel mehr sagen will, zugleich ihre Ehemänner bezauberte, und neben der Frau von Staël, die den Ruhm des Witzes und Verstandes genoß, die Frau von Condorcet, die auf große Schönheit gegründeten Anspruch hatte, völlig beherrschte, durch

---

g) Mr. de Narbonne était à la fois homme de cour, d'intrigue et de plaisir; il avait de l'esprit, de la vivacité, de la grace, un excellent ton et beaucoup de fatuité.

die Letztere, oder vielmehr durch ihren philosophischen Gemahl den Republikanern, durch die Frau von Staël den Monarchischen empfohlen ward. Man wird einsehen, daß hier noch ganz das alte System, die alten Manieren in wenig veränderter Gestalt sowohl bei der Frau von Staël, als bei ihrem Schützling zum Vorschein kommen; es ist, um kein unartiges Beispiel zu wählen, als wenn die Königin Necker zur Leitung der Finanzen empfiehlt. Der Roland Gesichtspunkt ist ein ganz anderer. Wir brauchen nur ihr Urtheil über die Collegen ihres Mannes anzuführen, um zu beweisen, daß sie wohl einsah, wie wenig ihre Freunde im Stande wären, ihr Ideal auszuführen, wie wenig sie den Umständen gewachsen. Lacoste nennt sie einen ächten commis de bureau der alten Zeit, ausgerüstet mit den Fähigkeiten, die man durch Geschäftsübung erwirbt. Sie wirft ihm hernach Heftigkeit vor, die beim Widersprechen bis zum Lächerlichen getrieben werde; endlich spricht sie ihm den einem Minister durchaus nothwendigen umfassenden Blick und nöthige Thätigkeit ab. Nur bei Düranton, dem Minister der Justiz, sieht man ihre Weiblichkeit durchschimmern; wir werden unten sehen, daß er allein ihrer Heftigkeit Ruhe und kalte Ueberlegung entgegengesetzt hatte. Das konnte sie nicht vergessen. Louvet, dem das Ministerium der Justiz Anfangs bestimmt war, scheint mit der Frau Roland ganz übereinzustimmen; doch setzen beide Düranton gewiß zu tief herab. h) Die Roland nennt ihn ehrlich, aber faul; er habe ein eitles Ansehn gehabt, sey ihr immer mit seinem furchtsamen Charakter und bedeutsamen Geschwätz wie ein altes Weib vorgekommen. Claviere, und das ist bescheiden von ihr, habe den Ruf der Geschicklichkeit in Finanzsachen mit in das Ministerium gebracht, und habe, wie sie glaube, in diesem Fache Kenntnisse, die sie nicht beurtheilen

---

h) Louvet in seinen Mémoires sagt: Un lourd personnage assez ignorant et surtout fort timide, Duranton de Bourdeaux, me fut préféré. Ce fut la première faute du parti républicain. Il l'a payée bien cher.

könne. Sie nennt ihn thätig und arbeitsam, aber hartnäckig, an Kleinigkeiten klebend, nicht sehr verträgsam. Dem nachherigen Kriegsminister Servan giebt sie viele gute Eigenschaften, nur vermißt sie Kälte und Ruhe des Verstandes, Kraft des Charakters. Am merkwürdigsten ist ihre Beurtheilung von Dumouriez; wir wollen nur einige Züge anführen; weil sie dabei ihren Widerwillen gegen Dümouriez ganz vergißt. Sie sagt: „Dümouriez hatte mehr als alle die andern Minister zusammen das, was man Geist (esprit) nennt, aber weniger Moralität, als irgend ein anderer von ihnen. Er war fleißig, tapfer, ein guter General, ein geschickter Hofmann, er schrieb gut, drückte sich mit Leichtigkeit aus, war großer Unternehmungen fähig, es fehlte ihm nur mehr Charakter und ein kälterer Kopf, um die Plane, die er entworfen hatte, zu befolgen. Er war scherzhaft mit seinen Freunden, bedachte sich aber gar nicht, sie alle zu betrügen.“ Dieselbe Verschiedenheit des Charakters, die sich in der Beurtheilung ihrer Freunde und der Anhänger ihrer Parthei bei den beiden Damen zeigt, wird auch bei der Gelegenheit erkannt, als beide durch einen merkwürdigen Brief eine Veränderung des Ministeriums bewirken und wider ihren Willen die Bewegung der Revolution beschleunigen. Die Staël schlüpft über ihren Antheil an der Sache weg, die Roland rühmt sich des Ihrigen, wir wollen daher den Antheil der Einen an der Sache etwas mehr hervorziehen, als sie zu thun für gut findet, und die Andere über ihr Verfahren vernehmen. Daß beide ihre Stellung und ihre Bestimmung verkannten, daß sie Verdienste suchten, wo keine zu erwerben waren, daß sie sich zum Unglück der Franzosen in Staatssachen mischten, versteht sich von selbst. Was Narbonne, die Frau Staël und ihren Brief angeht, so verhielt es sich damit folgendermaßen: Die legislative Versammlung war zusammen gekommen, die Unbrauchbarkeit der Verfassung war augenscheinlich, das Uebergewicht der demokratischen Parthei sichtbar, der Hof offenbar mit den auswärtigen Höfen und mit den Emigranten, die sich zu einem Kriege rüsteten, einverstanden, die Minister de Lessart, Ber-

trand de Molleville und vorher Montmorin unter dem Namen des österreichischen Ausschusses im Schloß dem Volke verhaßt. Unter diesen Umständen erhielt (d. 6. Dec. 1791) Narbonne, von der Frau von Staël und ihrer Parthei gehoben, das Kriegsministerium. An der Spitze der Armeen standen damals lauter Freunde der Frau von Staël, Rochambeau, Lafayette u. a., der alte Luckner war nur ein leerer Name, den man vorschob. Ruhm und Kampf für die Freiheit war das glänzende Stichwort aller Unterhaltungen bei der Frau von Staël; Krieg war die Losung; Vertheidigung des Vaterlandes gegen den Angriff der Fremden der Vorwand, obgleich man, so lange Leopold lebte, keinen Angriff zu besorgen hatte. Die Republikaner, d. h. die Freunde der Frau Roland, oder diejenigen achtbaren Männer, die durch Grundsätze und Begeisterung, nicht durch Aufregung des Pöbels und durch Mord im politischen Kampfe siegen wollten, wurden für den Krieg und für Narbonne durch Condorcet gewonnen, wie die gemäßigt Monarchischen durch die Frau von Staël; die Anhänger der alten Regierung und die Jacobiner aller Farben, d. h. die heftigen Feinde der eingeführten Constitution, wollten den Krieg nicht. Robespierre redete gegen den Plan des Kriegsministers; der Hof, besonders der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, de Lessart, trauten dem Kriegsminister ebenfalls nicht, die Frau von Staël und die Ihrigen declamirten dagegen überall von Krieg und Sieg und drängten dadurch den König auf einen Punkt mit den Jacobinern, weil beide den Krieg hindern wollten. Um das Leichtfertige und Ueberspannte der Parthei, deren Seele die Frau von Staël war, anschaulich zu machen, wollen wir hier noch bemerken, daß sie zu eben der Zeit, als sie auf diese Weise im offnen Kampfe mit dem Theil des Ministeriums waren, der das Vertrauen des Hofes hatte, den abentheuerlichsten Plan von der Welt entwarfen, den König aus Paris zu retten, wo seine Sicherheit bedroht schien. Der König soll über Pontoise und Dieppe entweichen, sich nach Ostende einschiffen, von dort nach Metz gehen, wo ihn Rochambeau und Lafayette, zu denen der

Kriegsminister deshalb gereiset war, aufnehmen sollen. Fragt man nach den Mitteln der Ausführung, so heißt es, der Minister Narbonne soll an der Spitze der königlichen Garden und einiger tausend Nationalgarden des Jura-Departements den König mit Gewalt entführen. Man sieht leicht, daß ein solcher Plan dem romantischen Geiste der Frau von Staël eben so angemessen als den Umständen nach unausführbar und lächerlich war, ungeachtet Talleyrand, damals an der Spitze der Verwaltung des Seine-Departements, davon unterrichtet ward und einwilligte. Der König wollte natürlicher Weise weder vom Krieg noch von der Flucht wissen; Narbonne und die andern Minister waren entzweit, die Staël erbittert, und ohne zu bedenken, daß der König angeklagt wird, wenn die beiden Minister geschmäht werden, beschließt sie nichtsdestoweniger eine Art Appellation ans Volk, eine indirecte Anklage der Minister, die den heftigen Gegnern der Verfassung sehr willkommen seyn mußte. Man hält Versammlung bei der Staël, es wird beschlossen, Narbonne soll an die drei Feldherrn (Rochambeau, Lafayette, Luckner) schreiben, soll seine Unzufriedenheit mit dem Hofe, die Gründe derselben, und seinen Vorsatz, Entlassung zu nehmen, ankündigen, und die Frau von Staël entwirft den Brief, der wirklich abgeschickt wird. Die drei Generale antworten protestirend. Jetzt sollen diese Briefe gedruckt werden. Narbonne scheut sich den König förmlich anzuklagen, die Frau von Staël schickt ohne ihn zu fragen die Briefe ins **Journal de Paris** und Narbonne wagt nicht, öffentlich zu erklären, daß er keinen Theil an diesem Schritte hat. Das Alles übergeht die Frau von Staël mit Stillschweigen, und selbst das Ende erzählt sie nur in allgemeinen Ausdrücken. Der Kriegsminister ward entlassen, und gerade aus dieser Ursache einen Augenblick lang vergöttert; de Lessart ward in den Anklagestand gesetzt, verhaftet, später gemordet, und der König entschloß sich, Dümouriez und die Republikaner ins Ministerium zu nehmen. Die erste Wirkung des Schritts der Frau von Staël war also, daß sie allen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten verlor. Von

diesem Augenblick an begann die Zeit der öffentlichen Wirksamkeit der Frau Roland, deren Gemahl unter den neuen Ministern war, und diese, Dümouriez ausgenommen, zu bereden wußte, ihre Berathschlagungen in seinem Hause zu halten, wo seine Frau zugegen war. Roland und seine Freunde befanden sich bald in derselben Lage, in welcher sich Narbonne vor ihnen befunden hatte; die Roland wurde ungeduldig, wie vorher die Frau von Staël; auch sie kam auf den Gedanken, für die Ihrigen einen Brief zu schreiben. Dieser Anklagebrief gegen den Hof war freilich in einem ganz andern Ton abgefaßt als der der Frau von Staël, doch gesteht sie ihr Verfahren ein, sie rühmt sich des Briefs und tadelt die, welche ihn nicht unterschreiben wollten. Die Roland traute Dümouriez, sobald sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte, durchaus nicht; er war ihr überlegen und lachte ihrer Tugend und ihres Enthusiasmus; ihren Rath und ihre Feder brauchte er nicht, und was ihre Schönheit anging, so war er nicht zart genug um zu seufzen und zu sehr ans Reelle gewöhnt, um sich des bloßen Ansehns zu erfreuen. Sie sagt deshalb: Dümouriez erweckte gleich durch den ersten Eindruck, den er auf mich machte, die Vorstellung in mir, daß zwischen ihm und Roland so wenig Uebereinstimmung sey, daß sie nicht lange zusammen würden bleiben können. Der Eine war die Gradheit und Offenheit in Person, die strenge Billigkeit, ohne irgend eine einschmeichelnde Eigenschaft des Hofmanns, ohne jene Schonung gegen andere, die dem Weltmann eigen ist. Auf der andern Seite glaubte ich in Dümouriez einen sehr geistreichen durchtriebenen Nichtswürdigen (roué spirituel), einen kühnen Ritter zu erkennen, der sich über alles lustig machen würde, der nur seinen Vortheil und seinen Ruhm vor Augen hätte." Dem Könige traute sie ebensowenig, und zwar aus dem ganz richtigen Grunde, weil sie überzeugt war, daß er ihre republikanischen Absichten seiner Erziehung und seiner Stellung wegen nie billigen würde, daß daher der Plan einer Republik nicht auszuführen sey, so lange die Emigranten und die Anhänger der alten Form der Verwaltung an ihm eine

Stütze hätten. Ludwig den XVI. als Privatmann, beurtheilt sie verständig und gemäßigt, als König meint sie könne er das, was in den letzten Zeiten geschehen sey, unmöglich aufrichtig gebilligt haben; es sey daher das Beste, einen förmlichen Bruch mit ihm herbeizuführen. Sie glaubte an der Art, wie der Ministerrath beim Könige gehalten ward, an der Artigkeit des Königs, wenn er sich mit den Ministern über andere Gegenstände unterhielt, an seiner Zurückhaltung, wenn von Geschäften die Rede war, seinen Widerwillen zu erkennen, sie erkannte ferner aus der Stellung, die Dümourier annahm, in der Mitte zwischen dem Könige und den Ministern, daß ihr Ideal nie realisirt werden könne, so lange dies Verhältniß dauere; sie beschloß es zu brechen. i) Die Gelegenheit bot sich zufällig, als der König zweien Gesetzvorschlägen seine Zustimmung nicht ertheilen wollte. Bei dieser Gelegenheit scheint die Roland nicht durchaus wahr, sie redet nicht von Servan's Vorschlag (der Versammlung von zwanzigtausend Banditen nahe bei Paris), sie erwähnt nur des heftigen Gesetzes gegen die unbeeidigten Geistlichen. Als der König sich standhaft weigerte, beide Decrete anzunehmen, entwarf sie einen ersten Brief, den Roland den andern Ministern mittheilen, von ihnen unterschreiben lassen und dem Könige überreichen sollte. Man wird neugierig seyn, was eine Frau, die erst seit anderthalb Jahren Theil an Staatssachen nahm und Personen und Sachen sehr unvollkommen kannte, nicht blos ihrem Gemahl und den Ministern, die die Angelegenheiten ebensowenig kannten, als sie, sondern dem Könige zu sagen oder zu rathen hatte. Der Brief enthält

---

i) Das sagt sie wörtlich. Nous avions déjà gémi, Roland et moi de la foiblesse de ses collègues. Les lenteurs du roi nous avoient fait imaginer, qu'il seroit d'un grand effet de lui addresser collectivement une lettre, qui exposât toutes les raisons déjà énoncées au conseil mais dont l'expression écrite signée de tous les ministres avec la demande de leur démission, si sa Majesté croyoit ne pas devoir agréer leurs représentations, forceroit la main au roi, ou le mettroit à découvert aux yeux de la France.

nichts anders, als eine Erklärung, wie sie, die Frau Roland, nach ihren Begriffen und Ansichten in der Lage des Königs handeln würde. Dieser Brief findet sich in den éclaircissemens et pièces officielles, welche man den Denkschriften der Frau Roland in der Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution de France angehängt hat; man wird sich aber leicht vorstellen, daß die Frau von Staël besser geeignet seyn möge, einen solchen Brief zu schreiben, als die Roland, und in der That ist der Brief, den die Erstere für Narbonne schrieb, in einem ganz andern Ton abgefaßt, wie die beiden Briefe der Roland, sowohl der, den sie den Ministern vorlegte, als der, den sie hernach durch ihren Gemahl übersenden ließ. Der Aufsatz gleicht ziemlich einer politischen Gardinenpredigt; die Minister fühlten daher alle mehr oder weniger das Unschickliche eines solchen Schelt- und Drohbriefs an ihren König, Clavière wollte manchen Satz ausgestrichen haben, Düranton warten, und Lacoste eilte ebenfalls nicht mit seiner Unterschrift. Frau Roland, ohne zu ahnden, daß in Staatsangelegenheiten nicht wie in Privatsachen der augenblickliche Entschluß entscheiden darf, weil die Folgen nicht zu berechnen sind, die aus einer einzigen Uebereilung herfließen, meint, dergleichen Maasregeln müßten Wirkung einer schnellen Wahrnehmung und einer lebhaften Empfindung seyn. Einer von Roland's Collegen, der Minister der Justiz, Düranton, hat seine Erklärung über die Gründe, die ihn abhielten, den Brief zu unterschreiben, schriftlich abgegeben, und dieser Brief, verglichen mit dem, was die Roland von ihrer Ansicht der Sache sagt, zeigt am besten, wie unglücklich es für die öffentlichen Angelegenheiten ist, wenn das Gemüth statt des Verstandes befragt wird. Düranton bemerkt, was die Frau Roland in ihrem republikanischen Stolze ganz übersah, daß die Minister, zugleich Diener des Königs und des Volks, nicht befugt wären, höhere Pflichten, die der Frau Roland vor Augen standen, zu erfüllen, und dagegen das, was nahe lag, zu versäumen. Eine Stelle dieses Briefs besonders stellt den Schritt, den

Roland auf Antreiben seiner Frau thun wollte, und nachher wirklich that, in das rechte Licht. Entweder, sagt Düranton, der König thut das, was sie in dem Briefe fordern, nach angestellter eigener Ueberlegung nicht, und wahrlich! ihr Brief kann ihn nicht dahin stimmen, daß er sich aufrichtig die Entbehrungen auflege, die sie von ihm fordern; oder, wenn er nachgiebt, ist es nur zu wahrscheinlich, daß im Innern der Seele ein tiefer Groll über den Zwang, den man ihm auferlegt hat, zurückbleiben wird. Der Schritt würde also entweder unnütz seyn, oder, wenn er das nicht wäre, könnte er in seinen Wirkungen gefährlich werden, vielleicht sogar unnütz und gefährlich zu gleicher Zeit. Ich wiederhole es, unsere Stellung als Minister verbietet uns einen solchen Schritt. Da unsere nächste Pflicht ist, von dem Könige diejenigen Beschlüsse zu verlangen, die das öffentliche Beste erheischt, so hindern wir uns selbst, unsern Zweck zu erreichen, wenn wir ihn gegen uns einnehmen, wenn wir eine versteckte, in die Seele zurückgedrängte Abneigung unsern Rathschlägen zu folgen, in ihm wecken. Dergleichen dürfen wir nicht hervorrufen, es sey denn, daß die Gewißheit eine große Gefahr vom Staate oder von seiner Person abzuwenden, uns etwa nöthigt, über diese Rücksichten hinauszugehen." Die Roland, die bei dieser Gelegenheit weniger enthusiastisch-republikanisch als weiblich-hartnäckig erscheint, wird in ihrem Plane durch die Weigerung der andern Minister und durch Düranton's sehr verständige Vorstellung nicht irre gemacht, sie giebt zwar den Vorsatz auf, die andern Minister mit in den Schritt hineinzuziehen, sie schreibt aber einen neuen Brief, den ihr Gemahl allein überschicken soll. Diesen Brief sollte Roland nicht nur dem Könige schicken, sondern er sollte ihn auch in Gegenwart der Minister ihm vorlesen, ihm also gewissermaßen vor seinen eigenen Ministern Verweise und Anweisungen ertheilen, wie er sich benehmen müsse. Auch dieser zweite Brief findet sich in den oben angeführten éclaircissemens. Die Roland ahndete eben so wenig als die Staël, daß sie durch denselben den König und ihre Freunde mit ihm verderben

würde. Pache, der nachher als Kriegsminister und als Maire die Herrschaft der Jacobiner begründen half, und der bitterste Feind der Roland und aller derer wurde, die nicht Verbrechen auf Verbrechen häufen wollten, um ihren Zweck zu erreichen, oder das Vaterland zu retten, das sich ohne Verbrechen retten ließ, war gerade zugegen, als die Roland den Brief ihrem Gemahl zum ersten Mal vorlas; sie ist stolz darauf, daß sie damals kühner war, als dieser. Es ist merkwürdig, die edle und keines niedrigen und noch viel weniger eines grausamen Gedankens fähige Frau sich im Augenblicke, wo sie selbst verfolgt und dem Tode bestimmt wird, über ihre damalige Übereilung erklären zu hören. Der Rausch der Begeisterung hat sich nicht verloren, die Folgen ihres Schritts haben sie nicht belehrt, sie rühmt sich der schnellen Abfassung des unglücklichen Schreibens. Es heißt von diesem zweiten Briefe: Er wurde in einem Zuge entworfen, wie beinahe Alles, was ich in dieser Gattung arbeitete, denn das Nothwendige, das Passende einer Sache fühlen, die gute Wirkung vorausahnden, wünschen, sie hervorzubringen, den Gegenstand, der diese Wirkung hervorbringen sollte, im Entwurf fertig machen, war stets bei mir eine und dieselbe Verrichtung. Derselbe Pache, der noch in demselben Jahr meinen Mann verläumden ließ, der uns beide jetzt als Feinde der Freiheit verfolgen läßt, war in Roland's Cabinet anwesend, als wir den Brief zusammen lasen. „Das ist ein dreister Schritt," sagte der Heuchler, den ich damals für einen Weisen hielt. „Dreist freilich, aber er ist gerecht und nothwendig, was liegt am Uebrigen." Was die Gesetze der strengen Moral anbetrifft, so waren beide im Getümmel des Staats lebende Damen, aus ihrer weiblichen Sphäre herausgerissen und über oder unter der Moral. Sie hätten beide der politischen Moral huldigen sollen; dazu konnte sich die Roland nicht entschließen, wohl die Staël. Sie versteht mit großer Kunst Gründe ihres Betragens aufzufinden, wie sie den König mit der scheinbar viel sagenden, im Grunde lächerlichen Redensart zu entschuldigen sucht: „Wenn er sich verstellt habe als König, so sey er

wahr gewesen als Märtyrer.“ Die Roland dagegen erklärt sich offen gegen alle unmoralischen Menschen und gegen alle gewaltsamen Maasregeln, welche ihre sonst durchaus reinen und unverdorbenen Freunde, wie z. B. ein Buzot oder Barbaroux, billigten oder anwendeten. Sie kann und will es nicht verbergen, daß sie wohl gewußt habe, daß man sich grausamer Mittel bedienen wolle, sie entschuldigt aber diese Mittel nicht, wie man in den letzten Zeiten in Frankreich gethan hat, mit der Nothwendigkeit das Vaterland gegen den drohenden Angriff der Fremden zu vertheidigen, wovon sich außerdem weder in den Denkschriften der Girondisten noch der Jacobiner eine Spur findet, weil dort Alles nur zunächst auf den innern politischen Zweck berechnet ist. Was die Zeit der Entscheidung, nämlich die Auftritte in Paris vom 10. Juni bis zum 10. August 1793 angeht, so schildert sie die Frau von Staël poetisch nach Weiber-Art, lebendig und mit steter Rücksicht auf einzelne Persönlichkeiten und Vorfälle, die der Mann, wenn seine Gedanken auf eine wichtige Begebenheit und ihre Ursachen gerichtet sind, ganz aus dem Auge verliert, die dagegen ein Weib, auf Aeusserlichkeiten gerichtet, nie vergißt. So verfolgt sie am 14. Juli den gepuderten Kopf des Königs mitten unter der Menge mit Auge und Wort und dieser gepuderte Kopf mitten unter allen den Schwarzköpfen hängt ihr so fest, daß er eine halbe Seite in den Betrachtungen füllt. Lächerlich in Beziehung auf die Art, ihre Freunde und deren ritterliche Handlungen zu betrachten, ist es, daß sie im 9ten Kapitel des dritten Theils die Heldenthaten und den Heldenmuth ihres Narbonne, Lally, Castellane, Montmorency bei der Gelegenheit rühmt, wo sie sich während des 10. Augusts hinter dem Schlosse versammeln, ohne daß man merkt, daß sie da waren. Ernster zeigt sich die Roland, die über die ganze Zeit vom Juni bis zum August lieber schweigt, als Dinge zu vertheidigen sucht, die sie nicht vertheidigen mag, deren Mißbilligung sie aber im Allgemeinen ausspricht. „Die wahren Patrioten, sagt sie, ließen die lärmende Schaar (sie meint Marseiller, Pöbel, gedungene Verbrecher) wie

Fanghunde los, und vielleicht waren sie gar nicht abgeneigt, sich ihrer zu bedienen, wie man sich beim Heer der verlornen Posten bedient, die man dem Feinde preisgiebt. Sie berechneten aber, fährt sie fort, aus Haß gegen den Despotismus nicht, daß, wenn es gleich in Staatssachen erlaubt seyn mag, etwas Gutes durch schlechte Leute verrichten zu lassen, oder ihren Unfug zu einem nützlichen Zweck zu gebrauchen, es doch immer unendlich gefährlich seyn wird, ihnen von dem Ersteren die Ehre zu lassen, oder sie wegen des Zweiten nicht zu bestrafen. Dieselbe Unbefangenheit der geraden Rechtlichkeit spricht sich in den Urtheilen über die handelnden Personen der Zeit aus. Wir wollen ein Paar Personen anführen, welche von beiden, von der Frau von Staël und von der Roland, erwähnt werden. Pétion, dem wohl Niemand absprechen wird, daß so wenig Bedeutung seine Persönlichkeit haben mag, sein Name immer genannt werden muß, wo der Revolution gedacht wird, fertigt die Frau von Staël mit der Redensart ab: „Erbärmlicher Name, den das Uebel, das er gethan hat, nicht von der Vergessenheit zu retten vermochte.“ Man könnte ihn eher bedauern, daß er eine Unsterblichkeit erlangte, deren er wohl hätte entbehren können; schwerlich kann man ihm diese Unsterblichkeit absprechen. Wir haben die Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis, die sich übrigens durch ihre Wahrhaftigkeit nicht sehr auszeichnen, in diesem Augenblicke nicht zur Hand, wir können also nicht vergleichen, wie die beiden Damen der guten Gesellschaft über denselben Mann urtheilen, den die Genlis wenigstens eine Zeitlang sehr genau gekannt hat; die Roland urtheilt sehr unpartheiisch, obgleich er unter denen gewesen war, die sie in das öffentliche Leben eingeführt hatten. Schon zur Zeit der constitutiven Versammlung hatte sie die Bekanntschaft Pétion's gemacht, und er war unter den Wenigen, die nach ihrem Urtheile ihren Grundsätzen in der constitutiven Versammlung ganz getreu blieben; auch gehörte er unter die wenigen Deputirten, die schon damals mit Roland auf seiner Frau Zimmer zusammen kamen. Buzot,

Pétion, Robespierre allein, sagt sie, blieben bis zum Schluß der Versammlung ihren Grundsätzen getreu, die meisten andern wurden matter. Man sieht hier die weibliche Heftigkeit. Die Andern waren ruhiger und kälter und glaubten genug gethan zu haben. Was übrigens Pétion angeht, so rühmt sie die Heiterkeit seines Wesens, und sagt, sie sey die Folge seines guten Gewissens gewesen; sie rühmt ferner seine Freimüthigkeit, die sich wie seine Munterkeit in seinen Zügen offenbart hätte. Sie fügt endlich hinzu: Als Maire habe er sich klug benommen, habe aber in die Menschen ein zu unbedingtes Vertrauen gesetzt, sey zu hingebend gewesen, zu friedlich, um Stürme vorauszusehen oder sie zu beschwören. In seinen Schriften und Vorträgen, sagt sie, zeige sich nur gesundes Urtheil, ein guter Wille, gesunder Menschenverstand, aber wenig Talent. Sie nennt ihn einen kalten Redner, seinen Styl schleppend (lâche dans son style comme écrivain). Sie urtheilt mit Recht, er würde ein vortrefflicher Bürger einer schon bestehenden Republik gewesen seyn, wäre aber nicht geeignet gewesen, unter einem verdorbenen Volke eine Republik zu errichten. Auch Garat und Barrère, deren politische Laufbahn zu der Zeit, als sie ihre Denkschrift schrieb, eigentlich erst begonnen hatte, beurtheilt sie ganz richtig. Sie sagt: Wenn Garat und Barrère bloße Privatleute wären, würde man ihnen Geist und Rechtlichkeit nicht absprechen; aber der Eine als Minister, der Andere als Gesetzgeber würden alle Staaten in der Welt zu Grunde richten. Ihr Muth, Alles vereinigen oder versöhnen zu wollen, machte, daß sie stets einen schrägen Weg einschlugen, der gerade in den Abgrund und zur Verwirrung führt. Wir wollen nachher Buzot's Urtheil über Garat beifügen, weil dieses durch Garat's ganzes späteres Leben bekräftigt wird. Aus diesem Urtheil wird man zugleich diesen strengen Mann (Buzot) kennen lernen, den Einzigen, den man in dieser Rücksicht der Roland an die Seite setzen kann. Die andern Republikaner waren alle entweder beschränkt, oder schwärmerisch und jugendlich (wie Fonfrede und Ducos) oder systematisch (wie Condorcet). Ehe wir die

Stelle aus Buzots Denkschriften anführen, bemerken wir im Vorbeigehen, wie sehr die Manier der Frau von Staël, in zierlichen Redensarten artige Dinge ohne Wahrheit zu sagen, gegen die wahre und offne Rede der Roland absticht. Es ist gerade so, als wenn wir, was jetzt oft geschieht, einen Systematiker mit den hochtrabenden Worten seines Meisters reden hören und neben ihm einen Mann von schlichtem Sinn, der nur seinen gesunden Verstand und die Erfahrung befragt. Die Frau von Staël findet Garat in Verhältnissen, wo sie ihn schonen zu müssen glaubt, er hat außerdem ihres Vaters (Necker's) Ideen ausposaunt. Seine politische Thätigkeit kurz vor der Schreckenszeit, die Uebernahme des Justizministeriums, nachdem Danton Minister gewesen war und eigentlich an keine Justiz vorerst mehr gedacht wurde, kann sie nicht loben; gelobt muß aber gelegentlich doch werden, sie erwähnt also seiner literarischen Verdienste, obgleich sie sehr gut weiß, was es damit für eine Bewandtniß hat. Die zierliche Redensart ist folgende: „Garat, sagt sie, damals (zur Zeit der Hinrichtung des Königs) Minister der Justiz und in Zeiten, die glücklicher für ihn waren, einer der besten Schriftsteller Frankreichs.“ Der ganze Charakter der Art von Bildung, wo es blos auf den Schein, blos auf die glänzende Rede, durchaus nicht auf Wahrheit oder auf die That ankommt, spricht sich hier aus. Da Buzot, der vielleicht etwas zu strenge seyn mag, besonders die literarische Thätigkeit Garat's berührt, und wir ihm ganz beistimmen, so fügen wir hier die Stelle aus seinen Denkschriften bei: Garat, sagt er, war unter der alten Regierung einer jener Leute, welche den etwas zweideutigen Titel hommes de lettres in Paris führten. Diesen Titel pflegte man damals den Leuten zu geben, die davon lebten, daß sie geistreiche Sachen sagten oder schrieben. k)

---

k) Der feine Spott geht im Deutschen verloren. Er sagt: qui vivaient à faire ou à parler de l'esprit. Garat hat freilich auf alle diese Vorwürfe in seinen Mémoires geantwortet; aber ganz in dem Ton, in welchem alle die Herrn, den Duc de Rovigo mit eingerechnet,

Garat hatte seine Bude im Lyceum (tenait bureau au lycée) und warf zuweilen einige Blumen in den Mercur oder in die anderen Journale, wo diejenigen, die nicht mit d'Alembert und Condorcet den ersten Rang in der Philosophie erreichen konnten, sich begnügten, ihr auf den untersten Stufen wöchentlich Weihrauch darzubringen. Garat, fährt er fort, hatte besonders die Geschicklichkeit, den Leuten in hohen Stellen und den herrschenden Meinungen mit seiner Rede zu dienen. Man hat gesehen, wie er hinter einander allen denen, die auf der Höhe ihrer Macht und ihres Ansehns waren, kriechend schmeichelte, und dieselben Leute nachher ohne Schaam und Redlichkeit, wenn sie gesunken waren, mit eben so großer Niederträchtigkeit schimpfte. Der kleine Mann, der erst Neckers alte Ideen, nachher die der sogenannten Constitutionellen oder Anhänger einer gemäßigten königlichen Gewalt, ausgepriesen hatte, ward nachher Lobredner von Pétion u. s. w. Diese poetische oder politische Manier, sich Grundsätze und Betragen und Beurtheilung der Menschen nach Umständen und Bedürfnissen zu bilden, hat Garat wie die Frau von Staël durch die ganze Revolution hindurch gebracht, und ihnen immer wieder Mittel verschafft, sich Bedeutung zu geben; die Roland geht mit ihrer Moral gleich Anfangs zu Grunde und zieht ihre Freunde mit hinab. Dennoch werden wir ihrem Heldenmuth für das, was sie als recht und wahr einmal erkannt hatte, unsere Bewunderung nicht versagen! Roland, Clavière, Servan, sind nach dem 10. August mit Danton Minister; dieser gesteht selbst, daß ihn die gegen die Tuilerien abgeschossene Kanonenkugel ins Ministerium getragen habe, da war an Moral nicht zu denken. Die Roland kann sich gleichwohl nicht entschließen, gleich der Frau von Staël die Moral der Politik aufzuopfern, weil sie weniger gewandt, weniger geübt in der Taktik der Sphäre war, in die sie auf einmal versetzt worden. Dies zeigt sich in ihrem Urtheile über

---

sich zu rechtfertigen pflegen. An Leuten, die dergleichen glauben, fehlt es nie, es hilft also immer etwas.

die Zusammensetzung des Ministeriums nach der Errichtung der Republik, verglichen mit einer Stelle, wo sich die Frau von Staël der Rettung eines jungen Menschen rühmt, dessen Leben ohne ihre Geschäftigkeit vielleicht nicht einmal in Gefahr gekommen wäre. Die Roland dagegen erklärt frei heraus, daß nichts, was an sich unerlaubt sey, durch den politischen Nutzen erlaubt werden könne, sie entzweit ihre Parthei mit Danton, der damals allein alle geheimen Triebfedern kannte, und die Revolution leitete. So sehr wir daher ihr Betragen gegen Danton und das Gesindel, das er in Bewegung setzte, moralisch betrachtet, loben müssen, so offen muß man eingestehen, daß dieser moralische Heroismus der Roland und der von ihr begeisterten edeln Männer Frankreichs ein politischer Fehler und ein großes Unglück war. Wir wollen, um den Contrast auffallender zu zeigen, erst das Verfahren der Frau von Staël bei der Rettung einer Privatperson, dann der Roland und ihrer Freunde stolze Moralität aus ihrem eignen Bericht darthun. Um einzusehen, wie sehr die Frau von Staël in dem Augenblick, wo sie sich ihrer politischen Freunde in Frankreich annahm und Leute zu retten suchte, die sie nicht kannte, gegen das Land, wo sie sich damals aufhielt, gegen Genf und gegen den Canton Bern, zu dem das Waadland gehörte, versündigte, muß man wissen, daß sowohl in Genf, als besonders in Bern eine Aristokratie bestand, die der damaligen französischen Regierung aus vielen Ursachen verhaßt und zwischen den Franzosen und ihren eigenen Unterthanen im Gedränge war, weil die demokratischen Grundsätze, die in Frankreich siegten, die Hoffnungen des gehorchenden Theils der Cantons-Bürgerschaft aufs höchste gesteigert hatten und die gnädigen Herrn von Bern nicht viel anders angesehen wurden, als die gnädigen Herrn von Frankreich. Die Staël hat berichtet, wie sie selbst dem Getümmel der Schreckenszeit glücklich entkommen ist, wie sie auf ihrem Gute am Genfer See den Stürmen ruhig zusieht, und gelegentlich einige der französischen Herrn, die in Verbindung mit den Fremden gegen ihr unglückliches Vaterland feindselig

heranziehen, bei sich aufnimmt. Unter diesen ehemaligen Pariser Freunden und Bekannten ist auch der Marquis von Jaucourt, der an der Spitze einer Abtheilung des Condéschen Heers gestanden hat, und seinen Neffen aus Frankreich zu bringen wünscht. Der junge Mensch, ein du Chayla, ist in Frankreich militärpflichtig, er ist keineswegs unmittelbar bedroht, er soll wahrscheinlich in der Adels-Armee gegen Frankreich gebraucht werden, nichtsdestoweniger schickt ihm die Frau von Staël einen falschen Schweizerpaß, und entschuldigt dies mit dem Satze: sie hätten es für erlaubt gehalten, die Tyrannei zu betrügen. Sie vergißt dabei, daß Danton und seine Genossen nach demselben Grundsatz handelten, und daß entweder ein doppelter Betrug begangen oder eine Behörde mit ins Spiel gezogen werden mußte. Da indessen Niemand dabei in Gefahr gebracht und kein eigentlich Verbrechen begangen ward, so wäre es Unrecht, die Sache ängstlich genau nehmen zu wollen. Man ging aber noch weiter, man übte nicht allein selbst ein in allen Gesetzen verbotenes Verbrechen, sondern man bewog auch einen sonst achtbaren Mann, seine Pflicht zu vergessen und sich eines doppelten Verbrechens schuldig zu machen, zuerst einer Verfälschung und dann einer Überschreitung der Verbindlichkeiten seines Amts, und einer Verletzung der Pflicht gegen eine nachbarliche Behörde, die wenigstens in dem Augenblick, als sie einen Paß untersuchte, ihre Schuldigkeit that, und auch keine tyrannische Gerichtsbehörde war. Alles dieses, um den Neffen eines Emigranten, einen jungen Laffen, aus einer Gefahr zu ziehen, die er voraus gewußt hatte. Der Schweizerpaß des jungen du Chayla ward nämlich von der französischen Grenzbehörde bezweifelt, sie verlangte, daß der Oberamtmann in Nyon, damals Herr von Reverdil, ein alter Bekannter der Neckerschen Familie, den jungen Mann als einen Waadländer von ihr zurückfordern solle. Der tüchtige und wackre Mann, gesteht sie selbst ein, habe sich lange geweigert, den Privatrücksichten und Privateinflüssen seine klar und einfach vor ihm liegende Pflicht nach der beliebten Manier der Kreise, in denen Frau

von Staël das Wort hatte, aufzuopfern, sie habe ihn aber durch ihre lange geübte Kunst endlich dahin gebracht, ihrem Verlangen gemäß eine offenbare Fälschung zu begehen, die ihn (ohne Rücksicht auf seine Absicht dabei) eines Criminalverbrechens schuldig machte, und seinen Canton, also tausende von Menschen, in die größte Gefahr bringen konnte. Der Frau von Staël fällt es gar nicht ein, daß sie dabei Danton näher ist, als sie selbst ahndet; beide standen auf einer Höhe der Politik, die von der Roland nie erreicht ward. Wenn man in einer Privatsache dergleichen wagen konnte, welches öffentliche Verbrechen ließ sich dann nicht mit dem Grunde, daß der Staat zu retten sey, entschuldigen? So redete Danton, als er die Mordscenen im September organisirte, und die Roland hat vortrefflich dargestellt, wie wenig sie im Stande war, mit ihren strengen Grundsätzen die politische Rolle, die sie doch unglücklicher Weise übernommen hatte, zu behaupten. Sie redet von der Zeit, wo Danton mit ihrem Gemahl, mit Clavière und Servan im Ministerium war, und Anstalten machte, die Mordscenen des Septembers 1792 herbeizuführen. Sie berichtet: „Danton und Fabre *) besuchten mich seit Ende Augusts nicht mehr; ohne Zweifel wollten sie sich aufmerksamen Blicken nicht aussetzen, als sie die Frühmetten ihres Septembers sangen, und hatten schon erkannt, wer Roland und seine Umgebungen wären. Ein fester, edler und offener Charakter, strenge Grundsätze, die man nicht gerade vor sich her trägt, aber doch ungezwungen zeigt, eine Aufführung, die sich gleich bleibt und gehalten ist, fallen augenblicklich einem jeden in die Augen. Sie schlossen, Roland wäre ein ehrlicher Mann, mit dem bei Unternehmungen in ihrer Manier nichts anzufangen wäre, seine Frau böte ihnen keine Seite, um sich einen Einfluß auf ihn

*) Derselbe, der sich den sonderbaren Beinamen **d'Eglantine** gab, nach der Prämie der Poesie, die er erhalten hatte. Derselbe, der hernach als wüthender Jacobiner bekannt ward, und um die Beraubung des **garde meuble** wußte.

zu verschaffen. Sie wäre, meinten sie, eben so fest in ihren Grundsätzen und hätte noch dazu jenen durchdringenden Blick, der ihrem Geschlechte eigen ist, vor dem falsche Leute sich am meisten zu fürchten haben. Vielleicht dachten sie auch wohl, daß sie zuweilen die Feder führe, kurz, daß ein solches Paar, stark durch Vernunft und Charakter, mit einigem Talent ihren Absichten hinderlich seyn könne, daß es also zu Grunde gerichtet werden müsse.“ Wir wollen unten zeigen, daß die Roland und ihre ganze Parthei gerade durch den fortgesetzten Widerstand gegen den einzigen Mann aus Mirabeau's Schule, der unter den Republikanern glänzte, zu Grunde gingen. Sie hatten zur unpassenden Zeit den Heroismus der Sittlichkeit; es ward in den damaligen Umständen ein Heroismus der Staatsklugheit, der Menschenleben und Moral nicht rechnen darf, erfordert. Diesen besaß die Roland nicht. Als Charakter werden wir die Roland bewundern müssen, als Seele einer Parthei müssen wir sie und diejenigen, welche mit ihr gleich dachten, bedauern. Dies wird sich zeigen, wenn wir die edle Frau und ihre Freunde mit dem furchtbaren, aber in seiner Art genialen Danton im Kampf sehen, und dabei bedenken, wie ganz anders die Frau von Staël sich gegen einen großen Herrn benahm, dessen Namen wir als bekannt voraussetzen, der aber an Frechheit, an Zahl der Verbrechen und Laster Danton gleich war, wenn er ihn nicht übertraf. Sie stand diesem geistreichen Mann bekanntlich schon nahe, als er noch Bischof von Aut..n war, sie brachte ihn nach Frankreich zurück, sie half ihm zum Ministerium, sie bahnte ihm den Weg zum Reichthum. Ganz andere Grundsätze spricht die Roland aus; sie vergißt, daß sie sich und ihre Freunde, nicht Danton und die Jakobiner anklagt, wenn sie sich über die Aufnahme Danton's in das Ministerium beschwert, und ein Ministerium Platonischer Art verlangt. Sie sagt: „Sobald der Hof gestürzt war, hätte man ein Ministerium von Männern von tadellosem Wandel, von ausgezeichneten Kenntnissen und Fähigkeiten bilden müssen, um der neuen Regierung einen Gang zu geben, welcher den Bürgern Zutrauen, den

fremden Mächten Achtung eingeflößt hätte. Danton zum Minister machen, das hieß Leute, die ich oben genau gezeichnet habe, in die Regierung einführen, Leute, die freilich, wenn sie nicht gebraucht werden, die Regierung immer beunruhigen, die aber, wenn sie Theil daran haben, die ganze Regierung schlecht machen, und sie um alle Achtung bringen. Aber von wem hätten die Bemerkungen kommen sollen? Wer mußte sie mittheilen, wer sie unterstützen? Natürlich nur die gesetzgebende Versammlung oder der Ausschuß von ein und zwanzig Mitgliedern; denn diese entschieden über die Wahlen. Es waren freilich viele verdiente Leute darin; aber Keiner, der ein entschiedenes Uebergewicht über den Andern gehabt hätte." Ihr folgender Bericht über Danton's überwiegenden Einfluß, über die völlige Nichtigkeit der edlen und tugendhaften Männer im Ministerialrath, über die Unmöglichkeit, die Mordthaten im September zu hindern, über die Erbitterung, mit welcher sie und ihr Gemahl und alle die von ihr begeistert waren, die Männer verfolgten, die in dem Augenblicke noch unentbehrlich waren, und die, ohne sich mit Reden aufzuhalten, beständig handelten, kann man nicht lebhafter schildern, als die Frau Roland gethan hat. Sie erscheint in dieser ganzen Darstellung als ein männlicher Charakter, sie verkehrt wenig mit ihrem eigenen Geschlecht, empfängt keine Besuche, versammelt keinen Kreis um sich, arbeitet unabläßig mit ihrem Mann, fertigt politische Schriften, kurz, scheint zu glauben, daß mit den Mitteln, die ihr zu Gebot standen, und mit der Parthei, zu der sie gehörte, etwas anzufangen sey, da sie doch auf der andern Seite die Einzige ist, die ihre eigene Parthei scharf und richtig beurtheilt. Man vergleiche ihr Urtheil über Condorcet mit dem Urtheil der Frau von Staël über denselben Mann und man wird einen neuen Beweis von dem finden, was wir oben bemerkten. Die Eine ist stets politisch und diplomatisch, sie versteht etwas zu sagen, das man als Orakel behalten kann, dieser Orakelspruch aber giebt kein treues oder nur bestimmtes Bild, sondern läßt sich für verschiedene Zwecke verschieden gebrauchen, je nachdem

man des einen oder des andern Sinns für eine gewisse Absicht bedarf. Da Condorcet eines der Hauptglieder der republikanischen Parthei war, auch literarisch nicht unbedeutend, so ist sein Charakter für die folgende Geschichte des Kampfs der Rolandisten, wie sie von ihren Gegnern genannt wurden, gegen die Dantonisten von Wichtigkeit. Die Schilderung, welche die Roland von ihm macht, zeigt zugleich, wie wenig Einheit und Festigkeit diese Parthei, die sich auf Tugend stützte, welche nach einem bekannten Ausspruch der Alten in der Welt zwar gelobt wird, aber doch Frost und Mangel leidet, der verbrecherischen Energie eines Danton entgegenzusetzen hatte. Die Staël sagt von Condorcet: „Seine großen Einsichten sind nicht zu bestreiten, dennoch hat er durch seine Leidenschaften eine größere Rolle in der Politik gespielt, als durch seine Ideen." Sie wirft ihm nachher Irreligiosität vor, und setzt den ganz unbedeutenden Satz hinzu, um den Perioden gut zu schließen „sein Tod sah auch einem Märtyrer-Tode gleich." Man vergleiche damit das Urtheil der Roland und man wird in ihren Worten den ganz verschiedenen Charakter der beiden Damen sogleich erkennen. „Weil ich aber einmal von einem Akademiker geredet habe, sagt sie, so muß ich wohl auch einige Worte von Condorcet sagen, dessen Verstand die größten Wahrheiten faßt und findet, dessen Charakter aber nur einer beständigen Furcht fähig seyn wird. Man kann auf ihn nicht den bekannten Satz anwenden, daß er in einem schwachen Körper einen großen Muth zeige, sein Muth ist so schwach als seine Gesundheit. Die Furchtsamkeit, die ihn auszeichnet, und die er sogar in seinen Zügen und in seiner Stellung mit in die Gesellschaft bringt, ist nicht blos ein Temperamentsfehler, sie scheint mit seiner Seele innig verbunden und seine Einsichten geben ihm kein Mittel, sie zu besiegen. So kommt es denn, daß wenn er in der Convents-Versammlung einen gewissen Grundsatz dargethan, eine gewisse Wahrheit bewiesen hat, er für das Gegentheil abstimmt, sobald er sich im Angesicht der donnernden Tribünen, die mit Schimpfreden gewaffnet und mit Drohungen freigebig sind, zum Abstimmen von

seinem Sitz erheben soll. Als Secretär der Akademie war er an seinem Platze. Solche Leute muß man schreiben lassen, brauchen muß man sie nie. Man kann glücklich seyn, daß man doch etwas mit ihnen anfangen kann, die meisten furchtsamen Leute taugen zu gar nichts.“ Gleich nachher führt sie an, wie Danton im Ministerium allein herrschte; eine Stelle aus einem Aufsatz von Roland, die die neusten Herausgeber der Denkschriften der Frau Roland beigefügt haben, zeigt dies noch deutlicher, und beweist, daß alle andern Minister nur Arbeiter waren, daß die Leitung Danton überlassen blieb, und dennoch, bei dieser Unfähigkeit der Minister, der Energie der Freiheit eine Energie der Entschlossenheit entgegenzusetzen, bei der Schwäche der Mehrzahl der Deputirten ihrer Parthei hofft die Roland nichts destoweniger durchdringen zu können, hofft einer Parthei, die ihrer spottet und das gebrauchte Werkzeug als unbrauchbar wegzuwerfen im Begriff steht, zu widerstehen! Sie berichtet uns selbst, wie Danton im Ministerium herrscht, wie die Maasregeln zu den September-Mordthaten genommen werden, wie alle Befehle und Belehrungen an die Behörden, welche Roland als Minister des Innern erlassen hat, durchaus unbeachtet bleiben und dennoch besteht sie hartnäckig auf der Untersuchung wegen dieser Mordthaten, begeistert ihre Freunde und bewirkt den unglücklichen Beschluß des Convents, daß die Urheber der Mordthaten und der Beraubung des garde meuble der Krone zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Noch mehr ist indessen zu verwundern, daß dieselbe heroische Frau, die einem Danton muthig entgegen trat, weibliche Schwäche genug hatte, Roland zu bewegen, die ihm angetragene Stelle eines Deputirten im Convent abzulehnen, um Minister zu bleiben. Das wollten offenbar ihre Feinde, sie nahmen dadurch der Roland den ununterbrochenen Zusammenhang mit dem Convent, hinderten sie, ihre Begeisterung dort durch ihren Gemahl zu verbreiten (sie hätte die Reden gearbeitet); die Ministerstelle mußte Roland von selbst verlieren. Sie selbst berichtet uns, wie Danton den Gesetzen zum Trotz einen Monat lang zugleich Con-

ventsdeputirter und Minister bleibt, wie Roland dagegen nichts ausrichten kann, wie er vierzehn Tage aus den Ministerialversammlungen wegbleibt, also selbst den Einfluß seines Feindes vermehrt. Nichtsdestoweniger tobt sie fort gegen Danton und Genossen und ist stolz darauf, daß sie einen Brief abfaßt, der Muth und Festigkeit und Verachtung der drohenden Gefahr ausspricht. Die Versammlung gab den Worten und Gesinnungen lauten Beifall. Das war aber auch Alles, was dadurch erhalten ward. Die Roland selbst gesteht, daß sie der ohnmächtige Beifall der schwachen Freunde gegen Danton's Verfolgungen und gegen Marat's Lästerungen nicht schützen konnte. 1) Der Prozeß des Königs und die Befolgung der Grundsätze eines Buzot und der Roland, welche bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal im Gegensatz gegen die Jakobiner der einen und der andern Seite geltend gemacht wurden, riefen einen Kampf auf Leben und Tod hervor, in dem wir nachher die Seelenstärke der Roland, die mit der Verzagtheit des Königs auffallend contrastirt, bewundern werden. Dieser Kampf ist auch wahrscheinlich Ursache, daß wir von der Roland über den Prozeß des Königs, oder über sein Benehmen nichts erfahren. Ihr unbefangenes, nur auf einen Punkt gerichtetes Auge, ihre Entfernung von Haß und Widerwillen gegen die Person des Königs, würde uns übrigens zu einem richtigeren Urtheile leiten, als die blos auf Erweckung der Theilnahme gerichtete Darstellung der Frau von Staël. Es wäre höchst anziehend, eine Frau, die hernach im Kampfe mit ihren politischen Gegnern, in ihrem Gericht, im Gefängniß, bei und nach der Verurtheilung so viel Seelenstärke zeigt, über das Betragen des Königs vor Gericht und

---

1) Sie verbindet die beiden Wirkungen des Briefs auf folgende Weise: Il écrivit cette lettre avec l'accent d'un courage et d'une fierté qui fut couvert des applaudissemens de la majorité et fit pâlir ses ennemis. Il n'y eut plus de relâche dans le parti de Danton contre lui. Den Brief selbst findet man in den Noten zur Denkschrift der Roland.

über das Benehmen des Convents gegen ihn urtheilen zu hören. Der Eine zeigt, wo wir Erhabenheit und Würde erwarteten, eine weibliche Seele im Dulden, die Jakobi in Allwils Briefen, welche geschrieben wurden, als die ganze Sache noch neu war, ganz richtig mit Lear's Stimmung vergleicht; die Andere dagegen zeigt eine königliche Heldenseele, wahre Begeisterung und den Unwillen eines lange über die Menschen getäuschten Gemüths, über herrschende Gemeinheit und Mißbrauch der Freiheit. Wollen wir den Ernst jener edlen Seelen, die sich mit der leeren Hoffnung täuschten, in einer verdorbenen Stadt wie Paris, von lauter Eitelkeit und entarteten Sitten umgeben, eine Republik begründen zu können, mit der Leichtfertigkeit und Leerheit derer vergleichen, die blos der Meinung des Tags huldigten, die, wie wir bei der Frau von Staël sehen, Freiheit und Wahrheit und Einfalt nur in Worten vertheidigten, in der That aber ihren alten Sitten getreu blieben, so muß man Buzot's Brief an seine Committenten über diesen Prozeß des Königs mit den Bemerkungen der Frau von Staël über diesen Prozeß zusammenhalten. Wir glauben Buzot's öffentliche Erklärung um so mehr für eine Andeutung der Meinung der Roland halten zu können, da er überall dieselben Grundsätze ausspricht, da sie ihn unter allen Girondisten am höchsten schätzt, da er heftig ist wie sie, voll von Rousseau und dessen Idealen wie sie, rechtlich, fest und dabei ein guter Jurist. Er richtete den Brief, aus dem wir einige Stellen entlehnen, unmittelbar nach der Verurtheilung des Königs an seine Wähler in Evreux, um sich zu rechtfertigen, daß er nicht für den Tod des Königs gestimmt habe, daß er vielmehr Alles aufgeboten habe, um ihn zu retten. So vorsichtig auch dieser Brief in der Zeit, in welcher er geschrieben ward, mußte abgefaßt werden, so spricht er dennoch dieselben Grundsätze aus, die wir oben in der Erklärung der Roland über Danton's Ministerium gefunden haben. Beide sind der Greuel überdrüssig, beide wollen eine republikanische Regierung auf festen Grundlagen errichtet haben; beide streben dem Fortgange der absichtlichen Zerstörung

der Sittlichkeit, der Verbreitung der wahnsinnigen Einfälle eines Marat und anderer entgegen, beide sehen im Geiste voraus, daß ihre Freunde zu schwach sind, den Danton's und ihres Gleichen zu widerstehen, daß sie sie verlassen werden, daß sie als Opfer ihres Enthusiasmus fallen müssen; beide verharren an der Stelle, wo sie durch ihre Pflicht sich festgehalten glauben. Man wird ohne alle weitere Bemerkung erkennen, daß die Roland und Buzot immer den Staat und ihr Ideal von Freiheit, die Staël Persönlichkeit und die Meinung der Salons vor Augen hat. „Es kam nicht darauf an, schreibt Buzot an seine Committenten, Thatsachen zu untersuchen, um eine Strafe zu verhängen, sondern es handelte sich davon, über das Passende einer allgemeinen Sicherheitsmaasregel zu berathschlagen. Die Gleichheit der Rechte unterwirft allerdings jeden Strafbaren dem Schwerdte des Gesetzes, in welchem Rang er auch immer gestanden, welche Macht er auch gehabt hat; aber diese Gleichheit, die ich, wenn man mir den Ausdruck vergönnt, eine moralische nennen möchte, vernichtet die Verschiedenheit der Wirkungen und Folgen nicht, und die Nachwelt wird den richterlichen Ausspruch, der den letzten König der Franzosen zum Tode verurtheilte, ängstlich genau prüfen, während sie sich um das Schicksal der unbekannten Verbrecher, die von den Gerichtshöfen verurtheilt werden, gar nicht bekümmern wird." Dann folgen einige andere Bemerkungen, die wir hier nicht einrücken wollen, weiter unten geht er aber zu einem Satze über, den wir oben bei der Roland wirklich gefunden haben, und bringt den darin ausgesprochenen Grundsatz mit seinem Benehmen im Prozesse des Königs in Uebereinstimmung. Es heißt: „Nach den großen Bewegungen einer Revolution ist nichts Eiligeres zu thun, als daß man das Volk zu seiner Würde zurückruft, es zur Ruhe bringt, ihm die Ausübung seiner Rechte, das Gefühl seiner Stärke mittheilt, und es dadurch von der Wichtigkeit seiner Rechte und von der Achtung, auf welche es durch die Ausübung derselben Anspruch erhält, aufmerksam macht. Es schien mir, daß die Befragung der Nation über das Ur-

theil gegen Ludwig ein Mittel sey, diese ihre Rechte ans Licht zu bringen, darum bestand ich auf der Berufung an das Volk. Es gehörte Muth dazu, dies laut zu sagen, denn entweder aus Verblendung, oder aus üblem Willen, oder was wahrscheinlich ist, aus dem einen und dem andern Grunde suchte man die, welche diese Maasregeln vorschlugen, als geheime Freunde und Genossen des Beklagten und des Königthums darzustellen, man gab zu verstehen, sie hätten ihre besonderen Absichten dabei, daß sie ihn zu retten suchten. Aber mitten unter solchen Beschuldigungen, mitten durch den Haß, den sie erzeugen, muß der rechtliche Mann seinem Zwecke nachgehen; das habe ich gethan, und fordere meine Committenten auf, das Urtheil über mich zu sprechen. Die Berufung ans Volk ward verworfen; ich schlug einen Aufschub der Vollziehung des Urtheils vor, damit man wenigstens zeige, daß man mit sehr reiflicher Ueberlegung verfahren sey, dies mußte man, nach meiner Meinung, auf jede Weise durch äußere Zeichen anzudeuten suchen. In der Zwischenzeit hätte man auch gegen den Zweig des Hauses Bourbon, der Ludwig's Sturz zu seinem Vortheil benutzen konnte (Orleans), die nöthigen Vorsichtsmaasregeln nehmen können." Wenden wir uns zur Frau von Staël, so hat sie uns bei Gelegenheit der Septemberscenen mit ihrer eignen Geschichte, mit einigen ihr zufällig eingefallenen Anekdoten angenehm unterhalten; auch bei dem Prozesse des Königs macht sie eine Menge geistreicher Bemerkungen, Historisches oder Eigenes ist darin sehr wenig, alles streift obenhin. Sie spricht nichts von der Lage der Partheien, nichts von der Unvorsichtigkeit der Leute, die den König retten wollten, nichts von der Stimmung des erhitzten Volks, nichts von der bedenklichen Stellung der Gironde, wohl von Vergniaud's Reden. Diese konnten offenbar den König nicht retten: die Maasregeln, die von Lanjuinais und Buzot genommen wurden, um die Gegenparthei, die mit Reden nicht zu bekämpfen war, durch die That zu umgehen, waren ganz allein dazu geeignet. Die Frau von Staël betrachtet die Sache des Königs als einen eigentlichen Prozeß;

das war sie nach Buzot's eigner Erklärung keineswegs, es war eine Staatsmaasregel, das sprach auch St. Just und andere aus. Unter diesen Umständen ist es doppelt lächerlich, daß sie ihres Vaters Rechtfertigungsschrift für den König so wichtig macht, so viele Seiten damit füllt, gleich als wenn nicht der Worte und Reden schon übergenug gewesen wären. Hatte doch die Nation wie der Convent Mosen und die Propheten, was sollte ihnen Necker, der weder Moses noch ein Prophet war? Mit der Dreistigkeit, die dem weiblichen entscheidenden Conversationston eigen ist, mit der Bestimmtheit, die denen so natürlich ist, welche, weil sie mancherlei wissen, Alles zu wissen glauben, und leicht über Alles hinwegschlüpfen, macht sie den Girondisten einen Vorwurf daraus, daß sie, als sie den König retten wollten, mit den Jakobinern in Verbindung blieben, und doch ward ihnen schon ohne diese Trennung der Versuch, den König zu retten, verderblich! Was wäre aus ihnen und ihrer Sache geworden, wenn sie sich in diesem Augenblick von den andern getrennt hätten, oder auch einer andern Parthei sich genähert? Für sich waren sie zahlreich genug, aber aus Mangel an Muth ohne alle Haltung, denn wer könnte gutmüthig genug seyn, zu glauben, daß der Gedanke, Wahrheit und Recht, Tugend und Einfalt der Sitten wiederherzustellen, jemals die Menge oder auch nur einen bedeutenden Theil der Menschheit in Bewegung setzen werde? Sollten sie sich an die Freunde der Frau von Staël, an die Constitutionellen anschließen? Ein Lafayette, ein Rochefoucault hatten dort ebensowenig irgend einen festen Boden; die Talleyrand's und ihre zahlreichen Freunde waren aber wahrlich nicht von der Art, daß die Roland und Buzot und Guadet und einige andere sich mit ihnen hätten verbinden können; auch hätte das nichts genutzt. Die alte Parthei war freilich noch stark genug, wie war es aber möglich, daß sich Feuer und Wasser verbanden? Man sieht, so angenehm sich Alles das lieset, sowenig hat es einen festen Grund. Wenn aber die Frau von Staël bei Gelegenheit der Reden bei dem Prozesse des Königs sich einmal über Witz, über die

Eitelkeit des Redehaltens, über Phrasen der bei dieser ernsten Gelegenheit durch ihre Beredsamkeit glänzenden Mitglieder des Convents beschwert, so muß man doch wahrlich einen bekannten Spruch (Quis tulerit Gracchos de seditione querentes) auf sie anwenden. Was die Person des Königs angeht, so nennt sie seine Schwäche, den Mangel an Würde (wie ganz anders zeigte die Königin diese hernach!!) bei der Anerkennung des Gerichtshofs, die demüthige Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen, ja sogar seine Schwäche, die Königin (eine kaiserliche Prinzessin) in Gegenwart der Commissarien nicht nach seiner Gewohnheit, die Königin, sondern sich selbst verbessernd meine Frau zu nennen, Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit. Jeder Stand hat seine Tugenden, die beiden genannten sind bekanntlich keine königlichen Eigenschaften, weil die Pflicht der königlichen Würde sie nicht zuläßt; gerade in dem Augenblick aber, wo Gemeinheit und Cabale der Parthei des Hauses Orleans die königliche Würde vernichten wollten, mußte sie sich am herrlichsten zeigen, hier mußte offenbar werden, daß Gewohnheit zu herrschen, daß königliche Geburt auch eine schwache Seele stark machen, Ludwig mußte die Erbärmlichkeit der Verfolger im Angesicht des Volks beschämen. Pflegen wir doch selbst im Verbrecher die Kraft der menschlichen Seele zu bewundern, wenn sie kühn und fest den Gesetzen, den Richtern, der Welt den Krieg erklärt, wenn der Verbrecher starb, wie er gelebt hat, gleich den Titanen oder Giganten, die Zeus Blitz vernichten aber nicht beugen kann. Wie beschämen Danton und Hérault de Sechelles und die mit ihnen sind, ihre Feinde und Verfolger, wie setzen sie die Richter in Verlegenheit, die des Mordes gewohnt sind, wie ist es uns unmöglich, ihnen unsere Bewunderung wenigstens von einer Seite her zu versagen! Ludwig erregt nur unser Bedauern, und empörten uns nicht seine Verfolger durch ihre Gemeinheit, durch die unwürdige Behandlung gegen sich, reizten sie nicht unsern ganzen Unwillen, vielleicht gesellte sich dann zu jenem Bedauern noch eine andere Empfindung. Es wäre unwürdig, wenn wir

dies näher nachzuweisen versuchen oder Mitleiden und Theilnahme am Schicksale des unglücklichen Schlachtopfers des politischen Fanatismus und vielleicht verfolgender Bosheit und Rachsucht vermindern wollten, wir deuten daher nur Einiges an. Er selbst gestand, wie Cléry in der als einzig ächt und unverfälscht von ihm erkannten Ausgabe seiner Denkschrift (London 1800) berichtet, von seinem Betragen beim ersten Verhör, daß er seinen Feinden Blößen gegeben habe. Die Stelle lautet:*) „Um Mitternacht (nach dem ersten Verhör) während ich den König auskleiden half, sagte er mir: Ich war weit entfernt zu ahnden, daß man alle die Fragen an mich thun würde, die man an mich that, und in meiner Verlegenheit war ich genöthigt, sogar meine Handschrift abzuleugnen (de renier jusqu'à mon écriture).“ Wir wollen die weitern Schlüsse dem Leser überlassen. Wenn er ferner den Namen Capet, den man ihm lächerlicher Weise giebt, verbittet, warum erkennt er den Gerichtshof, antwortet, fordert Vertheidiger, und giebt dadurch den Leuten, die ihn morden wollten, Gelegenheit, ihre Comödie eines Gerichts ganz auszuspielen, statt sie zu zwingen, ihn gerade und offen zu ermorden. Das Letztere thaten die Dantonisten nachher in ihrem Kampf mit den Freunden Robespierre's. Wenn ihn der Präsident sitzen hieß, so durfte er nur stehen bleiben, oder sich auch gleich setzen; auch in mehreren andern Dingen, besonders den halbwahren, ausweichenden Antworten, vermißt man die königliche Würde ganz und die Ergebung wird Schwäche. Wie ganz anders zeigt sich bei gleichem Anlaß Carl der Erste von England? Freilich war die Behandlung, die Carl der Erste erfuhr, viel schicklicher, ehrenvoller für die englische Nation und weniger kränkend für das unglückliche Schlachtopfer selbst, als die Behandlung Ludwig's im Convent und im Gefängniß; die Frau von Staël giebt uns aber hier aufs neue in ihrem Ausspruch einen Zug ihrer eignen Denkungsart und des Tons ihrer Gesellschaften, der den

*) Pag. 93.

Schein immer mit der Wahrheit verwechselt, und daher von der Letzten ebenso entfernt ist, als von der Einfachheit des Lebens und des Ausdrucks. Sie sagt: „Man muß aus der untersten Hefe des Volks seyn, um auf die Weise, (wie im Convent geschah) gefallene Größe ohne Schonung zu behandeln.“ Das ist sowohl im Allgemeinen, als ganz besonders, worauf es uns hier eigentlich ankommt, in dem besondern Fall des Königs von Frankreich durchaus falsch. Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß Orleans die schändlichste und niedrigste Rolle spielte, oder daß nach zuverlässigen Nachrichten der maskirte Scharfrichter Carl's des Ersten der Ritter Georg Stairs, Großvater des berühmten Lord Stairs war, das könnte zweifelhaft scheinen. Auch nicht darauf, daß bei dem berühmten Tumult in London im März 1769, als man in den Hof des Palasts von St. James drang, um unter den Augen Georg's des III. dem Könige seine eigne Hinrichtung darzustellen, Lord Mountnorris das Gesicht mit einem Flor verhüllt, das Beil in der Hand, dabei als Scharfrichter aufgetreten seyn soll, m) wir wollen uns blos auf den Convent beschränken, um bei der Gelegenheit die Geschichte etwas näher ins Auge zu fassen. Wer war der Präsident des Convents, der den König anfuhr, der ihn sitzen hieß, nachdem er ihn als Verbrecher angeredet, der das Wort führte, als ihm die Beschuldigungen auf eine harte Weise vorgehalten wurden, und durch seinen Ton den Beifall der Jakobiner verdiente? Wer anders als Barrère de Vieuzac, ein ehemaliger Adelicher, ein Mann, der seine Feder und seine Zunge zu gebrauchen verstand, wie irgend einer, der durch seine zierlichen Siegsberichte berühmt ist, und durch seine Mordanschläge den Namen des Anakreons der Guillotine verdient hat? Zwei Männer von der ausgezeichnetsten Bildung der Art, die den Verstand entwickelt und das Herz leer läßt, Condorcet und Chenier, erregen die Gemüther, der Marquis St. Just,

m) Wraxall in den Memoirs of his own times sagt, dies sey ihm in seiner Jugend erzählt worden.

ebenfalls ein Dichter, wühlt die Hefe des Volks, die immer nur ein todtes Instrument ist, und nie eine Rolle spielen kann, gegen die Gironde auf, die den König retten will, und alle Beamte, den einzigen Bierbrauer Santerre ausgenommen, der nicht der Schlechteste unter ihnen ist, sind Leute von der Art Bildung, die feige und niederträchtig macht, weil sie auf Eitelkeit abzielt. Cambacerès, einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten, ein feiner Mann, späterhin ein großer Herr des Kaiserreichs, ist nebst Barrère einer der thätigsten, um Alles gegen den König aufzubieten, nachdem sein erster schwacher Versuch, der Sache eine andere Wendung zu geben, mißlungen ist und ihn die Furcht ergreift. Garat und Grouvelle, zwei in den feinen Cirkeln und in der Diplomatie sehr bekannte Männer, durch den Styl ihrer Aufsätze auch der Staël theuer und werth, besonders der Erste, lesen dem Könige im Gefängniß das Urtheil vor, oder vielmehr, sie lassen es ihm vorlesen, und selbst die schmähligen Gemeindevorsteher, von welchen die Bürger ausgesucht werden, von denen der König im Gefängniß gehöhnt wird, sind Leute von der Art Pariser Bildung, die von der Frau von Staël besonders gelobt wird. Chambon, der im December 1792 Maire wird, ist ein Arzt, ein Mann von geselliger Bildung, wenn gleich ein schwacher Mann, nur Chaumette, procureur de la commune, obgleich er sich Anaxagoras nennt, und Mönch, Jurist, Journalschreiber in einer Person ist, trifft der Vorwurf der Frau von Staël, denn er ist eines Schuhflickers Sohn. Selbst unter den Leuten, die dem Könige zur Bewachung oder Begleitung aufgedrungen werden, sind diejenigen, deren Betragen uns am meisten empört, zwei ehemalige Pfaffen, Jaques Roux und Pierre Bernard. Gleich charakteristisch wie das Capitel über den Prozeß des Königs und das unmittelbar darauf folgende für die Politik der Leute von Stande und Conversationstalent, für welche die Staël das Wort führt, ist in Beziehung auf diese Art Damenphilosophie und Schriftstellerei das fünfzehnte und sechzehnte Capitel, oder über dieselbe Zeit, welche uns die Roland, wie wir gleich

zeigen wollen, so lebhaft vor Augen stellt. Des edlen Kampfs der Roland erwähnt die Frau von Staël mit keinem Wort; sie gedenkt im Allgemeinen der Girondisten. Aber wer ist es, der ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehe? Valazé durch seinen Selbstmord, Vergniaud durch seine Reden, und Condorcet durch sein Buch. Der Schwächste von allen, der Mann, dessen Charakterzeichnung wir oben aus den Denkschriften der Frau Roland mitgetheilt haben, schreibt ein Buch über die Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts, das zieht von der Roland, von Buzot, von Lanjuinais, die einen ächten Heldenmuth bewiesen, die Aufmerksamkeit ab! Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die kleinlichsten Beweggründe für die Erbitterung des Bürgerstandes gegen die Anmaßung der eleganten Gesellschafter der Frau von Staël angeführt werden. Gerade die heftigsten, ein Roland, ein Brissot, ein Buzot, fühlten gewiß den Neid und die Eitelkeit nicht, die von der Frau von Staël am Schlusse des fünfzehnten Capitels als Ursachen der Erbitterung der Stände gegen einander angeführt werden, und Pétion, einer der allerheftigsten Gegner der alten Gesellschaftsordnung, besaß alle jene Manieren, welche die Frau von Staël auf eine possierliche Weise zum Gipfel menschlicher Bestrebung gemacht, ja unnachahmlich und unerreichbar nennt. So wie das uralte Patriziat der Römer und Tusker und einiger andern Völker seinen Werth dadurch erhielt, daß gewisse Sühnen der Götter nur durch einen Mann von patrizischem Blut konnten vorgenommen werden, daß diese Caste allein die Rechte und die Gesetze im Gedächtniß bewahrte, allein eine Erfahrung in den Geschäften des Kriegs und des Friedens hatte, so giebt die Frau von Staël dem französischen Adel einen erblichen, einen unvertilgbaren, einen unerreichbaren Vorzug, und welchen? — Die Manieren. — Man lache nicht; es ist ihr voller Ernst. Wir wollen die Stelle aus der deutschen Übersetzung wörtlich beibringen, um jeden Zweifel zu entfernen. Ihre Worte sind: „Die Eleganz des französischen Adels vermehrte den Neid, den er einflößte. Es war eben so schwer, seine

Manieren nachzuahmen, als seine Vorrechte zu erhalten."
Dieser Satz enthält in seiner zierlichen Fassung nicht mehr als drei Irrthümer, die wir, der Sache und Geschichte wegen, beleuchten wollen. Wie wenig die Roland, Buzot und alle diejenigen, welche eigentlich das Volk bewegten, wie wenig Marat und Danton dergleichen Vorzüge kannten oder beneideten, leuchtet von selbst ein, wie wenig ein St. Just, Barrère, Herault de Sechelles und andere, weil sie im Besitz dieses köstlichen Vorzugs waren, jemand darum zu beneiden Ursache hatten, bedarf ebenfalls keiner Erklärung. n) Die beiden andern Irrthümer liegen versteckter. Was die Nachahmung der Manieren anbetrifft, so gab es ja unzählige Häuser, wie die des Herrn Necker, wo diese Manieren herrschten, ohne daß sie darum zum Adel gehört hätten, es gab sehr viele Frauen, wie die Frau von Staël, und sehr viele Müßiggänger bürgerlichen Standes, die Muße hatten, oder sich Muße nahmen, um eben so abgerichtet zu werden und ihre Kinder eben so abrichten zu lassen und diese Abrichtung jedem gründlicheren Verdienst vorzuziehen; es waren daher diese Manieren so unerreichbar nicht. Vielleicht fiel der Frau von Staël in dem Augenblick ihr in einige Unordnung gerathenes Kleid, ihre verfehlte Verneigung bei der ersten Audienz, ihre beim Besuch der Polignac im Wagen vergessene Haube ein. Auch das edle Patriziat selbst war so unmittheilbar nicht; denn während der Regentschaft ward ja der Ursprung des größten Theils der edlen Pairs von Frankreich gerichtlich dargethan, und man kann aus den dem Parlament mitgetheilten Aktenstücken sehen, wie wenig sie Ursache hatten, die Bürgerlichkeit als eine unheilbare Krankheit zu betrachten. Ein Pergament machte Alles gut. Die Aktenstücke findet man hinter dem Privatleben Ludwig's des XV, das dem Herrn d'Angerville zugeschrieben wird. Da wir hier nothwendig zum Kampfe

n) Robespierre fühlte Neid über alle Vorzüge, die er nicht besaß, es läßt sich also auch auf ihn nichts anwenden. Die Menge kommt hier nicht in Anschlag, denn diese wurde wie ein Instrument behandelt.

der Roland und ihrer Freunde mit den consequenten Menschen, denen kein Mittel zu schlecht schien, um ihren Zweck zu erreichen, übergehen müssen, so dürfen wir Marat um so weniger vergessen, als uns beide Damen ein Urtheil über ihn hinterlassen haben. Die Eine nimmt ihn als eine bedeutende Persönlichkeit, als ob man den Mann neben Robespierre stellen könne; die Andere ganz richtig als eine bloße Maske. Sonderbar ist es, daß gerade die Erfahrenste unter den Beiden sich irrt. Von den beiden Stellen, die wir unten anführen wollen, ist die Eine durch die Kraft und Feinheit ebenso merkwürdig, als die Andere durch ihre Leerheit und durch den Mißgriff, den die gute Frau in der Wahl des Charakters, den sie hätte herausheben sollen, gemacht hat. Es bedarf nur der bloßen Anführung der Stellen, um die beiden Frauen zu charakterisiren und den Contrast ihrer Denkungsart und ihrer Bildung fühlbar zu machen. Die Frau von Staël sagt, wenn sie von dem Schrecken spricht, der in den Jahren 1793 — 95 Frankreich beherrschte: „Der einzige Marat war in dieser Zeit ohne Furcht, denn sein Antlitz war so niedrig (wir bedienen uns der deutschen Uebersetzung, wir würden selbst anders übersetzen), seine Empfindungen so rasend, seine Meinungen so blutdürstig, daß er sicher war, niemand könne sich weiter, als er, in den Abgrund aller Greuel hinabstürzen. Selbst Robespierre konnte dies höllische Sicherheitsgefühl nicht erreichen" Die Roland erzählt, wie Marat unmittelbar nach der Beraubung des Garde Meuble, nach den Septembermordthaten und der festen Erklärung der Gironde, daß sie auf der Bestrafung der Räuber und Mörder bestehen werde, anfing, sie und ihren Gemahl zu schimpfen und herabzusetzen, und von Roland aus den Geldern, welche der Verfügung des Ministeriums zum Behufe der Verbreitung nützlicher Schriften überlassen waren, fünfzehntausend Livres verlangte. Dann fügt sie hinzu: „Ich hatte zuweilen gezweifelt, ob Marat ein wirkliches Wesen wäre; jetzt erst begann ich überzeugt zu werden, daß der Name Marat nicht ein bloßer Aushängeschild sey. Ich redete mit Danton davon,

ich bezeugte Lust, ihn zu sehen, ich bat ihn, Marat mitzubringen. Man muß Mißgeburten und Ungeheuer ja kennen, und ich war begierig, zu wissen, ob Marat ein verwirrtes Gehirn, oder ein Gliedermann sey, dem andere Leute ihren Geist einbliesen. Danton wollte nichts davon wissen; er meinte, es sey eine unnütze, sogar eine unangenehme Sache. Ich würde nichts anders sehen, als einen wunderlichen Kerl (un original), der durchaus gar nichts für mich seyn könnte. Am Ton der Entschuldigung erkannte ich, daß er meinen Einfall nicht befriedigen würde, auch wenn ich darauf bestände, und ich nahm die Miene an, als wenn es mein Ernst nicht gewesen wäre." Man wird hier deutlich sehen, daß Marat eigentlich nur der verlorne Posten war, den Andere ausstellten, das Sprachrohr, dessen sie sich bedienten, der Mann, der eine Sprache redete, die der Pöbel verstand, die nicht jedermann reden konnte oder wollte. Wir kommen ganz natürlich von dem Schreckensmann auf die Schreckenszeit, in welcher die Roland groß und edel den schmutzigen und feigen und eiteln Figuranten, und trotzend denen, die, wie Danton, diese Figuranten bewegen, gegenüber steht. Dafür hat die Frau von Staël keinen Sinn. Den eigentlichen Streitpunkt zwischen der Gironde und den Dantonisten deutet sie nirgends an, weder die Roland noch die Charlotte Corday werden gewürdigt. Wir wollen keine der beiden, sowenig die Corday als die Roland, besonders lobpreisen, sie waren im Irrthum über die Menschen befangen, aber dieser Irrthum war ehrender für die Menschheit als der Staël aufgedunsene und rhetorische Wahrheit; sie begingen große politische Versehen, aber die Quelle dieser Versehen war reiner und schöner als der Ursprung der Klugheit, die so viele ihrer Gegner zu den Würden des Kaiserreichs führte und unter dem hergestellten Königthum in Ansehn erhielt. Die Roland und ihr Gemahl begannen den Kampf für Recht und Gerechtigkeit, einen Kampf auf Tod und Leben, schon im September, sie setzten ihn drei Monate lang fort, solange Roland Minister war, sie trieben ihre Freunde an, auf die Anklage der Urheber von Mord

und Raub zu dringen, auch als Roland aufgehört hatte, Minister zu seyn, obgleich, wie wir unten aus einer Stelle der Denkschriften zeigen werden, die Roland schon damals fühlte, daß sie ihrer Parthei ihre Energie nicht mittheilen könne und daß sie vergeblich den Widerstand verlängere. Roland wagte am 10. Nov. 1792, als der Sicherheitsausschuß (unter dem er stand) von ihm verlangte, daß er die Thore von Paris schließen lasse, damit eine große Anzahl Personen, die sich zur Flucht anschickte, in der Stadt zurückgehalten werde, einen Brief an den Ausschuß zu richten, der unstreitig aus der Feder seiner Gemahlin hervorgegangen ist, und mehr als Alles beider Gatten Kühnheit und Muth beweiset. Wir wollen einige Stellen dieses Briefs hier einrükken, weil sie uns den Charakter Rolands und seiner Gemahlin im glänzendsten Lichte zeigen, obgleich wir auf der andern Seite einräumen, daß, wer einmal Minister einer solchen Behörde war, ihr anders antworten mußte, obgleich wir gestehen, daß der Styl nicht der eines ministeriellen Schreibens ist, und daß etwas weniger Beredsamkeit dem Schreiben mehr Nachdruck geben würde. Roland (oder seine Frau) schreibt: „Ich habe um zwei Uhr nach Mitternacht den Brief erhalten, wodurch Sie mich benachrichtigen, daß sich Leute aus Paris flüchten, und daß dieses Flüchten, weil es die öffentliche Ruhe stört, durch das Schließen der Thore gehindert werden muß. Es ist wahr, es verlassen seit einem Monat viele Personen, die durch ihre Verhältnisse und ihr Vermögen unabhängig sind, eine Stadt, wo man jeden Tag nur davon redet, die Aechtungen zu wiederholen, deren Gedächtniß schaudern macht und deren Erwartung grausig ist. Sie haben seit vielen Tagen manche Winke erhalten und ich habe sie Ihnen selbst gegeben über die herrschende Gährung, über die Entwürfe zum Metzeln und das Voraussagen des Mordens. Die unregelmäßigen Schritte mancher Behörden, die mordbrennerischen Ausschreiben mehrerer Sectionen, die blutgierige Lehre, die in den Clubbs öffentlich ausgerufen wird, die Ankunft der Kanonen, die in Sct. Denis standen, und die man gestern hat

kommen lassen, um sie in den Sectionen zu vertheilen, und das zwar auf besonderes Verlangen der Section von Gravilliers, deren unanständige Berathschlagungen man kennt, — alle diese Dinge müssen wahrhaftig diejenigen erschrecken, die nicht vergessen haben, daß in den berüchtigten Tagen des Septembers tausende von Menschen einer kleinen Anzahl Raubgesindels vergönnt haben, die Gefängnisse durch Mord auszuleeren und Frankreich in Schande und Schmach zu bringen. Ists denn unter diesen Umständen zu verwundern, daß man flieht? Ist es nicht höchste Frechheit und Verblendung, diese Flucht als der öffentlichen Ordnung und Ruhe entgegen anzuklagen und darauf anzutragen, die Thore von Paris zu schließen, um die Ruhe zu erhalten? Großer Gott! haben es denn die Mörder dahin gebracht, daß sie sich unterstehen, sich der Wirkung ihres verbrecherischen Beginnens zu bedienen, um die völlige Ausführung dieses Beginnens zu sichern. Ich zweifle nicht daran und sehe nur derjenigen Leute Entwürfe als verderblich an, die diese empörende Maasregel vorschlagen u. s. w." Er wich nachher aus dem Ministerium; aber sein Widerstand hörte nicht auf. Danton, der weiter sah, als alle Andern, hätte gern mit den Rolandisten Friede gemacht, er scheiterte an der Festigkeit, die zum Theil von einer Frau ausging. Diese Frau war es, die, als ihr Gemahl noch Minister war, die Maasregeln angab, wodurch man die Anarchie hätte vernichten und den damals noch gefangenen König hätte erretten können; sie konnte ihre Freunde zu der Energie nicht bewegen, weil die Herrn im Convent sich zu ihrer Höhe und zu ihrem Muthe nicht zu erheben im Stande waren. Das Andere, die Verfolgung der Verbrecher, erlangte sie, weil schwache Leute eben so heftig und erbittert werden können, als Weiber. Ueber das Erste spricht sie sich selbst aus. Sie giebt Gründe an, warum sie wünschte, daß ihr Gemahl das Ministerium aufgeben und als Deputirter in den Convent eintreten sollte. Sie zählt erst alle Unordnungen und Mißbräuche auf, führt alle Umstände an, welche die Erhaltung der Ruhe unmöglich machten, fügt endlich hinzu,

was ihre Freunde hätten thun sollen, aber aus Mangel an Energie unterließen: Die Stelle lautet: Die Stadtverwaltung cassiren, die Wahl einer andern Municipalität nach den bestehenden Vorschriften anordnen, eine Militärmacht (la force publique), deren man sich im Nothfall bedienen könne, einrichten, über diese Macht, zum Behufe der Polizei, einen Commandanten ernennen lassen; das waren die einzigen Maasregeln, wodurch die Ordnung in Paris konnte hergestellt werden. Ohne diese Maasregeln war das Anführen der Gesetze umsonst, und in Ermangelung einer solchen vom Stadtrath unabhängigen Macht war der National-Convent nothwendiger Weise der ganz zügellosen Stadt-Regierung untergeordnet. Wie viele Seelenstärke dazu gehörte, nichtsdestoweniger fest zu beharren und, auch ohne Hoffnung des Erfolgs, für Recht und Gerechtigkeit, für Tugend und für Ideale, die nirgends sind oder seyn werden, als in einiger wenigen Menschen Fantasie, die wir nichtsdestoweniger als wahrhaftige Dinge, als Gestalten und Wesen einer bessern Welt bei Dichtern und gutmüthigen Träumern bewundern, fortzukämpfen gegen übermächtige Frevler, überlassen wir jedem unserer Leser selbst zu urtheilen. Daß dieser Kampf gekämpft ward, glauben wir nicht besser darthun zu können, als mit den Worten eines Jakobiners, der in diese Begebenheiten verflochten war, den verschiedenen heftigen Partheien mit seiner Feder nützlich gewesen ist, und die Schrift, aus der wir eine Stelle entlehnen, in apologetischer Rücksicht abgefaßt hat. Man wird leicht merken, daß wir Bailleul meinen. Dieser sagt: *) Der erste Apfel der Zwietracht, der in den Convent geworfen wurde, war der Vorschlag, die Septembermörder gerichtlich zu verfolgen. Die Girondisten (denn ich will künftig die rechte und die linke Seite des Convents durch die Namen Gironde und Berg unterscheiden) dachten, alle Franzosen würden gewissermaßen als Mitschuldige dieser Verbrechen angesehen werden, wenn keine Untersuchung und Be-

*) Vol. II, 166 — 168.

strafung derselben angeordnet worden. Der Minister Roland und diejenigen Deputirten, die mit ihm in Rücksicht auf Strenge der Grundsätze und des Wandels am meisten übereinstimmten, wie z. B. Buzot, bestanden und drangen sehr nachdrücklich auf die Untersuchung! Wir wollen uns auf die politische Klugheit, welche Bailleul diesen aus Gefühl des Rechts und der Gerechtigkeit und einer reinen Sittlichkeit entsprungenen Forderungen entgegen setzt, nicht einlassen, es gehört dies zu unserm Zweck nicht, und Bailleul's Ansichten sind bekanntlich, besonders in und durch Mignet's Buch über die Revolution, weiter verbreitet worden. Wir haben hier mit der revolutionären Taktik nichts zu thun. Verhehlen wollen wir indessen nicht, daß die elenden Gründe, welche Bailleul zu Gunsten der Ungestraftheit anführt, uns gerade am meisten für diejenigen zu sprechen scheinen, die der Politik die Stirn boten. Vier Monate sind ihm eine vergangene Zeit; er will uns glauben machen, es habe keine Behörde bestanden, da die Septembermörder doch nur die Behörde außer Wirksamkeit hielten und, was noch mehr ist, da wir aus den Denkwürdigkeiten der Roland sehen, daß der Justizminister alle hemmenden Verordnungen des Ministers des Innern unausführbar machte; endlich sollen die Mordthaten einer schon vergangenen Epoche angehören, da doch mit ihnen die Mordepoche erst begann, und nachher das Morden immer grausiger ward. Bailleul's Worte sind: „Diese Greuel, die man zu einer Zeit begangen hatte, als eigentlich keine Behörde bestand, gehörten einer verflossenen Epoche an, außerdem forderten die Gefahren des Vaterlandes ganz andere Sorgen, und diese wurden dadurch verhindert, daß man sie auf etwas anderes richtete." Das Wichtigste für die Stellung der Rolandisten ist das, was unmittelbar folgt: „Ich weiß von einem Deputirten unserer Seite (Bailleul war bis auf eine gewisse Zeit Girondist), von einem meiner Unglücksgenossen, der aber Verbindungen mit Danton beibehalten hatte, daß in Sceaux Conferenzen zwischen den Häuptern beider Partheien gehalten wurden, die, wenn es möglich wäre, eine Annähe-

rung bewirken sollten. Guadet mit der Energie, die ihm eigen war, wollte von seiner Uebereinkunft wegen der Verbrechen reden hören, er bestand auf gerichtlicher Untersuchung. Danton richtete das Wort an ihn: Guadet, du kannst deine Privatmeinung nicht dem Vaterlande zum Opfer bringen; du kannst nicht verzeihen; du wirst das Opfer deiner Hartnäckigkeit werden. Die gerichtliche Untersuchung ward im Convent beschlossen, fährt Mailleul fort; dies verbreitete nicht nur unter denen einen Schrecken, welche hineingezogen werden konnten, sondern diese Maasregel reizte auch alle diejenigen Personen, die an den Ereignissen im Juni und August Theil genommen hatten." Auch von dieser Seite her erscheinen also die Rolandisten ganz frei von der Schuld, welche die andern Republikaner auf sich luden, als sie den Thron stürzten. Dies bahnt uns den besten Uebergang zu den letzten Ereignissen im Leben der Roland und zu der Andeutung der Charakterstärke, die sie in denselben bewies. Am ein und dreißigsten Mai 1793 wird Roland in dem Augenblick, als alle Deputirte des Convents, welche dem Schreckenssystem entgegen waren, vernichtet werden sollten, aufgesucht, von seiner Gemahlin gerettet, und diese seitdem Gegenstand der Verfolgung und des Hasses. Gleich bei der ersten Verhaftung des Gemahls, in dem Augenblicke, wo sie ihm die Flucht möglich macht, welche Stärke der Seele! Welche Fassung! Welche Würde den gemeinen und elenden Seelen gegenüber! Sie eilt zwei Mal nacheinander in den Convent, sie ist entschlossen, vor der Versammlung zu reden — und die Männer der Gironde verzagen, sie wagen im Augenblick der Noth und Gefahr nicht, zusammen zu halten, sind träg, sind schlaff und nachlässig. Diese wagen nicht für Tausende zu reden und ihnen das Leben zu retten, die Frau wagt für ihren Mann und für ihre Grundsätze das Unerhörte und Unglaubliche! Vergniaud selbst, dem es weder an Beredtsamkeit noch an Muth fehlt, gesteht ihr das ein, als sie ihn herausrufen läßt, als sie in ihn dringt, daß er ihr Audienz verschaffe und ihren Brief vorlesen lasse.

Er will ihr nicht sagen, daß er schon Alles verloren giebt, er vertröstet sie. Sie antwortet: „So gehe ich denn einstweilen nach Hause zurück, ich komme wieder, geben Sie unsern Freunden Nachricht.“ Vergniaud erwiedert: „Sie sind größtentheils nicht hier. Sie zeigen sich muthig, wenn sie hier sind, aber sie ermangeln der Ausdauer.“ Leider, setzt sie hinzu, war das nur zu wahr! Damit vergleiche man, was die Roland von ihrer eignen Ausdauer erzählt. „Schon seit Januar 1793 mochte ich das Haus nicht mehr verlassen, Roland's Bette war in meinem Zimmer, damit der Eine des Andern Gefahr theile, und ich hatte eine Pistole unter meinem Kopfkissen; nicht um diejenigen zu tödten, die kämen, uns zu morden; sondern um mich ihrer unwürdigen Behandlung zu entziehen, wenn sie Hand an mich legen wollten.“ Sie wird endlich verhaftet. Sie entschließt sich, an den Convent zu schreiben, der Brief spricht die Gesinnungen aus, die sie immer gehabt hat, ihre Freunde bitten sie, den Anfang und hie und da einige Ausdrücke zu ändern; sie fügt sich endlich, setzt aber hinzu: „Ich sagte ihnen: wenn ich glaubte, daß man meinen Brief, so wie er ist, vorlesen dürfte und könnte, würde ich ihn lassen, wie er ist, selbst wenn ich dadurch Alles das vereitelte, was ich zu erlangen hoffe; denn man darf sich nicht schmeicheln, von einer solchen Versammlung Gerechtigkeit zu erlangen. Wahrheiten, die man an sie richtet, sind nicht für sie, denn sie kann gegenwärtig unmöglich darnach verfahren, man muß sie aber laut sagen, damit sie zur Kunde der Departements kommen. Ich sehe aber ein, daß der Anfang Ursache seyn könnte, daß der ganze Brief nicht gelesen würde, da wäre es Thorheit, ihn stehen zu lassen.“ Dieselbe gleichförmige Laune bleibt ihr im Gefängniß, dieselbe unbiegsame Festigkeit, die selbst den lächerlichen Jakobiner-Einfall die Anrede: „Mein Herr“ mit „Bürger“ zu verwechseln, verschmäht, und ohne Furcht alle die widrigen Gesichter der damaligen Beamten mit dem aristokratischen „Mein Herr“ furchtlos begrüßt. Ihre Laune, das Gefühl ihrer Ueberlegenheit, die Freudigkeit, die das gute Gewissen

in Verfolgungen giebt, verläßt sie während der ganzen Zeit ihrer ersten Haft im Abteigefängnisse keinen Augenblick. Sie giebt uns davon einen Beweis in der Erzählung von ihrem Abschied aus diesem ersten Kerker. Sie berichtet: Ihr Kerkermeister Lavacquerie habe ihr gesagt, er hätte noch nie in dem kleinen Zimmer, das sie inne gehabt, jemand gesehen, der stets so guter Laune gewesen, so behaglich sich Bücher und Blumen bestellt habe. Er fügte hinzu: er werde es künftig Pavillon der Flora nennen. Hier folgen ein Paar Worte, die für die Aehnlichkeit der beiden Damen, der Roland und der Charlotte Corday, sehr anziehend sind. Die Corday ward bekanntlich, zur großen Freude der Jacobiner, a) Marat's Mörderinn, mit der Standhaftigkeit einer Heldin, die nur unglücklicher Weise nicht gut angebracht war. Die Roland sagt: „Ich wußte nicht, als mir Lavacquerie dies sagte, daß er mein Zimmer in dem Augenblick für Brissot bestimmte, von dem mir unbekannt war, daß er in meiner Nähe sey. Ebensowenig ahndete ich, daß es bald darauf von einer Heldin, die eines bessern Jahrhunderts würdig gewesen wäre, von der berühmten Corday, würde bewohnt werden.“ Selbst die furchtbare Täuschung, daß sie kaum aus dem Abteigefängnisse frei gelassen ist, als man sie wieder verhaftet, um sie in Sainte-Pélagie festzusetzen, wirft sie nicht zu Boden. Sie sagt, wie sie sich aufs neue in Haft findet, in einer grausameren, strengeren, quälenderen, als vorher — „Hatte ich nicht Bücher, nicht Muße? War ich nicht noch dieselbe wie vorher? (n'étais je plus moi-même?) Wahrlich ich war

---

a) Sie hatten ihn gebraucht, seine Rolle war ausgespielt, sie konnten auch seine Ermordung noch auf dieselbe Weise gebrauchen, wie sie ihn gebraucht hatten — als Popanz. Die Roland sagt an einer andern Stelle: Une femme étonnante, ne consultant que son courage, est venue donner la mort à l'apôtre du meurtre et du brigandage; elle mérite l'admiration de l'univers: mais faute de bien connaître l'état des choses elle a mal choisi son tems et sa victime — — — — — la mort de Marat n'a fait que servir ses abominables sectateurs.

höchst unwillig über mich selbst, daß ich mich in meiner Ruhe hatte stören lassen; ich dachte an nichts weiter als daran, mein Leben zu gebrauchen, so lange ich es hätte; und meine geistigen Fähigkeiten mit der Unabhängigkeit anzuwenden, die eine kräftige Seele auch in den Fesseln bewahrt, und dadurch ihre heftigsten Feinde um das Vergnügen bringt, ihr recht wehe zu thun." Um diese Stelle recht zu würdigen, muß man wissen, daß sie geschrieben ward, als sie den Tod jeden Augenblick erwartete, als sie sich in allen ihren Hoffnungen getäuscht sah, als alle ihre Freunde verloren waren, als die Sicherheit ihres Gemahls, den sie vorher gerettet wußte, gestört, ihre Tochter verlassen war. An einer andern Stelle drückt sie denselben Sinn auf folgende Weise aus: „Das war also der Aufenthaltsort, der der würdigen Gattin eines rechtlichen Mannes vorbehalten war! Wird Tugend auf Erden auf diese Weise belohnt, dann darf man sich über meine Lebensverachtung nicht wundern, nicht über die Festigkeit, mit welcher ich dem Tode werde zu trotzen wissen. Nie war mir der Tod furchtbar gewesen, — jetzt aber finde ich ihn reizend. Längst hätte ich ihn freiwillig mit Entzücken umfangen, wenn meine Tochter mich nicht bewegte, sie noch nicht zu verlassen, wenn mein freiwilliges Abtreten von der Bühne des Lebens nicht der Verläumdung gegen einen Gemahl Waffen in die Hand geben würde, statt daß ich seinen Ruhm zu vertheidigen im Stande bin, wenn man mich vor ein Gericht bringt." Dennoch faßte sie nachher den Entschluß, ihren Feinden den Triumph ihrer Hinrichtung zu entziehen, nahm ihn aber auf Vorstellung eines Freundes, daß es rühmlicher sey, den Tod zu erwarten, als ihm entgegen zu gehen, zurück. Wir wollen die Geschichte der letzten Monate des Lebens der merkwürdigen Frau hier nicht ausführlich erzählen; die neusten Herausgeber ihrer Denkschriften haben das in der dem ersten Bande vorgesetzten Notiz über die Frau Roland sehr vollständig gethan, und ihre letzten Schriften und Blätter, die hinter ihren Denkschriften gesammelt sind, zeigen ihre Stimmung in allen Abwechselungen ihrer Lage. Sie ist oft

traurig, nie verzagt. Wir wollen zum Schlusse nur einige Andeutungen geben, um die Aufmerksamkeit derjenigen, die Geschichte studieren, um die menschliche Seele und ihr Verhältniß zu den äußern Umständen kennen zu lernen, auf die Schriften selbst hinzulenken. Zuerst bemerken wir, wie ein zufällig hingeworfener Satz uns belehrt, daß die Frau Roland und die Frau Pétion beide über die Scenen des zwanzigsten Juni und des zehnten Augusts tief betrübt waren, so sehr sie die Republik wünschten, obgleich sie nicht ahndeten, daß die Rache der Frevel, die der Zweck heiligen sollte, auch ihre unschuldigen Häupter treffen würde. Sie erzählt uns, welche Damen sie auf dem gemeinschaftlichen Vorplatze des Gefängnisses getroffen habe, wohin man sie gebracht hatte. Ich sah, erzählt sie, auch Frau Pétion. „Ich glaubte nicht, rief ich ihr zu, als ich am 10. August 1792 auf der Mairie war und Ihre Besorgnisse theilte, daß wir die Jahrfeier dieses Auftritts in Sainte Pélagie feiern würden, und daß der Sturz des Throns unser Unglück seyn sollte." In dem Aufsatz, den sie letzte Gedanken überschrieben hat, die keinen vollen Monat vor ihrem Tode aufgesetzt sind, spricht sie ihren männlichen Sinn und die Verachtung der schwachen Menschen ihrer Parthei aus, die ihre zwei und zwanzig Collegen preisgaben, statt das Aeußerste zu wagen: „O, schreibt sie, hätten sie meinen Muth gehabt, diese feigherzigen (pusillanimes) Wesen, diese Männer, die den Namen Männer nicht verdienen, deren Schwäche sich mit dem Schein der Klugheit bedeckte, und die achtungswürdigen zweiundzwanzig zu Grunde richtete: sie hätten dann die ersten Fehler ihres Betragens wieder gut gemacht, sie hätten am zweiten Juni durch eine förmliche Widersetzung die Verhaftung gehindert, die sie hernach getroffen hat. Dann hätte ihr Widerstand die Departements, die noch unentschieden oder auch ängstlich waren, gewarnt, er hätte die Republik gerettet, und hätten sie auch untergehen müssen, so hätte ihr Tod ihnen so viel Ehre gebracht, als ihrem Vaterlande Nutzen. Sie haben um Zeit zu gewinnen mit den Verbrechern unterhandelt; die Elenden!

auch sie mußten fallen, als die Reihe an sie kam; aber sie fallen schmählich! Keiner beklagt sie, sie haben keine andere Aussicht in der Nachwelt, als auf die völlige Verachtung derselben." — In diesem Ton geht es fort; keine Schwäche, keine Furcht zeigt sich. Ehe sie ihre letzten Verfügungen für ihre treue Dienerin, über ihr Vermögen, für ihre Tochter und Angehörigen macht, ruft sie die Gottheit an, und spricht ihre religiösen Grundsätze aus, die freilich keine christlichen sind. „Gottheit, heißt es, höchstes Wesen, Seele der Welt, Urgrund von allem dem, was ich Großes und Gutes und Glückliches empfinde, du, an dessen Daseyn ich glaube, weil ich nothwendig von irgend etwas Besserem herfließen und entsprungen seyn muß, als von dem, was ich rund um mich sehe, ich werde mich mit deiner Wesenheit wieder verbinden!" In demselben Augenblick schreibt sie der Tochter (18. Oct.) — „Du hast den Frieden meiner Seele gekannt, den ich im Unglück und in der Gefangenschaft bewahrte, weil ich von keinen Gewissensbissen wußte, und die Rückerinnerung und die Freude, welche aus guten Handlungen in unsere Seele fließt, bewahrte. Nur diese Mittel allein können uns in den Stand setzen, die Uebel des Lebens und den Wechsel des Schicksals ruhig zu ertragen. Vielleicht, und das hoffe ich, ist es dir nicht vorbehalten, ähnliche Prüfungen, wie die, welche ich überstanden habe, zu bestehen; aber es giebt andere, die du nicht weniger als ich erfahren mußt. Ein Leben strenger Zucht und stete Beschäftigung sind die besten Vorbauungsmittel gegen alle Gefahren, und die Nothwendigkeit wie die Weisheit gebieten dir, sehr fleißig zu arbeiten." Ihre Beobachtungen bei dem Prozeß ihrer Freunde, wo man sie zum Schein als Zeuge gebrauchen wollte, ihre Bemerkungen über die Anklageakte, so wie über die Prozedur sind mit derselben Ruhe und Festigkeit geschrieben, als wenn sie mit Muße und in ruhigen Augenblicken abgefaßt wären. In welchem Geiste, mit welchem Sinn, das zeigt der Schluß der Bemerkungen über Amars schändliche Anklageakte. „Ich wünsche, sagt sie, den Tod dadurch zu verdienen, daß ich für meine Freunde Zeugniß ab-

lege, so lange sie noch leben, und ich fürchte, diese Gelegenheit zu verlieren. Ich stehe wie auf Dornen, ich erwarte, (sie schrieb die ganze lange Abhandlung, während sie vorgerufen zu werden erwartete) den Gerichtsdiener wie eine Seele, die in der Buße ihren Befreier erwartet, ich habe diese Bemerkungen nur niedergeschrieben, um meine eigene Ungeduld durch Beschäftigung zu stillen." Ihr Verhör, das sie selbst aufschreibt und wörtlich genau behält, beweiset dieselbe Geistesgegenwart. Man vergleiche ihre Antworten mit Ludwig's Antworten an seine Richter. Sie bleibt überall in den Gränzen der Schicklichkeit, nur einmal erwiedert sie hart und strenge, als sie nämlich gefragt wird, ob sie wisse, wo Roland sey und zu welcher Zeit er Paris verlassen habe: „Mag ich es wissen oder nicht, ich bin nicht schuldig und nicht gesonnen, es euch zu sagen." Sie bringt endlich den Richter und den öffentlichen Ankläger in solche Verlegenheit, daß der Letztere, nachdem er alle Sophistik, Grobheit, verfängliche Fragen, verwirrende und in Verlegenheit setzende Anreden erschöpft hat, endlich ausruft: „Mit einer solchen Schwätzerin werde man nie fertig," und das Verhör schließt. Die Antwort, die sie darauf giebt, ist vortrefflich: „Wie beklage ich Sie, erwiederte ich mit Heiterkeit. Ich verzeihe Ihnen sogar Alles, was Sie mir Unartiges sagen, Sie glauben, Sie hätten einen recht Schuldigen vor sich, Sie sind ungeduldig, ihn zu überführen; aber, wie unglücklich ist man, wenn man auf diese Weise im voraus gegen jemand eingenommen ist! Sie können mich freilich aufs Schaffot schicken, Sie können mir aber die Freudigkeit, die uns ein gutes Gewissen giebt, nicht rauben, und eben so wenig die feste Ueberzeugung, daß die Nachwelt mich und Roland rächen und seine Verfolger ehrlos nennen wird." In der Nacht nach ihrem Verhör schrieb sie den Entwurf ihrer Vertheidigung vor Gericht, den man ebenfalls ihren Denkschriften beigefügt findet. Dieser Entwurf schließt mit den Worten: Ich habe meine Gesinnungen und Meinungen nie verhehlt. Ich weiß, daß eine römische Dame unter Tiberius hingerichtet wurde, weil sie ihren Sohn be-

weint hätte; ich weiß, daß in einer Zeit der Verblendung und der Wuth des Partheigeistes jeder, der sich einen Freund der Verdammten oder Geächteten öffentlich zu nennen wagt, sich der Gefahr aussetzt, ihr Schicksal theilen zu müssen. Aber ich verachte den Tod, ich habe immer nur das Verbrechen allein gefürchtet, ich werde nie die Erhaltung meines Lebens durch eine Niederträchtigkeit kaufen. Unglücklich eine Zeit, unglücklich ein Volk, unter welchem man, wenn man genöthigt ist, der verkannten Wahrheit seine Huldigung darzubringen, sich Gefahren aussetzt, und vor allen glücklich alsdann derjenige, der ihnen zu trotzen sich fähig fühlt. Derselbe Sinn blieb ihr im Augenblick, als ihr das Urtheil vorgelesen wurde, und als sie zu ihrer Hinrichtung ging. Als ihr das Todesurtheil vorgelesen war, sagte sie ihren Mördern: „Ihr urtheilt mich würdig, das Loos der großen Männer zu theilen, die ihr ermordet habt, ich werde mich bemühen, mit dem Muth, den sie gezeigt haben, aufs Schaffot zu steigen.“ Bei der Hinrichtung selbst war ihr Muth noch bewunderungswürdiger. Wir haben über ihre letzten Augenblicke das Zeugniß von Augenzeugen, und wollen die Schmähungen ihrer Mörder hier beifügen, um zu zeigen, daß diese im Wesentlichen ganz damit übereinstimmen. Ihre Freunde sagen, als sie zum Tode gegangen sey, habe ihr ruhiges Antlitz, die Heiterkeit in ihren Zügen, der Ausdruck ihres Blicks die Ruhe ihrer Seele verrathen, sie habe sich in einem höchst einfachen und natürlichen Ton unterwegs mit einem ihrer Unglücksgefährten unterhalten. Sie fügen hinzu, sie habe nicht mit ihrem Muthe Prunk getrieben und, was besonders zu beachten ist: „Ihre Ergebung ins Schicksal ward nie zur Schwäche.“ Das öffentliche Blatt, welches die Königin, die um dieselbe Zeit hingerichtet wurde, mit Schmähungen überhäufte, und aus welchem der Moniteur seine Anzeige der Hinrichtung der Roland entlehnte, giebt folgende schmähende Anzeige, die indessen das, was wir oben gesagt haben, im Wesentlichen anerkennt und bestätigt. Die Roland (la femme Roland), ein schöner Geist voll großer Plane,

eine Philosophin auf Zettelchen (à petits billets), Königin eines Augenblicks, umgeben von feilen Schriftstellern, denen sie Nachtessen gab, denen sie Gunstbezeugungen, Titel und Geld vertheilte, war ein Ungeheuer in jeder Rücksicht. Ihre verachtende Miene gegen das Volk und gegen die Richter, welche dieses gewählt hatte, die stolze Hartnäckigkeit ihrer Antworten, ihre ironische Lustigkeit, diese Festigkeit, die sie zur Schau trug, als sie vom Gerichtshause zum Revolutionsplatze ging, wo sie hingerichtet werden sollte, Alles dieses bewies, daß keine schmerzhafte Erinnerung sich in ihr regte. Dennoch war sie Mutter, sie hatte die Natur geopfert, als sie sich selbst erheben wollte, der Wunsch, gelehrt zu seyn, führte sie zur Vergessenheit der Tugenden ihres Geschlechts, und diese Vergessenheit, die immer gefährlich ist, brachte sie zum Tode durch Henkers Hand. Was das Letzte betrifft, so beweisen die Stellen und die Briefe der Roland, die wir, weil dies nicht zu unserm Zweck gehört, nicht angeführt haben, gerade das Gegentheil. Ihre Sorge für ihr Haus, für ihren Gatten, ihr Kind, ihre getreue Magd, ihre alten Verwandten mütterlicher Seite ist rührend und ihre Verfügungen in der Schrift, deren wir oben gedachten, in dieser Beziehung ausführlich und eben so genau als verständig. Was für eine Art Menschen eigentlich den Pöbel in der Schreckenszeit leitete, wird man aus jener boshaften, spitzfindigen, gut berechneten Anzeige sehen, besonders wenn man sie im Zusammenhange lieset. Das waren Leute der alten Zeit, die so etwas schrieben, das kann ein Fantast und Enthusiast nicht.

Ueber die Quellen der späteren lateinischen Geschichtschreiber, besonders über Zeitungen, öffentliche Bekanntmachungen, Archive und deren Benutzung unter den Kaisern.

Der Verfasser dieser Abhandlung wagt nicht, mit Beckmann a) den Alten förmliche Intelligenzblätter und Zeitungen zuzuschreiben; er erkennt aber sowohl in den späteren Zeiten der Römer als im Mittelalter eine Art von Mittheilung, welche die Stelle unserer Journale und Zeitungen vertreten konnte. Briefe, welche, an einen Freund geschrieben, gleich Anfangs bestimmt waren, mehreren oder allen mitgetheilt zu werden, Chroniken, welche öffentlich aufgestellt, abgeschrieben, in Abschriften in Umlauf gesetzt und mit Zusätzen vermehrt wurden, waren die Mittel, deren sich jeder bedienen, Mittheilungen, die von Einzelnen ausgehen konnten; andere waren offizieller Art. Oeffentliche Register, Protokolle, zu denen der Zugang erlaubt war, die entweder förmlich mitgetheilt oder in den Bibliotheken an besonderen Orten aufbewahrt wurden, gehören der letzteren Gattung an. Wir wollen der Reihe nach von den einzelnen Arten dieser historischen Quellen handeln. Die erste Art öffentlicher Nachrichten, die wir in Rom entdecken, ist die Chronik des Oberpriesters (pontifex maximus), welche jedoch nicht mit der Republik beginnt.

a) Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, zweiter Theil, Seite 232. vierter Theil, Seite 306.



Die Chronik mag der Oberpriester immerhin gleich von der ersten Einrichtung des Staats an gehalten haben, Oeffentlichkeit erhielt sie zuverlässig erst, als das Geheimnißvolle der patrizischen Ceremonien zu verschwinden begann, und Flavius die Formeln der Juristen nebst der Anzeige der Gerichtstage, welche sonst der Oberpriester als Geheimniß bewahrte, bekannt gemacht hatte. Von dieser Zeit an war, wie uns Cicero berichtet, in dem großen Vorsaale (atrium) des Oberpriesters eine Tafel aufgestellt, wo der Oberpriester selbst alle Vorfälle, die den Staat angingen (nach einer ausdrücklichen Erklärung des Tacitus nur die wichtigeren) aufzeichnete. Diese Tafel, welche eine Art förmlichen Protokolls der öffentlichen Geschäfte bildete, konnte jeder sich täglich oder wöchentlich abschreiben; sie war also gewissermaßen eine Art offizieller Zeitung. Die Chroniken des Orients, die deshalb auch in einen ganz eigenen Bombast der Sprache gehüllt sind, bilden auf ähnliche Weise eine Reichszeitung, manche Chroniken des Mittelalters hatten denselben Charakter, alle aber vertraten die Stelle unserer öffentlichen Blätter. Eine solche Chronik ging von Kloster zu Kloster, von Stadt zu Stadt, und in den Städten von einem Bürgerhause zum andern, sie bildete also eine Art Zeitung, wenn gleich nur eine langsam und sehr unregelmäßig erscheinende. Eine solche Chronik ward als Gemeingut betrachtet, wie die Nachrichten unserer Zeitungen ebenfalls. Jeder rückte sie in die für seinen Ort, seine Familie, sein Kloster bestimmten Nachrichten wörtlich ein, schob Stellen aus der einen Chronik in die Andere, hängte Fortsetzungen an, machte Aenderungen, fügte ganz neue Nachrichten bei u. s. w. Wer mit den Chroniken des Mittelalters auch nur oberflächlich bekannt ist, wird wissen, daß sich gewisse Chroniken für eine bestimmte Gegend oder ein bestimmtes Volk durch eine Reihe von Chroniken oft Wort vor Wort verfolgen lassen, daß aber selten der Text ohne wesentliche, nicht aus Nachlässigkeit oder zufällig entstandene sondern absichtlich gemachte Aenderungen bleibt. In der sogenannten Kaiserchronik oder der deutschen Chronik über die Reichsbege-

benheiten, von der der Verf. dieses Aufsatzes die abweichenden Texte zu vergleichen keine Gelegenheit gehabt hat, soll dieses besonders sichtbar und auffallend seyn, wie Herr Maßmann sehr oft erinnert hat; in allen lateinischen Chroniken ist es unverkennbar. Die römische Chronik ward nie in diesem Sinn ein öffentliches Blatt; sie stockte gerade zu der Zeit, als das Bedürfniß solcher Mittheilungen am fühlbarsten wurde. Warum die Chronik nicht mehr fortgesetzt ward, sagt uns Cicero nicht, daß sie aber aufhörte, ist ausgemacht. P. Mucius, als Oberpriester, sagt Cicero, setzte die Chronik nicht weiter fort. Man vermuthet, daß sie wegen der bürgerlichen Unruhen stockte, einen Beweis hat man aber dafür nicht. Dieses Stocken des bisherigen Ersatzmittels für die Zeitungen veranlaßte Cäsar, eine andere Einrichtung zu treffen; ehe wir indessen zu dieser übergehen, müssen wir der Briefe gedenken, welche im Alterthum, im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der neuern Zeit die Zeitungen und Journale ersetzen sollten. Der abwesende römische Staatsmann hatte ein dringendes Bedürfniß von den vorfallenden Geschäften unterrichtet zu seyn, weil kein Senatsprotokoll vorhanden war, in dem er nach seiner Rückkehr aus der Provinz das Nöthige hätte aufschlagen können; er kam daher ganz natürlich auf den Gedanken, durch Mittheilungen seiner Freunde sich die nöthigen Notizen zu sammeln, und ersuchte daher einen derselben, ihm den Gang der Geschäfte zu melden. Nicht im Senat wurden aber alle Geschäfte verhandelt; Vieles ward vor dem Volke abgethan, Vieles auch bei den besondern Behörden, und Manches, was der Entfernte wissen wollte, war im eigentlichen Sinne Stadtneuigkeit. Wer viele Freunde hatte, konnte unmöglich ihnen Wünschen entsprechen; er schrieb also entweder einen Brief, der allen als eine Art förmlicher Zeitung geschickt ward, oder er bediente sich der Hülfe eines andern, welches um so leichter war, da es schon zu Cicero's Zeit in Rom eine Art Leute gab, die man mit den englischen bezahlten Berichterstattern (reporters) der verschiedenen Zeitungen vergleichen kann. Cicero scheint zwar im

einer Stelle seiner Briefe an Atticus b) auf eine Art offizieller Nachrichten von dem, was in Rom öffentlich verhandelt werden sollte, anzuspielen, untersucht man aber die Stelle genauer, so wird man mit Ernesti **) finden, daß nur die obengenannten Privatberichte verstanden werden. Diese Berichte, die, wie wir aus einer Stelle in Cölius Briefen schließen, sehr gut bezahlt wurden, lernen wir aus Cölius Correspondenz mit Cicero kennen, und sehen dabei, daß das Zeitungschreiben in Rom wie bei uns getrieben ward. Entweder Cölius hatte Cicero nicht recht verstanden, und wußte nicht, welche Art Neuigkeiten dieser von ihm zu erfahren wünschte, oder er stellte sich auch nur so; er entschuldigt sich wenigstens, daß er das Geschäft nicht selbst übernommen habe, und später, als sich Cicero über die Art, wie er sich aus der Sache gezogen, beschwert, verspricht er ihm, falls er nur von öffentlichen und bedeutenden Sachen unterrichtet zu seyn wünsche, ihm diese Nachrichten selbst zu geben und nicht wieder Zeitungen zu schicken. In seinem früheren Berichte c) giebt er sehr fein zu verstehen, er habe geglaubt, ein Abwesender werde auch die geringsten Kleinigkeiten von Hause zu erfahren wünschen; er sey aber ungemein faul im Schreiben, habe sich daher an einen jener bezahlten Berichterstatter gewendet, und dieser habe ihm eine Menge Neuigkeiten zusammengeschrieben. Er selbst erstaune, wie die Leute es nur anfingen, alles das Zeug zusammen zu treiben, und woher sie Zeit nähmen, es niederzuschreiben. Cicero werde, fügt er hinzu, in jenem Berichte finden: alle Senatsbeschlüsse, alle Edikte, (bekanntlich konnte jeder Magistratus dergleichen erlassen,) alle neuen Stücke, welche aufgeführt worden, alle Spiele, die gehalten seyen, alle Gerüchte, welche in Umlauf gekommen. Er verhehlt dabei dem Cicero nicht, daß das Wichtigste, das, was der Staatsmann und Senator besonders zu wissen verlange, die-

b) Ad Attic. lib. II. ep. 6.

**) In einer Beilage zu seinen Noten zum Suetonius.

c) Epist. ad div. lib. VIII. ep. 1.

sen Leuten, die nur für Geld schreiben, persönlich gänzlich unbekannt bleibe. Cicero, in seiner Antwort an Cälius, d) zeigt sich sehr unwillig darüber, daß ihn dieser für einen ganz gewöhnlichen Zeitungsleser gehalten habe, und bittet ihn, mit dergleichen gekauften Zeitungen künftig ganz zu verschonen, weil er sich um dergleichen Neuigkeiten, selbst wenn er in der Stadt sey, nicht zu bekümmern pflege, geschweige denn, sie sich mehrere hundert Meilen weit nachschicken lasse. Der größte Theil der vornehmen Römer scheint indessen anders gedacht zu haben, denn die Sammlungen von Anekdoten und Neuigkeiten mehrten sich und das Geschäft ward einträglicher; doch wurden zu gleicher Zeit einzelne Briefe bedeutender Männer Journale für einen gewissen Kreis ihrer Freunde und Bekannten. Schon bei Cicero finden wir gar manche Briefe so geschrieben, daß wir ihre Bestimmung als Rundschreiben für mehrere erkennen. Die Briefe der Apostel sind auf ähnliche Weise abgefaßt, und fast alle Briefe der Gelehrten und der Philosophen späterer Zeit können als Aufsätze zur Mittheilung an viele angesehen werden, ebenso die Briefe eines Julian, der Kirchenväter und der Sophisten. Daß solche Briefe, auch wenn sie nicht blos Neuigkeiten oder Mittheilungen enthielten, die den Staat angingen, durch Zusätze vermehrt wurden, und schon vor dem Anfang des Mittelalters den Charakter gewonnen hatten, den sie durch das ganze Mittelalter bis auf die erste Einrichtung der Journale, oder, um besser zu reden, des Journal des savans, behauptet haben, scheint aus Symmachus Briefen hervorzugehen. Diese sind nicht allein durchaus so abgefaßt, daß man deutlich erkennt, daß auch das kleinste Billet bestimmt gewesen sey, als Briefmuster zu dienen, sondern Symmachus sagt an einer Stelle ausdrücklich, daß die Briefe seiner Freunde an ihn, und folglich auch seine Antworten, nicht zum Privatverkehr der Einzelnen, sondern zur gemeinschaftlichen Erklärung über die darin abgehandelten Dinge bestimmt gewesen seyen. Wir wollen Sym-

d) Epist. ad div. lib. II. ep. 8.

machus Worte unten beifügen, e) und gelegentlich nur noch bemerken, daß das lächerlich übertriebene Lob des Protadius, des Symmachus Briefe verdienten nach chinesischer, oder wie er sagt, persischer (Achaemenio more) Weise auf Seide geschrieben zu werden, sich nur auf den allgemeinen Nutzen, den er davon erwartete, beziehen kann. Die gelehrte Gesellschaft, welche Karl der Große bildete, deren Briefe man in Alcuin's Werken findet, hatte keinen andern Zweck, als diese Mittheilungen regelmäßig zu machen, und dem kleinen Kreise derer, die an den Humanitätsstudien und den Wissenschaften lebhaften Antheil nahmen, alle Entdeckungen durch Correspondenz schnell mitzutheilen, und sich darüber zu unterhalten. In den folgenden Zeiten des Mittelalters dauerte der Gebrauch hie und da fort; die Briefe Abälard's und der Heloise, scheinbar die bloßen Ergüsse sinnlicher Neigung, reiner Herzensverwandtschaft und gemeinschaftlichen Strebens nach Erkenntniß, sind doch sehr oft ganz eigentliche Abhandlungen, bestimmt, einem Kreise von Freunden mitgetheilt zu werden. Petrarca bedient sich daher nicht blos der Briefform, wenn er sich gegen seine Freunde und Bekannte über wissenschaftliche Materien so erklären will, daß seine Erklärungen dem großen Publikum können mitgetheilt werden, sondern er richtet seine Briefe sogar an die von ihm bewunderten Männer des Alterthums selbst, gleich als wenn sie noch im Leben wären. In der Folge wird die Correspondenz der Gelehrten ganz eigentlich das Mittel, ein gemeinschaftliches Streben hervorzubringen, und die Unterhaltung eines großen Briefwechsels wird im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert unerläßlich, wenn

e) Symmachi epistolae lib. IX. ep. 34. Magni sunt quidem fructus quos de litteris tuis capis. Sed fiunt uberiores, dum per communium fratrum manus transeunt. Singuli enim scriptis tuis de suo aliquid adponunt. Tibi igitur acceptum fero quicquid ex omnium ore conquiro. Sed rursus expende, quanto labore respondeam tot ingeniorum sublimium varietati. Nam pares estis nec tamen similes.

man als Gelehrter mit der Zeit gleichen Schritt halten will; daher die Briefsammlungen jener Zeiten für einzelne Notizen und für den ganzen Gang der Wissenschaft eben so wichtig sind, als die Zeitschriften der neueren Zeit. Wir brechen indessen hier über diesen Punkt, der nicht nothwendig mit unserm Zweck zusammenhängt, ab, und folgen unserm eigentlichen Gegenstande, den offiziellen und nicht offiziellen öffentlichen Nachrichten in Rom, und ihrer Benutzung von den späteren Geschichtschreibern. Wir bemerkten oben, daß zu Cäsar's Zeit der Mangel eines Senatsprotokolls, und einer Chronik über die Tagsereignisse und über das, was unter obrigkeitlicher Aufsicht geschehen mußte, z. B. Heirathen, Scheidungen, Sterbfälle, Geburten und vieles Andere sehr fühlbar ward; Cäsar setzte daher durch, daß im Senat ein Protokoll gehalten und die Tagsereignisse (acta populi, acta publica oder diurna) von Staatswegen bekannt gemacht würden. Hier ist es, wo Maternus von Cilano Beckmann in einen Irrthum geführt hat. Dodwell in den Camdenischen Vorlesungen und Reinesius in seiner Sammlung römischer Inschriften geben nämlich eine Reihe solcher öffentlichen Nachrichten oder Proben römischer Tagblätter (acta populi) aus den Zeiten des Kriegs mit Perseus, aus denen wir hier nur einige wenige Notizen anführen wollen. f) In den ersten jener Zeitungen wird uns z. B. berichtet, daß unter Aemilius Consulat Q. Minutius Scapula vor dem Prätor Bäbius angeklagt sey, daß fünfzehn Richter ihn verdammt, drei und dreißig andere aber auf eine weitere Untersuchung angetragen hätten. Aus der zweiten erfahren wir, daß in einer Schenke der Portuensischen Straße auf dem Esquilinischen Berge, zum gehelmten Bär genannt, Schlägerei vorgefallen, und daß der Wirth schwer verwundet worden. Eben daselbst wird gemeldet, daß

f) Es wird für unsern Zweck hinreichen, wenn wir mit Uebergehung der auf den Staat und die Staatsangelegenheiten sich beziehenden Nachrichten nur diejenigen herausheben, die etwas Auffallendes haben und sich auf das Privatleben beziehen.

die Fleischer von den Aedilen hart um Geld gestraft seyen, weil sie Fleisch verkauft hätten, das nicht vorher polizeilich untersucht worden. Eine andere dieser Inschriften sagt uns, daß der Wechsler Aufidius, der seine Bank am Cimbrischen Schilde gehalten habe, Bankerott gemacht, und mit Hinterlassung vieler Schulden durchgegangen, eingeholt und vor Gericht gestellt sey. Bei der Untersuchung vor dem Prätor Fonteius Balbus habe sich ergeben, daß er im Stande sey, alle seine Gläubiger zu befriedigen. Wir übergehen die Neuigkeiten anderer Art, als z. B. Feuersbrünste, Rekrutenaushebungen, Aufzüge, Leichenbegängnisse und Mahlzeiten, weil wir nur bezeichnen wollten, von welcher Art diese Nachrichten sind. Schon Wesseling hatte bei Gelegenheit der Camdenischen Vorlesungen den Glauben an die Dokumente, welche man bei Reinesius und aus diesem bei Maternus von Cilano findet, gb erschüttert; Ernesti in einer Beilage zu seinem Suetonius hat ihre Unächtheit dargethan. Form, Inhalt, Manier, Sprache, kurz, alle inneren und äußeren Merkmale beweisen, daß diese sogenannten Inschriften oder Reste der Tagsregister (acta diurna) das Machwerk eines Mannes sind, der sich mit den Alterthumsforschern einen Scherz machen wollte; wir wollen von diesen vorgeblichen öffentlichen Nachrichten sogleich zu denen übergehen, die wir weniger genau, dafür aber auch desto zuverlässiger kennen. Wir bemerkten schon oben, daß Cäsar nicht blos unter seinem Consulat durchsetzte, daß ein Senatsprotokoll sollte gehalten werden, sondern daß er nachher als Dictator auch verordnete, daß dies Protokoll, so wie die Tagsvorfälle bei den öffentlichen Verwaltungen und Behörden, nebst den eigentlich nur die Neugierde befriedigenden Kleinigkeiten aus dem täglichen Leben, dem ganzen Volk sollten mitgetheilt werden. Diese sogenannten Acta populi, auch diurna genannt, enthielten die Register der Gebornen und Gestorbenen, die Anzeige der Heirathen, der Scheidungen, der

---

g) Ausführliche Abhandlung der röm. Alterthümer; herausgegeben von Adler. Altona 1775. 1r Th. S. 405 — 407.

Adoptionen, Freilassungen der Sklaven, Reden ans Volk, Criminalprozesse, begonnene oder vollendete Bauunternehmungen, und Tacitus unterscheidet ausdrücklich das, was in das Senatsprotokoll und die mit diesem verbundenen Register über wichtige Staatsbegebenheiten gehört, von den eigentlichen Zeitungsnachrichten. h) Cäsar, der eine Art constitutioneller Monarchie im Sinn hatte, konnte ohne Bedenken auf Oeffentlichkeit dringen; Augustus, der eine militärische Herrschaft unter dem Schein der alten Formen verbergen wollte, von denen er sehr wohl wußte, daß sie alle Bedeutung verloren hätten, durfte diese Oeffentlichkeit nicht zugeben. Die Bekanntmachung der Tagsneuigkeiten, die den Staat und dessen Verwaltung angingen, hörte auf, das Senatsprotokoll ward aber fortgesetzt, und statt daß es vorher bald dieser bald jener Senator niederschrieb, ward ein eigener Kanzleidirektor bestellt. Die Bekanntmachung der andern Stadtneuigkeiten dauerte fort, damit das Volk vom Wichtigen auf Kleinigkeiten, von dem, was Staat und Menschheit anging, auf das Armselige, nämlich das, was einzelne hohe Familien oder das regierende Haus betraf, auf Feste, Schauspiele, Bauwerke, Reisen u. d. g. gelenkt würde, die Senatsverhandlungen dagegen wurden ihm entzogen. Wir werden indessen weiter unten sehen, daß diese Protokolle nicht blos in den Archiven, sondern auch in besondern Abtheilungen der öffentlichen Bibliotheken, zu denen nur der Stadtpräfekt den Zutritt erlauben konnte, aufbewahrt wurden; daß daher die Geschichtschreiber der Kaiserzeit zuweilen die Erlaubniß, sie zu benutzen, erhalten haben, und wir müssen unten oft darauf zurückkommen. Von Cäsar's Zeit bis auf Augustus war Keiner besonders bestimmt, das Protokoll zu halten, unter Augustus ward einer der Senatoren förmlich damit beauftragt, natürlich hatte er dabei Se-

h) Tacit. Annal. lib. XIII. c. 31. — — — cum ex populi Romani dignitate repertum sit, res illustres annalibus, talia (nämlich laudanda fundamenta et trabes et molem amphitheatri) diurnis urbis actis mandare.

kretäre, Schreiber und Aktuare zu Handlangern. Ein geheimer oder stiller Senatsbeschluß (Actum tacitum) heißt daher auch ein solcher, der blos von Senatoren aufgefaßt und niedergeschrieben wurde, von dem also Keiner der Unterbedienten etwas erfuhr. Der Ausdruck, wie die Sache, gehört der späteren Zeit an. Auf diese Protokolle kommen wir zurück, wenn wir hier zuerst einige Bemerkungen über die als eigentliche Zeitung fortdauernden allgemeinen Nachrichten (Acta populi, Acta publica, diurna, urbana) beigefügt haben. Nach Suetonius und Tacitus, ganz besonders nach den Verfassern der späteren Kaisergeschichte zu urtheilen, waren diese römischen Zeitungen ungemein verbreitet und gesucht; sie wurden in den Provinzen und Armeen gelesen, und enthielten manchmal sogar Einiges von dem, was im Senat vorfiel, der jetzt eigentlich zu einer Art Staatsrath geworden war. Merkwürdig ist es, daß diese höchst unschuldigen Zeitungen ihre Leser in Gefahr brachten. Alle darin aufgeführten Männer, die sich nicht als ganz sklavische Diener der Regierung bewiesen, waren dem Argwohn, der Verläumdung der blinden und eigennützigen Schmeichler der tyrannischen, willkührlichen und oft wahnsinnigen Regenten ausgesetzt, welche durch Soldaten auf den Thron gebracht und darauf erhalten wurden. Da wir keine Stelle gefunden haben, wo der Liberalismus der Verf. dieser Blätter angeklagt würde, so wollen wir uns nur darauf beschränken, anschaulich zu machen, wie man es anfing, die Leser und die in diesen Blättern genannten Mitglieder der unbedeutenden Opposition, die sich in diesen Zeiten noch hie und da etwa zeigen mochte, verdächtig zu machen. Unter Nero, zu einer Zeit, als auch die letzten Spuren altrömischer Gesinnung nach und nach zu verschwinden begannen, bildete bekanntlich Thraseas Pätus dadurch eine Gegenwirkung, daß er sich nicht so tief erniedrigte, als seine Collegen im Senat, daß er nicht niederträchtig der Herabwürdigung freiwillig entgegenging, und auch da, wo Widersetzung vergeblich schien, durch sein Schweigen oder durch die Verweigerung seiner Theilnahme seine Gesinnung an den Tag legte.

Der Ankläger, Capito Cossutianus, sagt Tacitus, i) führte, um den Thraseas Pätus zu verderben, zuerst Alles an, was dieser gewöhnlich nicht zu thun pflege, wenn es auch alle anderen Senatoren thäten, dann gab er zu verstehen, er suche offenbar das Zeitungslob. Die Liberalen im ganzen Reiche hätten keine größere und dringendere Angelegenheit, behauptet er, wenn ihnen ein Zeitungsblatt in die Hand komme, als sich darnach umzusehen, was Thraseas Pätus nicht gethan habe. Er giebt schlau zu verstehen, daß der widerwärtige republikanische Geist, den man zu verbannen suche, gerade dadurch erhalten werde; daß solche Leute wie Pätus eine Ehre darin suchten, Alles herunterzusetzen; Nichts mitzumachen, sich aus Stolz den Pflichten der Dienstbarkeit zu entziehen und dadurch Haupt und Führer (dux et auctor) rebellischer Rotten zu werden. So hätten es in der alten Zeit die Tubero und Favonius gemacht, die man sogar in der republikanischen Verfassung für gefährliche Leute gehalten habe. Jetzt wollten Thraseas und seines Gleichen unter dem Vorwande, Freiheit zu gründen, das Kaiserthum stürzen, wenn ihnen das einmal gelungen sey, würden sie sich auch gegen die Freiheit erheben. Alles dieses folgert er blos daraus, weil er zu wissen glaubt, daß die öffentlichen Nachrichten über die täglichen (diurna populi Romani) Ereignisse in Rom, blos darum in den Provinzen und bei den Heeren so ängstlich gesucht würden, weil man darin zu lesen hoffte, wie sich Thraseas benommen, und ganz besonders, was er nicht mitgemacht habe. Nichtsdestoweniger waren neben den eigentlichen Tagsblättern Sammlungen anstößiger Anekdoten im römischen Reich nicht weniger in Umlauf, als in Rußland zur Zeit der Kaiserin Anna, Elisabeth und Katharina, in Frankreich zur Zeit des Regenten und Ludwig's XV. Diese Sammlungen wurden besonders von den Griechen am Hofe gemacht und unter ihre Landsleute gebracht; daher auch alle späteren Geschichtschreiber immer ihre Nachrichten aus einer doppelten

i) Tacit. Annal. lib. XVI. c. 22.

Quelle, einer lateinischen und einer griechischen, abthun, und häufig den Leser aufmerksam machen, daß er das, was sie aus der einen Quelle schöpfen, nicht mit dem aus der andern gezogenen verwechseln möge. Von den griechischen Schriftstellern, unter denen gerade der vorzüglichste, Dio Cassius, am wenigsten von den spätern Lateinern gebraucht zu seyn scheint, wollen wir hier nicht reden, nur das wollen wir bemerken, daß sie Anekdoten und Hofgeschichten in Menge enthielten; und daß wir einige Mal die Reden, welche Herodianus den Kaisern in den Mund legt, mit den aus den Akten gezogenen Stücken in geradem Widerspruch finden. Das Urtheil eines Spartianus, Capitolinus, Lampridius, Trebellius Pollio, Flavius Vopiscus ist schlecht, wie ihr Geschmack, allein die Materialien ihrer Geschichte, wenn sie einer herauszufinden weiß, sind nicht so durchaus zu verachten, als man vielleicht denken sollte. Der vorzüglichste Theil ihrer Geschichte sind die öffentlichen Nachrichten, sowohl die eigentlichen Volkszeitungen, als die Staatsprotokolle und Register, und es ist ausgemacht, daß wir in diesen späteren Schriftstellern die meisten Proben von Nachrichten aus den römischen Archiven finden. Von diesen letztern werden wir am Ende handeln, weil wir die öffentlichen Nachrichten und Register, so weit es möglich ist, verfolgen wollen. Von den andern Quellen reden wir zuerst. Selten haben jene oben genannten lateinischen Schriftsteller unmittelbar aus den Quellen geschöpft, oder die Aktenstücke, welche sie anführen, selbst gesehen, mehrentheils haben sie sie aus einem der bessern Schriftsteller, die nicht auf uns gekommen sind, gezogen; doch kommt zuweilen auch der Fall vor, daß ihnen die Archive ausdrücklich zur Benutzung geöffnet werden. Am vollständigsten erklärt sich, so viel wir wissen, Vopiscus in der Einleitung zu dem Leben des Aurelian und des Probus über die von ihm benutzten Quellen, indem er zugleich über die Art seiner Geschichtschreibung einen Wink giebt. Er gesteht, daß er die Kräfte nicht in sich fühle, Geschichte zu schreiben, wie sie Livius, Tacitus, Sallustius, Trogus Pompejus geschrieben haben; er macht auf Philosophie und

Kritik keinen Anspruch, er schreibe, sagt er, zur Befriedigung der Neugierde der Leser und zu ihrer Unterhaltung, er sammle gleich dem Marius Maximus und Suetonius Tranquillus. Er zählt sich zu den Sammlern, die der Nachwelt Notizen überliefern wollen, ohne sich um die Sichtung dessen, was sie zusammenbringen, genau zu bekümmern. k) Er sagt im Leben Aurelian's, der Stadtpräfekt habe ihm angelegen, das Leben dieses Kaisers zu schreiben, er habe ihm nicht nur die kaiserliche Chronik aus der Trajanischen Bibliothek (Ulpia bibliotheca) versprochen, sondern auch die griechischen Schriftsteller, deren Bücher ausdrücklich von den auf Leinwand geschriebenen sorgfältig unterschieden werden. Man war nach der Art, wie das Wort Bücher auf Leinwand gebraucht wird, in der späteren römischen Zeit auf die alte samnitische und lateinische Sitte, heilige oder öffentliche Schriften auf Leinwand zu schreiben, zurückgekommen; das scheint aus zwei Stellen des Vopiscus und auch aus einer Stelle in Symmachus Briefen hervorzugehen. l) In der Einleitung zum Leben des Probus erklärt sich Vopiscus ausführlicher über seine Quellen. Er sagt hier, daß er die Trajanische Büchersammlung, die damals in den Diokletianischen Bädern aufgestellt war, gebraucht habe, und zugleich die Bibliothek des Tiberianischen Hauses.

---

k) So erklären, nach meiner Meinung Casaubonus, Saumaise und Gruter das Wort curiosus ganz richtig, in Probo cap. II. Die dort ausführlich gegebene Erklärung des Worts wird ad Numerianum cap. XIV. kurz folgendermaßen wiederholt: Nam Vopisco semper, ut in superioribus monebamus, curiosus est ὁ πολυμαθείας ἐραστής et curiositas aviditas aliquid noscendi quod non sit vulgare etc. etc.

l) Flav. Vopiscus in Aureliano cap. Curabo ut tibi ex bibliotheca Ulpia, et libri lintei proferantur. Weiter unten: lectites Graecos, linteos etiam libros requiras. Dies scheint sich ganz allein auf die im Leben des Probus angeführten Aktenstücke zu beziehen. In den Briefen des Symmachus lib. IV. ep. 34. wird des Pergaments nicht gedacht, nur geklagt, daß facilis senectus papyri scripta corrumpat. Dem wird entgegengesetzt: Monitus Cumanos linteo texta sumserunt.

Wenn Bücher und Dokumente den Geschichtschreiber machen, dann wäre, das sieht man deutlich, Vopiscus dem Tacitus vorzuziehen. Er beruft sich nämlich nicht auf diese Bücher allein, sondern auch auf die Tabellen und Register der Notarien der Porphyr-Hallen in Rom, wo die Schreibstube der öffentlichen Geschäfte sich damals befand m). Außer diesen nennt er die Nachrichten über das beim Senat Verhandelte, und die Tageblätter über Stadtereignisse n) noch besonders. Das, was wir Anekdotensammlungen genannt haben, glauben wir in einer andern von ihm angeführten Quelle zu erkennen, deren er mit besonderer Dankbarkeit erwähnt, wir wagen aber nicht zu entscheiden, ob er eine Sammlung meint, die ursprünglich zur Bekanntmachung bestimmt war, oder eine nur für den Privatgebrauch gemachte. Er sagt, er sey dem Turdulus Gallicanus, einem bejahrten Mann, besonders Dankbarkeit schuldig, weil ihm dessen Tagchronik (ephemeris) von großem Nutzen gewesen sey. Wir glauben diese Privatnotizen und Privatsammlungen von den Hofchroniken, welche die spätern Kaiser gleich den orientalischen Regenten halten ließen, und von denen im Leben des Alexander Severus und des Aurelianus die Rede ist, unterscheiden zu müssen. Da in einem despotischen Staat Alles vom geheimsten Kabinet ausgeht, so war es eine Quelle der Einnahme oder eine Protection unter den Kaisern, wenn Diener und Beamte Neuigkeiten vom Hofe mittheilten, und die bessern Kaiser ließen es sich angelegen seyn, den Hofbedienten diese Quelle von Einnahme oder Gunstbezeugung zu verstopfen. Sie ließen alle Neuigkeiten, ja sogar ihre Plane und Reisen, öffentlich bekannt machen, ausgenommen, wenn es Staatsgeheimnisse waren. Diese gesammelten Bekanntmachungen bildeten nachher die *öffentliche* Chronik; die Griechen am Hofe sammelten dagegen die inneren Hofgeschichten aus dem Munde der Diener des Innern; ihre Sammlungen bildeten die *anstößige*

---

m) Ex registris scribarum domus Porphyreticae.

n) Acta senatus ac populi.

Chronik. Eine solche Chronik hat uns Procopius in seiner sogenannten geheimen Geschichte (historia arcana) aufbehalten, in andern Schriftstellern finden sich Bruchstücke derselben. Im Leben des Alexander Severus wird uns ausdrücklich berichtet, daß er nicht blos die Begebenheiten seines Hofs, sondern auch Reisen und Unternehmungen, die er vor hatte, bekannt machen ließ. Es heißt bei seinem Biographen: er ließ, wenn er einen Kriegszug entworfen hatte, und seine Abreise bevorstand, eine Tafel aufstellen, auf welcher Tag und Stunde seiner Abreise, der Ort, wo er das erste Nachtquartier halten werde, und so von Station zu Station die Orte angegeben wären, wo er übernachten wolle. Er ließ sogar die Namen der Leute, welche er zu Regierungs- oder Finanzbeamten bestimmt hatte, öffentlich anschlagen, ehe die wirkliche Ernennung erfolgte, um den Bemerkungen, welche ihm mit Grund gemacht werden könnten, Raum zu geben. Leider haben wir, den Ammianus Marcellinus etwa ausgenommen, gerade die bessern lateinischen Schriftsteller der spätern Periode, welche die Aktenstücke, von denen wir weiter unten einige Proben geben wollen, wörtlich eingerückt hatten, nicht mehr übrig, sondern nur die, welche sie benutzt und die Aktenstücke zum Theil aus ihnen gezogen haben. Marius Maximus, Fabius Marcellinus, Aurelius Verus, Statius Valens, denen wir den Quadratus und Aemilius Parthianus beifügen zu dürfen glauben, werden überall einem Septimius, Acholius, Encolpius, Gargilius Martialis, Lollius Urbicus entgegengesetzt. Vorzüglich Marius Maximus scheint sich Mühe gegeben zu haben, eine große Anzahl von Originaldokumenten seiner Geschichte einzuverleiben. Vopiscus und auch Aelius Lampridius führen aus ihm besonders viele Briefe, im Senat gehaltene Reden und aus den Protokollen unmittelbar gezogene Stücke an. Wir bemerken hier nur ein Paar Stellen dieser Art. Im Avidius Cassius des Vulcatius Gallicanus im neunten Kapitel, wo die Correspondenz der kaiserlichen Familie unter sich vorkommt, oder im zwölften, wo die Rede des M. Antoninus an den Senat angeführt wird, sind diese

Stücke aus Marius Maximus gezogen. Die Stellen aus dem Senatsprotokoll, welche Lampridius im achtzehnten Kapitel des Commodus anführt, sind ebenfalls aus Marius entlehnt. Die Gattung öffentlicher Nachrichten, aus denen diese Stellen genommen sind, wird nicht immer genau bezeichnet, es werden sehr häufig nur im Allgemeinen öffentliche Nachrichten (acta oder gesta) genannt, und nur bei den Dingen, die aus den Senatsprotokollen gezogen sind, wird diese Quelle ausdrücklich hinzugefügt. Vopiscus, in der oben angeführten Stelle, wo er die ihm mitgetheilten Quellen nennt, unterscheidet ausdrücklich das Senatsprotokoll und die gewöhnlichen Nachrichtsblätter (Acta senatus ac populi); Tacitus und Suetonius dagegen müssen zu dem Erstern keinen Zugang gehabt haben, denn sie berufen sich immer nur auf die Letztern. Wir haben oben schon angeführt, wie bei Gelegenheit des Thraseas Pätus der öffentlichen Blätter gedacht wird. Feste, Leichenbegängnisse, Reisen, Geburten, Heirathen, Ernennungen am Hofe und in den großen Familien, müssen darin vorgekommen seyn, denn Tacitus beruft sich darauf, wenn von den Personen die Rede ist, welche beim Leichenbegängniß des Germanicus eine ausgezeichnete Rolle gehabt hatten. Suetonius, sobald über den Tag der Geburt irgend eines Prinzen der Familie oder über den Ort, wo er geboren worden, Streit ist, führt ebenfalls diese Register, oder wie man es nennen will, an. Sogar von den neuen Buchstaben, die Claudius erfunden hatte, sagt er, man finde die Probe derselben in den Tagblättern der Zeit, dort seyen sie gebraucht worden. Außerdem muß eine Art Hofchronik, ein Tagebuch über Alles, was sich in der hohen Familie begeben hatte, schon unter Augustus eingerichtet und auch bekannt gemacht worden seyn. Unter Aurelianus wird einer besondern Chronik über die Angelegenheiten des kaiserlichen Hauses und der bürgerlichen Regierung und einer andern über die Kriege erwähnt. Was die Hauschronik unter Augustus angeht, so sagt Suetonius, Augustus habe seinen Töchtern und Enkelinnen (freilich ganz vergeblich!) empfehlen lassen, sie sollten durchaus nur solche Dinge

reden, die man aufschreiben und in der Hauschronik aufbewahren könne. Tacitus, in der Geschichte Nero's, verweiset über die Errichtung des Amphitheaters, so wie über das Auftreten des Kaisers unter den Sängern und Musikern auf dieselben Blätter. Aus diesen Chroniken scheint Junius Cordus seine Geschichten zusammengeschrieben zu haben; denn Julius Capitolinus, der selbst kein großer Geschichtschreiber ist, macht ihm Vorwürfe, daß er jedes Mahl der Länge nach aufzähle, wie viel Sklaven ein Kaiser gehabt, wie seine Hofbeamten geheißen, wie viel Röcke, Westen und Mäntel in seiner Garderobe gewesen seyen. Auch Acholius, der nicht blos des Alexander Severus Leben, sondern auch ein besonderes Buch über seine Reisen geschrieben hatte, scheint diesen Quellen gefolgt zu seyn, und seine Geschichte in der Manier dieser Chroniken geschrieben zu haben, das schließen wir aus den Anführungen bei Aelius Lampridius. Die öffentlichen Register über Geburten, Todesfälle, Heirathen und dergleichen waren, ehe sie in den Archiven niedergelegt wurden, allgemein zugänglich, und die Gerichtsverhandlungen machten einen stehenden Artikel der römischen, wie in unsern Tagen der englischen Zeitungen aus; das wollen wir weiter unten aus Ammianus Marcellinus nachweisen. Über die öffentlichen Register der Gebornen findet sich eine merkwürdige Stelle bei Julius Capitolinus, der bei dieser Gelegenheit in das entgegengesetzte Extrem von denen geht, welche die Einrichtung der offiziellen Aufzeichnung der Gebornen auf Servius Tullius zurückführen. Julius Capitolinus läßt sie erst unter Antoninus dem Philosophen gestiftet werden. Das ist zuverlässig ein Irrthum; wohl aber kann er verordnet haben, daß bei den Oberschatzmeistern (apud praefectos aerarii Saturni) alle Kinder, und zwar innerhalb dreißig Tagen nach ihrer Geburt, eingeschrieben werden sollten, und daß in allen Provinzen ähnliche Einrichtungen getroffen, Archive eingerichtet und öffentliche Beamte dabei angestellt würden. o) Offizielle

---

o) Jul. Capitol. Antoninus philosophus cap. IX.

Schreiben, Reden im Senat, gerichtliche Verhandlungen werden am häufigsten aus diesen benutzten Dokumenten angeführt. Wir wollen die Briefe übergehen, dagegen aus dem, was von den Senatsverhandlungen vorkommt, Einiges als Probe herausziehen. Im Leben des Alexander Severus theilt uns Aelius Lampridius eine Anrede dieses Kaisers an den Senat mit, p) worin er eine kurze Rechenschaft von seinem Zuge in den Orient giebt. Dieses Stück zieht Lampridius wörtlich aus dem Senatsprotokoll, denn es folgt unmittelbar darauf der Glückwunsch des Senats (acclamatio senatus), oder das Ehrendekret. Es lautet: „Du wahrhaft Persischer, du wahrhaft Parthischer! Deine Siegeszeichen sehen auch wir, deine Siege sehen auch wir. Dem jugendlichen Kaiser, dem Vater des Vaterlandes, dem Oberpriester! Durch dich hoffen wir überall Sieg, durch dich, der siegt, der seine Soldaten regiert. Reich ist der Senat, reich die Soldaten, reich das römische Volk!“ Unmittelbar nachher wird einer kurzen Anrede erwähnt, die Severus auf dem Capitolium an das Volk hielt; diese, sagt Lampridius, habe er aus den Annalen gezogen, welche er hier dem vorher angeführten Protokoll ausdrücklich entgegen setzt. Außer der einen Quelle der Annalen finde man sie auch bei vielen Schriftstellern. q) Eine sehr ausführliche Stelle aus denselben Annalen, da wir die Stadtgeschichten (ex actis urbis), auf die er sich beruft, für nichts anders halten, als für die Zeitungen oder Annalen, deren er vorher gedacht hatte, findet sich übrigens in derselben Lebensbeschreibung etwas weiter vorn herein. r) In dieser Stelle wird der Artikel ganz wörtlich gegeben, denn es heißt dort:

---

p) Ael. Lampr. in Alex. Sev. cap. 56.

q) Ael. Lampr. in Alex. Severo Cap. 57. Quirites, vicimus Persas, milites divites reduximus, vobis congiarium pollicemur, cras ludos circenses Persicos dabimus. Haec nos et in annalibus et apud multos invenimus.

r) Ael. Lampr. l. c. Cap. VI.

„Am Tage vor den Nonen des März, als sich der Senat zahlreich in der Curia, das heißt (dies wird ausdrücklich dazu gesetzt) im Tempel der Concordia, versammelt hatte, und nach den gehörigen Auspizien Aurelius Alexander, Cäsar Augustus, gebeten war, in den Wunsch der Uebrigen einzustimmen, weigerte er sich Anfangs, weil er wußte, daß der Senat Beschlüsse zu seiner Ehre abfassen werde. Als er endlich erschien, ward ihm zugerufen: Unschuldiger Alexander! Kaiser Alexander, mögen dich die Götter am Leben erhalten! Dann folgen eine ganze Reihe ähnlicher Zurufungen, die wir hier nicht anführen wollen, dann eine Danksagung von Seiten des jungen Kaisers, endlich ruft ihm der gesammte Senat wieder zu: Antoninus Alexander, mögen dich die Götter erhalten! Darauf eine Reihe anderer Sätze. Nach diesen Zurufungen, heißt es dann, sprach Aurelius Alexander, Cäsar Augustus: „Ich danke Euch, versammelte Väter des Staats, nicht jetzt zum ersten Mahl, sondern schon vorher, als ihr mir den Titel Cäsar ertheiltet, als ihr mein Leben errettetet, als ihr mich mit dem Namen Augustus begrüßtet, als ihr mich zum Oberpriester und zum Tribun ernanntet, als ihr mir proconsularische Macht ertheiltet, und zwar Alles dieses auf eine bis dahin unerhörte Weise an einem und demselben Tage." Während er noch redete, heißt es weiter, ward ihm zugerufen: Nimm den Namen Antoninus an, möge der Senat dies um dich verdienen! Mögen es die Antoninen um dich verdienen! Darauf folgt dann eine ganze Reihe ähnlicher Acclamationen und Erwiederungen, eine Art prosaischer Antiphonien, und zwar eine Anzahl Seiten hindurch. Der Kaiser lehnt die ihm aufgedrungenen Ehrenbezeugungen immer standhaft ab, er führt Gründe der Bescheidenheit an, am Schlusse heißt es dann. *) Nach diesem wurde ihm zugerufen: Heil Dir, Aurelius Augustus Alexander, mögen Dich die Götter erhalten! und das Uebrige, wie es Gebrauch ist. Als der Senat entlassen war, als noch

*) Ael. Lampr. l. c. Cap. XII.

vieles Andere an demselben Tage verhandelt worden, ging der Kaiser, wie im Triumphzuge, nach Hause. Wir haben zwar die Stellen bedeutend abgekürzt, haben aber doch einige Ausführlichkeit beibehalten, um eine Probe zu geben, wie diese später zur allgemeinen Kenntniß gebrachten öffentlichen Aktenstücke abgefaßt waren. Wir wollen noch einige andere Proben geben. Im Leben des Opilius Macrinus sagt Julius Capitolinus: s) „Es ist anziehend, zu erfahren, was es für eine Rede war, durch welche er sich entschuldigte, denn auf diese Weise lernt man die Unverschämtheit und den Frevel (sacrilegium), mit dem der gottlose Kaiser begann, am besten kennen.“ Dann giebt er aus den Acten wörtlich die Stellen der Reden des Macrinus und Diadumenianus, und diese (capita orationis) wörtlich aus den öffentlichen Akten gezogenen Stücke widersprechen in den wesentlichsten Punkten dem rhetorischen Kunststück, welches Herodianus den beiden Kaisern in den Mund legt. Im Leben des Septimius Severus berichtet Aelius Spartianus, daß Severus mit Unwillen in den öffentlichen Nachrichten von den Senatsverhandlungen gelesen habe, t) was der Senat für Clodius Celsinius, einen Anverwandten seines Gegners Albinus gethan habe, und daß er dem Senat zum Verdruß Commodus unter die Götter versetzt. Es ist schwer zu entscheiden, welcher Theil der Protokolle und der Akten den Geschichtschreibern oder gar dem Publikum zugänglich blieb, als die Formen immer orientalischer, die Schreibereien vervielfacht, die Anzahl der Personen, welche sich mit dem Niederschreiben und Aufbewahren der Staatsschriften beschäftigten, ungeheuer vervielfacht ward. Wir hängen hier nach dem, was wir aus der Theodosianischen Gesetzsammlung über die Archive und über die Möglichkeit ihrer Benutzung, so wie über die größere oder geringere Gefahr, welche damit verbunden war, wenn Einer sich herausnahm, über Staats-

s) Jul. Capitol. vita Opilii Macrini cap. VI.

t) Ael. Spart. in vit. Severi cap. XI. Die Worte sind: lectis actis quae — — — — — facta sunt.

sachen zu urtheilen, einige Bemerkungen an, ohne die Materie erschöpfen zu können oder zu wollen. Zunächst müssen wir jedoch erinnern, daß man sich nicht durch Lipsius darf verführen lassen, wenn er eine Stelle des Ammianus Marcellinus auf die öffentlichen Blätter, oder jene Bekanntmachungen bezieht, welche seit Augustus Zeit eingeführt waren, in Ammianus Marcellinus Tagen aber längst aufgehört hatten. Das Wort (gesta, acta publica) ist dasselbe, die Sache ist sehr weit verschieden. Ammianus redet von einem Gerichtsprotokoll, nicht von öffentlichen Nachrichten. Die Stelle bei Ammianus ist merkwürdig genug, nur hätte Lipsius nicht sagen sollen, man sehe daraus die Form der Nachrichten, denn die Form ist die gewöhnliche eines Gerichtsprotokolls, wobei wir gelegentlich bemerken wollen, daß wir aus dem Gesetzbuch auch die Form des Protokolls kennen, welches in dem geheimen Cabinet des Kaisers über die Verhandlungen gehalten und nachher im Archiv niedergelegt ward. Wir wollen diese Form des Anfangs unten beifügen. u) Was die von Lipsius angeführte Stelle des Ammianus Marcellinus angeht, so redet dieser vom Schicksale des Taurus, und berichtet, wie er während seines eigenen Consulats durch einen ungerechten Richterspruch, der in der gewöhnlichen Form abgefaßt und verkündet ward, in die Verbannung geschickt sey. Bei solchen Gelegenheiten las nämlich der Gerichts-Ausrufer das Protokoll und den Urtheilspruch in Gegenwart des Verurtheilten, der zu dieser Absicht hergeführt wurde, öffentlich vor. Augustinus gebraucht daher auch denselben Ausdruck (gesta), wenn er sagt, daß der Ausspruch des Ausrufers immer in den Protokollen eigentlich den Ausspruch des Richters bedeute. In der hier bezeichneten Stelle, wo von der Verbannung des Taurus nach Vercelli die Rede ist, v) sagt Ammianus, man

---

u) **Acta**, lautete es, **habita apud imperatorem**, dann folgte dieses Kaisers Name, **Augustum**, dann folgten die Namen der Consuln des Jahrs, dann der Tag, nachher **Constantinopoli in consistorio.**

v) **Ammianus Marcell. lib. XXII, cap. 3.**

habe nicht ohne Schauder die Vorlesung des gerichtlichen Protokolls über die Sache des Taurus anhören können, w) weil es lautete: „Im Jahre, wo Taurus und Florentinus Consulen waren, ward Taurus vor den Ausrufer des Gerichts gestellt, u. s. w." Ehe wir zeigen, wie schwierig in den letzten Zeiten der Zugang zu den einzigen Quellen wurde, aus denen man schöpfen mußte, wenn man nicht dem bloßen Gerüchte folgen wollte, bemerken wir noch, daß eine gewisse Art offizieller Bekanntmachungen auch in den späteren Zeiten noch Statt fand. Es wurden nämlich bei gewissen Gelegenheiten, bei Heirathen oder Consulaten der kaiserlichen Familie, bei Siegen, Rückzügen der Feinde, Friedensschlüssen, Triumphen, Antretung des Consulats, eigne Commissarien in die Provinzen abgefertigt, welche für die Verkündigung solcher Nachrichten zu sorgen hatten, und dafür gewöhnlich von den Provinzialen reichlich beschenkt wurden. Aus diesem Geschenk ward endlich sogar eine förmliche Steuer, die der Statthalter erhob und mit dem Commissarius theilte, weshalb ein eigner Abschnitt des Theodosianischen Codex die Verordnungen gegen diese Erpressungen und die Vorschriften enthält, wie es in solchen Fällen zu halten sey. x) Diese Botschaften und Zeitungen, die man noch dazu sehr theuer bezahlen mußte, konnten, wenn sie auch in den Archiven niedergelegt wurden, schwerlich den künftigen Geschichtschreibern dienen. Sie waren von der Art, wie die orientalischen Bekanntmachungen noch gegenwärtig sind, oder wie Bonaparte's Armee-Berichte über den spanischen oder über den russischen Feldzug. Die Schreiben waren in einem lächerlich prahlenden Styl abgefaßt; der Ueberbringer las sie im Theater vor; neben ihm standen in Festkleidern alle die Leute, welche einen Hofrang hatten, und neben diesen die Obrigkeiten der Stadt oder des Distrikts, an welche die Bot-

w) Et acta super eo gesta non sine magno legebantur horrore, cum id voluminis publici contineret exordium.

x) Cod. Theodos. lib. VIII. Tit. XI. Ne quid publicae laetitiae nuntii ex descriptione, vel ab invitis accipiant.

schaft ergangen war (honorati et decuriones). Die Briefe waren mit Lorbeeren bekränzt, sie wurden in den Archiven der Städte feierlich niedergelegt. Wie diese Berichte beschaffen waren, und mit welcher Unverschämtheit man offizielle Lügen verbreitete, lernen wir aus Ammianus, der uns erzählt, wie Constantius dabei zu verfahren pflegte. y) Constantius, sagt Ammianus, sandte, wenn irgend ein General tapfer gegen die Perser gestritten oder einen Sieg erfochten hatte, auch wenn jedermann wußte, daß er nicht bei der Armee sondern in Italien sey, zum Ruin der Provinzen, *) mit Lorbeeren bekränzte Briefe aus, in deren sehr langgesponnenem Text (per textum longissimum) von dem glücklichen General auch nicht ein Wort vorkam. Statt dessen rühmte der Kaiser von sich selbst, mit einer höchst gehässigen Prahlerei, daß er unter den Vordersten gestritten habe, (se inter primores versatum). Ebendergleichen Berichte, sagt Ammianus, findet man in den Archiven von der Schlacht, welche den Allemannen bei Strasburg geliefert ward. Constantius war damals wenigstens vierzig Tagreisen von Strasburg entfernt, nichts desto weniger heißt es in diesen Berichten, er selbst, in eigener Person, habe die Schlacht kommandirt und gewonnen. Die Schlacht wird ganz genau beschrieben, es wird gemeldet, wie Constantius die Schlachtordnung eingerichtet habe, wie er unter den Fahnenträgern gestanden, wie die Barbaren mit unaufhaltsamer Eile davon geflohen seyen, und wie Constantius selbst dem Chnodomar, dem furchtbaren König der Barbaren, im Treffen begegnet sey. z) Auch Symmachus erwähnt einer andern Art offizieller Schreiben, welche keine besseren Quellen der Geschichte sind, als die Bülletins von der Armee. a) Der Reichthum der Archive, die Menge

---

y) Amm. Marcell. lib. XVI. c. 12. in fine.

*) Das bezieht sich auf die Bedrückungen, welche die oben angeführten Gesetze des Theodosianischen Codex verbieten.

z) Sibique ablatum falso indicat Chnodomarum.

a) Symmachi epist. lib. II. ep. 62.

der Beamten und Angestellten bei denselben war übrigens sehr groß und es ist zu verwundern, daß von den unsäglich vielen Schreibern und Schreiberinnen, die wir aus dem Byzantinischen Staatskalender (notitia imperii) und aus dem Gesetzbuch des Theodosius kennen lernen, so wenig auf unsere Zeit gekommen ist. Betrachtet man übrigens die Einrichtung der Archive der späteren Zeit etwas genauer, so wird sich bald zeigen, daß die Benutzung derselben sehr schwierig war. Alle Expeditionen, alle Archive und Archivare standen unter Einem der ersten Minister, den wir einen Großkanzler (magister officiorum) nennen würden; vier Staatssekretäre (magistri scriniorum) standen vier Archiven vor. Diese Archivare leiteten zugleich die Ausfertigungen in den Theilen der Geschäfte, welche ihnen besonders anvertraut waren; die Beantwortung der Briefe (Depeschen) ward daher auch später in zwei Abtheilungen, eine lateinische und eine griechische, getheilt. Eins der Archive enthielt die Anordnungen, welche vom Kaiser selbst ausgingen; der Staatssekretär, der diesem Fache vorstand, hatte also keine Ausfertigungen zu machen, sein Rang war daher geringer, als der der andern Fächer; er hatte gleichen Rang mit dem Ministerialdirectorium (proximis) der andern Abtheilungen. b) Der Eine dieser Staatssekretäre (der magister memoriae) führte, wie es scheint, das Protokoll im Cabinet (sacri consistorii) und fertigte die Aufsätze (breves) aus, die der Kaiser selbst unterzeichnen sollte. Ein anderer hatte die ganze später erst getheilte Correspondenz, der dritte die Ausfertigung der Bescheide auf Bittschriften und auf Appellationen an den Kaiser. Keiner hatte die historische Uebersicht von Allem, was geschah, Keiner war im Stande, dem Schriftsteller aus den Akten Bericht zu geben; Jeder übersah nur sein Fach und Keiner wußte von dem des

b) Die Scrinia werden Cod. Theodos. lib. VI. tit. XI. de magistris scriniorum aufgezählt. Es sind 1) Scrinium memoriae, 2) scrinium epistolarum, 3) scrinium libellorum. 4) scrinium dispositionum.

Andern. Es scheint freilich Fälle gegeben zu haben, wo ein und derselbe Mann verschiedene Fächer vereinigte, c) wir werden aber sogleich sehen, wie vorsichtig ein solcher Mann seyn mußte, wenn er nicht durch die Bekanntmachung einer Thatsache, durch Mittheilung eines Aktenstücks, oder auch nur durch das unvorsichtige Urtheil eines Schriftstellers, mit dem er sich eingelassen hatte, in die größte Gefahr kommen wollte. Wie weit selbst vor den Gerichten der Argwohn und die Beschuldigung gefährlicher Plane und Gesinnungen getrieben ward, das kann man am besten von den Juristen lernen, welche das berühmte und vortreffliche Gesetz des Theodosius über Schmähungen gegen den Kaiser und seine Regierung erklärt haben. Godofredus, wie Trebonian, fürchtet überall die Volksstimme, in der Justiz, wie in der Beurtheilung. In der Ersten will er nur das, was die Juristen Wissenschaft nennen, gelten lassen, in Rücksicht der Zweiten sollen nur die Beamten und die Beauftragten zugelassen werden, gesunde Vernunft und unbefangene Ansicht sollen überall nichts gelten; er ist daher auch sehr verlegen, wie er des Theodosius Verordnung mit seinen Begriffen von Polizei vereinigen soll. Er erklärt des Kaisers Verordnung sehr gelehrt, d) sucht aber doch die Sache dahin zu drehen, daß dem Urtheil so wenig Spielraum bleibe, als möglich. Einer der Gelehrten erster Größe, Gruterus, ist darin mit den Juristen ganz einstimmig, daß der Liberalismus des Urtheils eine Art Verschwörung, ein höchst gefährliches Ding sey. Gruterus macht dem Ammianus Marcellinus, der die Prahlerei des Constantius, an-

c) Sextilius, heißt es in einer von Valois zu Ammianus Marcellinus herausgegebenen Inschrift einer in Afrika gefundenen Statue; Agesilaus Aedesius v. c. caussarum non ignobilis Africani tribunalis orator, et in consistorio principum, item magister libellorum et cognitionum sacrarum, magister epistularum, magister memoriae.

d) Cod. Theod. lib. IX. tit. IV. Si quis imperatori maledixerit. Et ibi lex 1ma Theodosii constitutio de maledictis in principem ejusve tempora jactatis.

derer Leute Verdienst ganz unverschämt sich allein zuzuschreiben, recht bitter tadelt, harte Vorwürfe, und beschuldigt ihn einer antimonarchischen und frevelhaften Gesinnung. Er meint e), Ammianus habe dergleichen Urtheile aus einer gefährlichen Schule, von denen, die Alles heruntersetzen, oder von den Philosophen, die über Alles denken wollten. Er verstehe die Hofsitte, nach welcher sich dieses gerade so verhalte und den ächt monarchischen Grundsätzen nach auch so verhalten müsse, gar nicht, oder er sey ein Heide, wie Julianus, den er zu seinem Helden mache; ein Christ würde Glauben, Demuth, Gehorsam gelernt haben. Diese Strenge, welche Theodosius in seinem Gesetze ausdrücklich mißbilligt, ging nicht blos diejenigen an, welche gegen den Kaiser etwas gesagt hatten, denn dies hätte sich füglich vermeiden lassen: auch die Zeiten durfte man nicht anklagen, die herrschenden Sitten nicht tadeln, ganz besonders durfte man die Ursachen der vormaligen glänzenden Größe des Reichs nicht kräftig entwickeln. Was blieb aber übrig, wenn man die Aktenstücke der Archive nicht bezweifeln, seine Meinung über Zeit und Personen nicht sagen, den Regenten nicht tadeln, die Entartung des Christenthums von seinem ursprünglichen Charakter nicht hervorheben und als Ursache vieler Unglücksfälle angeben durfte? Der letzte Punkt ward besonders den Schriftstellern zum Vorwurf gemacht, und man kann aus der Art, wie unsere theologischen Juristen und unter ihnen Godefroy über Eunapius und Zosimus urtheilen, leicht schließen, wie die Byzantinischen Juristen und Theologen mögen geurtheilt haben. Wie diese Herrn dachten, zeigt uns Godefroy, wenn er in Rücksicht der Gefahr, die für das ganze Reich daraus entspringe, wenn ein Privatmann sich erlaube, über Staatssachen zu urtheilen, auf seine Bemerkung zum Cornelischen Gesetze von Meuchelmördern verweiset. Wir wollen dabei

e) Gronovius in einer Note zu Ammianus Marcellinus lib. XVI. c. 12. in fine. In luto sycophantae aut philosophi haerere hic Ammianum judicat Gruterus.

die boshafte Manier eines Eunapius, Zosimus und Anderer keineswegs in Schutz nehmen, wir wollen nur aufmerksam darauf machen, warum in den lateinischen Schriftstellern, die den Akten, Urkunden, Dokumenten folgen, noch viel weniger Leben zu finden ist, als in den griechischen Anekdotensammlern, und warum in allen die Bewegung und der eigenthümliche Geist das eigne Urtheil, welches ganz allein der Erzählung der Begebenheiten Interesse giebt, in eben dem Grade ausgeht, als die Schriftsteller auf die offiziellen Nachrichten beschränkt werden.

Briefe
über das Paradies von Dante's divina comedia.

Erster Brief. Ueber die beiden ersten Gesänge.

Sie verlangen meine Ansicht der divina comedia kennen zu lernen, werthgeschätzter Freund, und beschweren sich, daß die beiden deutschen Uebersetzungen, die Ihnen zu Gesicht gekommen sind, Ihren Forderungen nicht genügen, weil Ihnen der Ausdruck oft gezwungen, der Reim herbeigezogen, die Sprache dem Inhalt nicht angepaßt, die Bewegung des Verses nicht natürlich scheint. Ich will mich auf die Beurtheilung dieser Uebersetzungen nicht einlassen, ich will sogar den Inhalt der beiden ersten Abtheilungen des großen Werks nicht berühren, sondern nur Ihre Beurtheilung des Paradieses zu berichtigen suchen. Sie nennen es metaphysisch, wunderlich, scholastisch, voll mönchischer Vorurtheile, es bedürfe einer gelehrten Erklärung, entbehre also der ersten Eigenschaft jedes guten Gedichts, der unmittelbaren Anschaulichkeit des Dargestellten. Ich möchte nicht gern mit philosophischer Anmaßung auftreten, und doch wollen Sie von meiner Mittheilung öffentlichen Gebrauch machen; ich wähle daher die Form, die mir die anspruchloseste scheint, ich theile Ihnen blos mit, wie ich mich aus dieser Dichtung mehr wie aus irgend einem andern Buche über die Freuden eines wahrhaft contemplativen Lebens, über den Genuß zu belehren pflege, den eine edle Seele in einer Schwärmerei, die stets vom Verstande gemäßigt wird und den Gesetzen desselben nie Hohn spricht, finden kann. Sollte Manches blos individuell seyn, sollte es eine

strenge Kritik nicht vertragen, so wird die Form dieses entschuldigen. Dürfte ich auch voraussetzen, daß Sie mit den zahlreichen allegorischen und theologischen Erklärern des Dichters bekannt seyen, so darf ich mich doch nicht scheuen, Ihnen meine Ansicht mitzutheilen; es kommt nicht darauf an, daß diese neu sey, Sie sollen nur erfahren, wie ich, ohne mich auf alle Spitzfindigkeiten eines Landino, Vellutello und unzähliger Andern einzulassen, an der Physik und Metaphysik des Dichters, an seinen Allegorien und an der Schilderung eines innern und, wie er es nennt, göttlichen Lebens Antheil nehmen kann, ohne zu läugnen, daß er hie und da den Schulgrillen seiner Zeit ein dichterisches Gewand giebt. Dante selbst in einem jetzt ziemlich bekannten Briefe über das Paradies so wie in seinem convito zeigt deutlich, daß er, wenn er die hohen, reinen, vollendeten Schöpfungen seiner Fantasie gelehrt erklären will, in das Labyrinth grillenhafter Weisheit und wunderlicher Spitzfindigkeit, welche zu seiner Zeit in den Schulen herrschten, hineingeräth. Auch in dieser Rücksicht gilt von ihm, was er sich einmal in seinem Gedicht in einer andern Beziehung sagen läßt — il mondo è cieco è tu vien bien da lui. Sie werden übrigens nicht befremdet seyn, wenn Sie hier einen ganz andern Ton finden, als wenn ich mich über die Kopfhängerei frömmelnder Heuchler äußerte. Das süße Geschwätz über Religion, die werkheilige Mildthätigkeit der Leute, die ihre Verschwendung und Zerstreuungssucht gern mit dem Mantel der Frömmigkeit bedecken möchten, war Ihnen ja stets eben so verhaßt, als die aus vornehmen Phrasen gemachte Geschichte, die den Forscher und Denker anekelt. Es ist eine ganz andere Sache, berichten, wie die ewige Wahrheit unter verkehrten Menschen zur Verkehrtheit, zu Aberglauben und Unsinn wird, beweisen, daß gewisse Dogmen den Ungelehrten von Gelehrten aufgedrungen wurden, ehe sie geprüft und mit dem ganzen Inhalt der Lehre verglichen waren, daß Heuchler und herrschsüchtige Priester stets die Gutmüthigkeit und das Zutrauen der Einfältigen mißbrauchten, daß man von jeher Jeden haßte und verfolgte, der

nicht gläubig oder ungläubig seyn wollte, wie es der Ton der Zeit forderte, sondern seinem eignen Urtheile folgen, oder als Bewunderer wahrer Dichtkunst, als Freund stiller Betrachtung und eines friedlichen und geräuschlosen Lebens die Vortrefflichkeit des christlichen Lehrbegriffs selbst in seiner scholastischen Form anerkennen. Wer gelernt hat, daß kein Ding auf Erden zufällig ist, daß ein nothwendiges Gesetz und eine ewige Ordnung das Große und Kleine verbindet, wird die Spuren einer leitenden und erhaltenden Vorsehung in der Entstehung des kirchlichen Lehrbegriffs und aller Symbole des Cultus nicht verkennen, er wird aber einsehen, daß die Formen veränderlich, das Wesen allein ewig ist. Es gab Zeiten, wo ohne Formen und Formeln, ohne Symbole und Cultus die heilige Lehre verschwunden wäre; es gab andere, wo der kleine denkende Theil der Gesellschaft, der im reinen Erkennen, im innern Leben Seligkeit findet, mit dem großen Haufen, der das, was er anbeten soll, sehen und fühlen muß, nur durch Formen ausgesöhnt ward. In diesen Zeiten waren auch die Formen göttlich. Das Bedürfniß verschwand nachher in gewissen Gegenden und Zeiten mit den Fortschritten und der Verbreitung der Kenntniß der Natur und des menschlichen Geistes; ganz natürlich verloren die Formen ihre Bedeutung. In andern Ländern, unter andern Umständen dauerten die Formen fort, weil das Bedürfniß derselben fortdauerte; sie aufrecht zu halten, war dort Pflicht; thöricht war es dagegen, daß man mit Gewalt und durch Strenge sie erhalten wollte, wo sie längst verschollen waren. Der Verständige mußte schweigen, der Ungläubige Glauben heucheln, alle warfen bald das Wesen mit den Formen zugleich von sich, Religiosität ward gleichbedeutend mit Heuchelei und Jeder erwartete ungeduldig den Augenblick, wo er sich ohne Scheu erklären dürfe. Diese Zeit erschien und wir hörten ein ganzes Jahrhundert hindurch den größten Theil der Gebildeten und Unterrichteten Spott über das Heiligste Witz, Unglauben Weisheit nennen. Wie oft, theurer Freund, wenn ich über Form und Gehalt, über das, was ich Poesie und

Philosophie jeder positiven Religion und das, was ich Prosa und Legende nannte, mit Ihnen redete, betheuerte ich Ihnen, daß die Darstellung des Christenthums in der Dichtung des Paradieses den Freund wahrhaftiger Weisheit, der den Himmel nicht erkaufen, nicht in einer künftigen Zeit durch ein Wunder erlangen, sondern ihn schon auf der Erde in sich, in dem Frieden und der Erkenntniß seiner Seele finden will, über das Irdische erheben und durch innere Anschauung seines wahren Wesens beglücken könne; auch wenn er die Philosophie und Theologie des Dichters nicht als die Seinige anerkenne. Dasselbe läßt sich freilich auch von Klopstock und Andern sagen, was ich indessen meine, drückt der Ausspruch des großen Dichters am besten aus, dessen Gedichte man kennen muß, wenn man Dante verstehen will. Er ruft entzückt aus: „O seelig, wem die Ursache der Dinge zu erkennen vergönnt ward, wer jegliches Zagen, wer die Furcht des unerbittlichen Todes, des Acheron furchtbares Rauschen tief unter sich schaute." Dies ist das Ziel, zu dem das Paradies der divina comedia den vom irdischen Bedürfniß, wie von Fehlern gereinigten Geist leiten soll. Ehe ich indessen vom Inhalt der beiden ersten Gesänge des Paradieses, denen dieser erste Brief bestimmt ist, rede, muß ich Sie zuerst noch einmal in das Purgatorium zurückführen. Ich bediene mich, um dies gelegentlich zu sagen, lieber des lateinischen und italienischen Ausdrucks Purgatorium, als des gleichbedeutenden deutschen, obgleich dieser durch den kirchlichen Gebrauch geheiligt ist, weil er weniger Mißverstand veranlaßt und ohne Beimischung einer fremdartigen Vorstellung Dante's Sinn ausspricht. Der Dichter hat die Höhe des Purgatoriums erreicht, er steht am Eingange des Hains, wo er, ehe er der höhern Seligkeit Vorschmack erhalten kann, in den Zustand zurücktritt, in dem der Mensch sich befand, als er zuerst geschaffen war, und noch keine Sünde begangen hatte. Er war damals, nach des Dichters Vorstellung, zwar von der Gottheit getrennt, aber durch keine unendliche Kluft geschieden, er war rein von leerem Wissen und

falscher Erkenntniß, war freilich das Unterste der geistigen Wesen, welche die Sphären bevölkern und zum Theil regieren, seine Stelle war aber durch das Gesetz der Welt und der Gottheit bestimmt, bis er sich selbst durch falsche Begierde von dieser Höhe erst zur Erde, und alsdann durch Verbrechen zur Tiefe der Hölle herabstürzte. Den Hain der Urwelt, wo der Dichter seines eigentlichen Wesens wieder theilhaftig wird, umfließt der Bach der Vergessenheit; wer aus diesem getrunken, erhält mit der Vergessenheit jeder Sünde die erste Weihe eines bessern Lebens. Im Innern des Hains, nachdem er alle Anstalten der Gottheit zur Rettung des Menschengeschlechts, die Bedeutung christlicher Lehren und Symbole in ihrer Beziehung auf die Erziehung der Menschen erkannt hat, wird der Dichter aus dem Quell des Lebens (Eunoë) getränkt, und der irdische Sinn, die himmlische Freude durch diesen Trunk geöffnet. Dante dachte dabei freilich an den Musenquell der Alten, es ist aber nicht die Rede von Dichterbegeisterung; er meint, sein inneres Auge habe sich geöffnet, er habe der Gottheit Geheimniß geschaut und in den Gestalten, die er nachher beschreibt, habe er ein neues Leben erkannt, und erfahren, daß göttliches Wissen auch göttliche Seligkeit sey. Im ewigen Frühlinge des irdischen Paradieses, dessen kühlende Luft nur durch die Umdrehung der Sphäre bewegt wird, findet der Dichter in der Mitte des Hains um den Baum der Erkenntniß eine Anzahl wunderbarer Gestalten und Erscheinungen, die durch ihre Bewegung, ihre Stellung, ihre Gewänder und Verwandlungen, dem Auge alle die Mittel zeigen, deren sich die Vorsehung vom Anbeginn der Zeiten an bedient hat, um den Menschen von den Pfaden des Irrthums oder der Sünde auf den Weg der Wahrheit und Tugend zurückzuführen. Diese Gestalten und ihre Ausschmückungen, eben so wie ihre Bewegungen, zeigen bildlich den Zweck des Christenthums und der christlichen Kirche. Am Lethe, am Eingange des Hains, wo der Dichter die erste Weihe empfangen soll, erscheint ihm als weibliches Wesen die göttliche Gestalt, welche ihm das Symbol des Unterrichts ist, der uns den

wahren Sinn der christlichen Lehre aufschließt, und die Schritte des wahren Weisen zur Erkenntniß der vollendenden Gnade und vollendeten Einsicht in das Wesen der christlichen Lehre führt, die in der Gestalt seiner Beatrix vom Himmel niedersteigt. Diese letzte Erscheinung, die Vollendung der Liebe, die vollendete Einsicht menschlichen und göttlichen Wesens, die nur von oben kommt, und nur den Auserkohrnen gewährt wird, läßt der Dichter von allen denen mit Jubel begrüßen, die im alten und neuen Testament den Retter und Heiland verkündet und gepriesen. Die Gestalt seiner verklärten Beatrix als der Verkünderin dieser höchsten Weisheit und Gnade, seiner Führerin zur Vereinigung mit Gott und den von ihm erkohrnen Seelen, umgiebt er mit Allem, was das Auge freundlich erquickt, oder den Geist mächtig erhebt. „Gelobet sey, die da kommt, im Namen des Herrn," begrüßt sie der Chor der Blumenstreuenden mit dem Gruß, mit dem das jüdische Volk in Jerusalem seinen Heiland empfing, und weil der Dichter die pythagoräische Philosophie, die er in seinem Virgil wahrgenommen hat, immer mit der biblischen Lehre verbindet, läßt er sie auch mit dessen Worten begrüßen. „Streuet mit vollen Händen die Lilien," ruft man ihnen mit den Worten entgegen, mit denen der lateinische Dichter des Augustus Schwestersohn, Marcellus, begrüßen läßt, den er als rettenden Schutzgeist des menschlichen Geschlechts ehren will. Die Erscheinung der Beatrix selbst vergleicht der Dichter mit der aufgehenden Sonne, wenn sie von leichten Dünsten, die ihren Glanz mildern, umgeben, dem Auge erträglich, im farbigen Gewande heraufsteigt: „So, spricht er, zeigte gehüllt in ein Wölkchen von Blumen, das aus den Händen der Engel herabfiel, das rund um sie und auf sie als Blume herabsank, mir ein Weib sich." Ihr Gewand und der Schmuck ihres Gewandes sind das bekannte Symbol des Friedens der Seele und der sogenannten theologalen Tugenden, die durch das Christenthum unter den Menschen verbreitet wurden. Weiß, grün und roth sind Liebe, Glauben und Hoffnung, und der Oelzweig, der um das Gewand geht, ist der Friede

des Herrn. Dies lautet in den Worten des Dichters so: „Ein Weib erschien meinen Augen, in einen weißen Schleier gehüllt, der mit grünendem Oelzweig umschlungen. Grün war ihr Mantel, die Farbe des Kleides lebendiger Flamme vergleichbar." Die erste Wirkung der Gnade, der vollen Erkenntniß, die ihm durch der Beatrix Erscheinung zu Theil wird, ist das erneuerte herbe Gefühl der Unseligkeit des Menschen, der sich seiner höheren Bestimmung, seiner besseren Kräfte nie bewußt wird, oder von solchen Dingen, die nur auf Augenblicke ergötzen, gelockt, des wahren Genusses entbehrt, und seines wahren Wesens vergißt. Diese Zerknirschung soll der völligen Befreiung vom Irrthum vorangehen, die der Dichter durch den Genuß des Wassers des Lethe erhält. Sobald seine Seele durch die erste Weihe gereinigt ist, erblickt sein Auge Christus und die christliche Kirche, oder vielmehr die symbolische Erscheinung derselben im Auge seiner Geliebten, also der Botin des Himmels, der einzigen wahren Deuterin christlicher Lehren, der vollendenden Gnade, in einem ganz andern Lichte als bisher und in mannigfaltiger Gestaltung. Bis dahin waren nur die Cardinaltugenden der Heiden ihm ganz klar, jetzt sollen die theologalen ihm klar werden. Die Nymphen, die er zu Symbolen dieser Tugenden gemacht hat, sangen, heißt es Purgatorio Canto XXXI, Vs. 132. „Wende, Beatrix, o wende deine heiligen Augen zu deinem Getreuen, der, um dich zu schauen, so viele Wege durchwandelt, aus Gnaden erzeig' uns die Gnade, daß dein eigner Mund ihm die Schönheit enthülle, die dir dort oben zu Theil ward (la seconda bellezza), so daß sein Geist deutlich erkenne, was in deinem Antlitz nicht sichtbar ist." Dieses himmlische Licht, fährt er fort, das die Seele überstrahlt, wenn sie frei von Sünden die göttliche Wahrheit als ewige und lebendige anschaut, beschreibt kein Dichter, der nur das Studium der Alten kennt, dem Philosophie allein das Höchste ist, was der Mensch suchen kann, der nur aus dem Quell der heidnischen Dichter getrunken. Der christlichen Poesie war es vorbehalten, das höchste Geheimniß der Gottheit zu singen,

Die italienischen Verse würden jede Uebersetzung oder Umschreibung zu Schanden machen, wir setzen sie selbst her:

O isplendor di viva luce eterna,
Chi pallido si fece sotto l'ombra
Sì di Parnaso, o bevve in sua cisterna,
Tentando a render te, qual tu paresti
Là dove armonizzando il ciel t'adombra,
Quando nel aere aperto ti solvesti?

Zu dieser Höhe soll sich des Dichters Gesang aber erst im Paradiso erheben. Da soll er seinen Zeitgenossen und der Nachwelt den Willen des Himmels verkünden, zum Apostel des wahren und ächten Christenthums, zum Prediger gegen die verkehrten Lehren der entarteten Kirche erkohren werden; die Weihe zu diesem neuen Beruf soll er noch im Purgatorium erhalten. Dieselbe Gestalt der christlichen Belehrung, die ihn am Lethe empfangen, und zu Beatrix geführt hatte, eröffnet ihm das Geheimniß der christlichen Kirche und weiht ihn zum Propheten. Hier bereitet er den Leser auf den höhern Ton vor, den er gleich vorn herein im Paradiso anstimmt. Nahe am Baume des Lebens und der Erkenntniß, im Angesicht der vollen Gnade (Beatrix), des Geheimnisses der Menschwerdung Christi (des Greifen), der Kirche als einer göttlichen Anstalt zur Erhaltung der Lehre (des Wagens), erhält er die Prophetenweihe. Diese Weihe ertheilt ihm Beatrix im Kreise der sieben Cardinaltugenden, die ihm in der Begleitung der sieben Gaben des h. Geistes erscheinen, welche nach seiner Schultheologie den Menschen von Anbeginn gewährt wurden und in der Kirche den sieben Sakramenten entsprechen oder vielmehr dadurch versinnlicht werden. Wie Jesaias und Ezechiel bedarf er dieser Weihe, um als Laie im Namen der Gottheit durch ihre Offenbarung der Priester Wandel zu schelten und ihre Lehre zu verwerfen. Er bedarf ferner dieser Weihe, um, wie er thut, gleich dem Apostel Johannes in der Apokalypse das Schicksal der Kirche und des Kaiserthums zu weissagen, und Lob und Tadel zu vertheilen. Beatrix, der wahre Sinn christlicher Lehre, sitzt hier an der Wurzel

des Lebensbaums, der nach Christi Tod neu grünte. Die reine Lehre allein ließ er auf Erden, als er alle andere Wunderkräfte und Wirkungen, die seine Erscheinung auf Erden begleitet hatten, mit sich in den Himmel zurücknahm. Er beschreibt die Beatrix und die Erscheinungen, welche wir so eben erwähnt haben, und die Weihe, welche der Dichter in der Mitte dieser mystischen Gestalten der christlichen Mysterien erhält, folgendermaßen, Canto XXXII, Vs. 96: „Im Kreise war sie umschlossen von sieben Gestalten der Nymphen mit sieben Leuchtern in Händen, deren Lichter weder im Südwind, noch im Nordwind erlöschen (d. h. die im Glück und Unglück dauern). Hier, sprach mir Beatrix, bleibst du kurze Zeit im Haine ein Fremdling (poco tempo sarai silvano), dann wirst du mit mir ohne Ende ein Bürger in dem Rom seyn, wo Christus ein Römer." Er giebt ihr klar zu verstehen, daß Christus kein Römer in dem Sinn sey, den die Päbste dem Worte gegeben hatten. Den Grund des Ausspruchs der Beatrix erfährt er aus der Geschichte der christlichen Kirche, vom Standpunkt des wahren Glaubens und der einfältigen Lehre aus betrachtet. Beatrix ruft ihm unmittelbar nach den oben angeführten Versen zu: „Zum Heile der Welt, die vom rechten Wege verirrt ist (che mal vive), hefte dein Aug' auf den Wagen, und was du mit deinen Augen geschaut hast, merk dirs, und schreib' es, wenn du auf die Erde zurückkommst." Dann gehen in wenigen Erscheinungen die Hauptveränderungen der christlichen Kirche, ihre widrigen und günstigen Schicksale, die Verbindung der geistlichen und weltlichen Herrschaft, die nachtheiligen Folgen der Bereicherung des Clerus und die Mißbräuche und Aergernisse, welche dadurch unmittelbar nach dem Untergang des Hohenstaufischen Stamms veranlaßt wurden, in rascher Folge wunderbarer Gesichte an dem Dichter vorüber. Mit dem traurigen Verfall der Kirche und ihrer Zucht, der Abweichung ihres Hauptes von den Grundsätzen des Stifters seines Stuhls, dem Vergehen des Königs, der ein Schützer der Kirche und des Glaubens hätte seyn sollen, endete der vorletzte Gesang

des Purgatoriums, der letzte beginnt mit dem Anfange des neun und siebenzigsten Psalms, den die sieben Tugenden als Klagelied über den Verfall der Kirche singen. Sie sind zu bekannt mit der Bibel, als daß ich Sie daran erinnern dürfte, daß der angeführte Psalm mit den Worten beginnt: „Herr, es sind Heiden in dein Erbe gefallen, die haben deinen heiligen Tempel verunreinigt und aus Jerusalem Steinhaufen gemacht.“ Damit man wisse, daß hier von einem kirchlichen Gesange die Rede sey, daß eine Idee, welche die Zeit an die Absingung gewisser kirchlicher Lieder knüpfte, geweckt werden soll, bringt der Dichter die lateinischen Anfangsworte der kirchlichen Uebersetzung (vulgata) in seine Verse. Die wahre Kirche, die ewige Liebe und Gnade, deren Bild Beatrix ist, steht betrübt, wie sie diesen Klaggesang vernimmt, wie Maria am Kreuz ihres Sohnes

Quella ascoltava si fatta, che poco
Più alla croce si cambiò Maria.

Doch tröstet sie den Dichter bald. Sie ruft ihm Christi Worte bei Johannes zu: „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen, und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen.“ Bei dieser Gelegenheit erhält der Dichter noch einmal den förmlichen Auftrag, als Prophet, als Verkünder himmlischer Offenbarungen und Erscheinungen aufzutreten. Hier erfährt er den Trost, daß Heinrich VII., den er nachher als den Retter der weltlichen Oberherrschaft, die Gott dem Kaiser vertraut hat, preiset, Kirche und Staat wieder zur alten Ordnung zurückführen werde.“ „Du, heißt es hier, drücke das, was du geschaut hast, tief in deine Seele; so wie meine Worte gesagt sind, so bringe du sie hinab zu denen, welche dort leben ein Leben, das ein steter Lauf in den Tod ist.“ Ganz zuletzt wird sein durch den Trank aus dem Lethe zwar von Sünden gereinigter, aber immer noch menschlich schwacher Geist göttlich gestärkt, sein Verstand und seine Einbildungskraft erhalten eine Weihe überirdischer Kraft. Getränkt aus der Quelle des ewigen Lebens, aus dem Bache Eunoe, dessen Wasser das innere

Auge öffnet, steigt er, ohne es Anfangs zu fühlen, mit Beatrix von Sphäre zu Sphäre, um endlich, ganz eingeweiht in der Gottheit Geheimniß, zu lernen, wie, wann und wo sich alles Sinnliche auflöset, wie man durch That und Gedanken reif wird, das Uebersinnliche zu schauen. Der Anfang des Paradieses hängt mit den letzten Worten des Purgatoriums unmittelbar zusammen. Diese letzteren lauten: „Von der heiligen Woge, von der ich getrunken, kehrte ich zurück, erquickt, wie die neu belebte Pflanze, die mit frischem Grün sich umkleidet." Der Anfang des Paradieses, der sich unmittelbar anschließt, heißt: „Der göttlichen Herrlichkeit Wunder erfüllet das Weltall, doch glänzt sie, wenn gleich von ihr alle Dinge durchdrungen sind, an einem Ort schwächer und stärker am andern. — Ich gelangte zu dem Theile der Sphären, der von dieser Herrlichkeit Lichte am glänzendsten strahlt, und schaute dort Dinge, die wieder zu erzählen nicht innere Kraft hat, nicht äußeres Vermögen, wer wieder hernieder gestiegen." Dies erklärt er nach seiner Philosophie daraus, daß da, wo unser inneres Anschauungsvermögen (intelletto) ihr ursprüngliches Wesen, den göttlichen Funken, unmittelbar erfaßt hat, das niedere Vermögen des Gedächtnisses nicht folgen, also noch viel weniger das festhalten kann, was die im Augenblick der Erhebung ihrem Urwesen wieder vereinte Seele geschaut hat. Die Ausdrücke, welche Dante hier gebraucht:

Nostro intelletto si profonda tanto,
Che retro la memoria non può ire.

sind ungefähr dieselben, welche der Apostel Paulus bei einem ähnlichen Anlaß gebraucht, wenigstens dachte Dante wahrscheinlich an die Worte 2. Korinther XII, Vs. 4: „Ich ward entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann." Er steht übrigens beim Anfange des Gesangs noch auf der Höhe des Purgatoriums und empfängt den Widerschein des göttlichen Lichts der obersten Sphäre, das sein Auge unmittelbar zu ertragen nicht im Stande ist, aus dem Auge der Beatrix, die als göttliche Weisheit unverwandt und ungeblendet zum

Lichthimmel über den Sphären emporschaut. Er fühlt sich nach und nach umgewandelt, die letzten Weihen des Purgatoriums haben ihn fähig gemacht, das Geheimniß himmlischer Liebe zu verstehen, er findet keine Worte, das, was in ihm vorgeht, in menschlicher Sprache auszudrücken — er stammelt — er findet das italienische Wort nicht — er wählt ein lateinisches, er bildet ein halblateinisches, so entsteht der halb lateinische, halb italienische Vers:

Trasumanar significar per verba non si poria.

Am Frühlingstage, im Zeichen des Widders, wenn die Sonne im Punkt steht, wo die vier größten Kreise der Sphäre, die Ekliptik, der Horizont, der Aequator und die Coluren sich schneiden und drei bedeutende Kreuze bilden, ist der günstigste Punkt alles Werdens und Beginnens. An diesem Tage beginnt auch des Dichters neues Leben, wie das Wiederaufleben der Natur; an diesem Tage schuf nach den philosophischen Deutungen der mosaischen Geschichte die ewige Liebe das Weltall. Nach alter Dichtung und nach Aristoteles Lehre erzeugt und zerstört der ewige Kampf zweier gleichen Kräfte das All der Dinge, Liebe und Haß schaffen es abwechselnd und zerstören es; erreicht aber der Sternenlauf den Punkt des Widders aufs neue, dann siegt in diesem Kampfe die Liebe, der alle endlichen Dinge ihr Daseyn verdanken. Als dieses beim Anfange unserer Geschichte geschah, ging die Erde neugeschaffen hervor. — An diesem Tage, ruft Dante, ward auch ich von der Liebe, welche die Sphären bewegt, zu den Sphären getragen. Er ruft Vs. 72 aus: „Ob ich aus eigner Kraft zu dem ward, wozu du, o Liebe, die du die Himmel bewegest, damals mich umschufst, das weißt du allein, der du mit deinem Licht mich emporhobst.“ Dann schildert er die Veränderung seines Wesens, wie er die Sphären um sich vernahm, wie sein Auge fähig wurde, des Himmels Licht zu ertragen. In dem Augenblick, wo diese neue Musik, dieses ungekannte himmlische Licht ihn mit ungewohnter Wonne erfüllen, fühlt er einen neuen Trieb nach Wissen, und zwar einen ganz andern, wie bisher. Er soll inne werden, daß

das Wesen des Menschen rein geistig ist, daß dort, wohin er jetzt sich im Geiste erhebt, dort, wo die Gottheit, wenn auch nur im Widerschein, sein ganzes Wesen erfüllt, Wissen und Genießen, Seligkeit und göttliche Erkenntniß eins sind. Er fühlt, daß das, was dem sinnlichen Menschen ein doppeltes Ziel, ein ganz getrennter Weg scheint, dem durch höhere Weisheit Erleuchteten ein Ziel, ein Weg, ein unzertrennbar verbundenes Gut ist, d. h. er wird inne, daß kein Wissen ohne Seligkeit, keine Seligkeit ohne Erkenntniß sey. Dies drückt er so aus: „Die neuen Töne, der herrliche Lichtglanz erweckten in mir ein Sehnen, nach ihrer Ursache zu forschen, das ich vordem nimmer empfunden.“ Er hat nicht wahrgenommen, daß er schon emporgestiegen ist, er wird dies erst inne, als ihn Beatrix, die ihn aufwärts begleitet, aufmerksam gemacht hat. Ich muß wohl, ehe ich dem Dichter zur Sphäre des Mondes folge, Ihrer astronomischen Gelehrsamkeit zu Hülfe kommen, weil es möglich wäre, daß diese sich bis zum Ptolemäischen System der Weltenordnung nicht erstreckte, so gut Sie auch mit dem Copernicanischen System bekannt seyn mögen. Unsere Erde umgiebt nach dem im Mittelalter allgemein beibehaltenen System des Ptolemäus, das auch die Araber als das Ihrige angenommen, zunächst ein Lufthimmel, der jedoch nicht wie die Himmel der Planeten eine feste Sphäre bildet. Ueber diesen Lufthimmel steigt das Feuer als das leichtere Element empor, so daß auf diese Weise im mittlern Theile des Weltraums, wo unsere Erde ihren Platz hat, die vier Elemente, aus denen die Philosophie und die Physik der vorigen Zeiten Alles entstehen ließ, nach ihrem Range einen höhern und einen niedern Platz einnehmen. Ganz im Mittelpunkte ist das schwerste Element, die Erde, als Weltkörper, nahe an der Erde, oder in ihren Tiefen das Element des Wassers, entweder tropfbar oder in Dunstform, dann Luft, und endlich das luftartige Feuer als das leichteste. Die Erde der Sphären oder der durchsichtigen Himmelsgewölbe, mit denen sich die Planeten umdrehen, ist die Sphäre des Mondes, auf diese folgt die des Merkur,

dann die der Venus und endlich der Himmel der Sonne; über diesen bewegt sich der Himmel des Mars, des Jupiter, des Saturn, und über allen dreien der Fixsternhimmel. So weit hängt diese Anordnung mit einer gewissen Physik und mit der Planetenordnung zusammen, und es findet sich die Hauptsache davon auch in unserm Copernicanischen System wieder; was nun folgt, ist astrologische Grille. Rund um den Himmel der Fixsterne dreht sich der erste krystallene und über diesem ein zweiter krystallener Himmel, dann das erste Bewegliche oder die Sphäre, von welcher die Bewegung der andern ausgeht, auf diese Sphäre folgt der Feuerhimmel (das Empyreum), wo in der Gottheit Anschaun die vollendeten Seelen, die Geister der höheren Ordnungen, ihren bestimmten Platz einnehmen. Wir erkennen in dieser Reihenfolge von Himmelsräumen, nur eins der Mittel, deren sich Dante bedient, um vermöge bekannter Vorstellungen seine Ideen zu versinnlichen. Um uns nicht gleich vorn herein in ein Labyrinth philosophischer Bestimmungen zu verlieren oder den Dichter zu beschuldigen, daß er den Vorstellungen, die in den Schulen seiner Zeit herrschten, in der Poesie und durch die Poesie zuviel Bedeutung gegeben habe, wollen wir gleich den Anfang auf unsere Weise fassen, statt zu deuteln, wie Dante selbst in seinen brieflichen Erklärungen und noch weit mehr seine pedantischen und philosophischen Erklärer gethan haben. Das bestimmte Verhältniß aller Dinge und aller äußeren Erscheinungen unter sich und zu dem All, die sichtbare Ordnung und Unterordnung, sagt er, macht das Weltall zu einem Bilde der Gottheit, die Stufenleiter der Wesen wird auch von dem, der sich durch Schlüsse nie finden würde, aus der Vertheilung der Entfernung, der Bewegung, dem Orte, den die Weltkörper, den die Elemente, die Geschöpfe überhaupt einnehmen, durch Anschauung erkannt. Dies ist der Sinn der Worte des Dichters, Canto I, Vs. 108: „In der Ordnung, von der ich geredet, steigen aufwärts auf verschiedene Weise die Wesen; sie sind näher der Quelle, aus der sie entsprungen, oder von ihr weiter entfernt.“ Ein angeborner Trieb, fährt er,

fort, eine göttliche Wärme, die durch und über alle Wesen verbreitet ist, treibt alle diese Wesen in der Wesenheit verschiedene Hafen. Dies führt er in Rücksicht der belebten und unbelebten Natur, in Beziehung auf blos empfindende und auf die mit Empfindung, Denkkraft und freiem Willen begabten Wesen durch. Dasselbe, sagt er, was als Natur und Weltordnung, als strenges Gesetz durch den Instinct jene Wesen treibt und an ihren Platz führt, denen freie Wahl und freier Gedanke mangelt, (che son fuor d'intelligenzia), erscheint auf andere Weise in den Wesen, denen statt des Instincts Vernunft und Liebe verliehen ward. Das verschiedene Licht, die verschiedene Masse des Lichts, die an den verschiedenen Himmelsgewölben und in ihnen sichtbar wird, zeigt den unterschiedenen Charakter der Geister und Geistesfähigkeiten und Tugenden, die in ihnen und an ihnen zur Anschauung gebracht werden. Der höchste Lichtglanz, der Gottheit reinstes Bild, zeigt sich im obersten Raume, der in ewiger Ruhe verharrt, während der erste bewegliche Himmelsraum, der unmittelbar unter ihm sich umdreht, und alles andere in Bewegung setzt, mit dem schnellsten Umschwung bewegt wird. Der Natur jeder Vernunft, mag sie im irdischen Körper oder im Lichtglanz der Seraphim erscheinen, ist es gemäß, zu diesem obern Lichtmeere, der Gottheit äußerer Erscheinung, empor zu steigen. Auszuruhen in der Gottheit Schoos, ist der Wesen höchste Bestimmung, es ist Unnatur, ein falscher Trieb, ein dem Allgemeinen entgegengesetztes Streben, wenn der Mensch zur Erde herabsinkt, an irdischem Genusse klebt. Wundere dich daher nicht, sagt Beatrix, wenn wir jetzt, da du vom Wasser der Quelle Eunoë getrunken, da du in meinem Auge das göttliche Licht geschaut hast, gegen die Gewohnheit der Körper emporsteigen; uns treibt die Kraft aufwärts, welche das, was sie Anfangs bewegt hat, endlich zur göttlichen Ruhe hinführt. Seine Worte sind: „Hinauf zu dem uns bestimmten Sitze trägt uns die Kraft der Sehne, die Alles, was sie von ihrem Bogen hinwegschnellt, zum seligen Ziel bringt." In dem Angeführten spricht

er seine Meinung über die Möglichkeit dessen aus, was wir, ohne zu fürchten, der Theosophie beschuldigt zu werden, reine Beschaulichkeit nennen wollen. Indem Dante aber die Möglichkeit der Erhebung der Seele zum Anschaun der Gottheit darzuthun sucht, deutet er unmittelbar darauf, warum diese Möglichkeit in der Erfahrungswelt nicht erkannt werde, warum sie nicht zur Wirklichkeit komme. Der Schwungkraft, sagt er, steht eine Schwerkraft entgegen, das ist Gesetz der Natur und die Materie widerstrebet der Form. Der Künstler, fährt er fort, bringt die rohe Materie nie ganz in die ideale Form; seinem Geist widerstrebt die Eigenthümlichkeit der Masse, die er zu seinen Gebilden brauchen will. Dem von der Gottheit stammenden Triebe, dem Streben des vernünftigen Wesens, wodurch es sich zur Gottheit erhebt, wirkt entgegen sein eignes ihm durch die Freiheit des Willens verliehenes Vermögen. Die Schwerkraft eines irdischen Willens hemmt die Schwungkraft des göttlichen, und drückt den Menschen zur Erde. Auf ähnliche Weise steigt seiner Natur nach das Feuer über den Lufthimmel hinauf und weilet oben, doch wird es durch heftige Bewegung im Gewitter von seiner Natur entfernt, durch fremde und unnatürliche Anziehung von seinem Wege gebracht, und zur Erde geschleudert. Dies drückt Dante in den Worten aus: „Du siehst ja auch Feuer fallen aus den Wolken hernieder, wenn sein erstes, sein mächtigstes Streben durch falsches Gelüsten wird zur Erde gerichtet." Aus deiner Seele, fügt Beatrix dem vorigen erklärend hinzu, ward Alles hinweggenommen, was dich zur Erde hinzog, es wäre eben so wunderbar, wenn sie sich nicht aufwärts erhöbe, als wenn ruhiges Feuer von selbst von oben herabfiele. Alles dieses, also der ganze Inhalt des ersten Gesangs, ist eine förmliche Einleitung für die Uebrigen und erst der Anhang des zweiten Gesangs eröffnet eigentlich das Gedicht selbst. Diese Eröffnung scheint an die ersten Verse des Gedichts über die Natur der Dinge zu erinnern. Eine Nachahmung kann man es nicht nennen; Tasso dagegen im befreiten Jerusalem, am Ende der zweiten Stanze und in der dritten, in den

berühmten Versen, welche beginnen: Così porgiamo a l'egro fanciul etc., hat den Dichter der Epicuräischen Philosophie nicht sowohl nachgeahmt, als vielmehr wörtlich übersetzt. Dante läßt kaum den Lucretius durchschimmern, man könnte sogar, ohne auffallende Behauptungen aufstellen zu wollen, sagen, die Aehnlichkeit sey zufällig. Auch Lucretius singt Uebersinnliches, auch er muß eingestehen, daß er alle betretenen Bahnen verlasse, daß sein Lied schwer sey, daß nur Wenige ihn fassen würden. Dante spricht sich auf gleiche Art aus. Beide wollen zur Anschauung bringen, was eigentlich nur ein Begriff ist, sie wollen ihren Gedanken eine Form, einen Leib geben. Der Eine will durch Erforschung der Naturgesetze zeigen, daß, was dem Einen Glaube ist, dem Andern Wissen heißt, daß wahrer Glaube und wahres Wissen verbunden und gleicher Art sind. Dante will, um uns eines andern Ausdrucks zu bedienen, anschaulich machen, daß Theologie und Philosophie, daß Seligkeit und vollendetes Wissen für denkende, frei wollende Wesen einerlei sind. Er bedarf eines eigenen Publikums, einer eigenthümlichen Dichterfähigkeit, die gewöhnlichen Freunde der Musen sind diesmal nicht die Seinigen. Dies ist der Grund, warum er allen denen, die ihm durch Hölle und Purgatorium gefolgt waren, und seinem Gesange von irdischen und menschlichen Dingen Gehör gegeben hatten, hier, wo er zu den Sphären der Engel hinaufsteigt, warnend zuruft: Sie seyen freilich bis dahin im gebrechlichen Kahne seinem stärkeren Fahrzeug, das mit Gesang dahin fahre, gefolgt, sie hätten aber auf der Fahrt nie ihr irdisch Gestade aus den Augen verloren, jetzt sey seine Fahrt im unendlichen Ozean der Welten begonnen, sie sollten zusehn, sich umsehn, ehe sie dahin sich wagten. Dem unermeßlichen Raume der Welten und Sterne, dem Meere der Gottheit, ihrem seeligen Anschaun steuere sein Schiff zu, sie sollten sich wohl vorsehn, ob sie, ohne in den Fluthen umzukommen, ihm zu folgen im Stande seyen. Denn, sind seine Worte, „vielleicht, wenn ihr mich aus den Augen verlieret, seyd ihr auf dem Weltmeer verloren."

che forse
Perdendo me, rimarreste smarriti.

Darauf beginnt er im Gefühl der ihm gewordenen Weihe, als Verkünder göttlicher Wahrheit im höheren Tone: „Die Woge, die ich zu durchschiffen beginne, nie ward sie von Schiffen durchschnitten, der Weisheit Göttin sendet günstigen Wind mir, der Schutzgott heiliger Sänger leitet mein Steuer; Musen, die kein Sänger vor mir gekannt hat, zeigen mir den leitenden Nordstern." Mein Gesang, fährt er fort, wird nur von denen verstanden, die sich vom irdischen Genuß früh zu geistigen Freuden gewendet, die den Vorgeschmack reinerer Seligkeit hienieden gekostet. Seine Worte sind: „Ihr, die ihr früh vom Brode der Engel gekostet, ihr wenigen Freunde, dürft euch wagen mit eurem Schifflein in die furchtbare Meerfluth, nur achtet wohl auf die Furche, die mein Kiel schneidet, durch das Gewässer, das sich hinter ihm wieder vereint." Plötzlich findet er sich im Himmel des Mondes. Sein Geist soll von Zweifeln und mangelhafter Erkenntniß von Himmel zu Himmel freier werden, er soll von niederer Erkenntniß zu höherer emporsteigen, er beginnt daher mit Physik, ehe er zur Metaphysik übergeht. Daß die Theorie der Mondflecken oder der Lichterscheinungen dieses Weltkörpers nicht anders ausfällt, als sie hier ausgefallen ist; lag an dem Zustande der Physik zu Dante's Zeit; diese Theorie ist aber hier Nebensache. Hauptsache in diesem Gesange ist der Schluß, wo der Dichter anschaulich macht, wie das System der Sphären mit seinem System des Verhältnisses der höhern und niedern Arten von vernünftigen Wesen und deren verhältnißmäßigen Fähigkeiten zusammenhängt. Warum die Einleitung dazu so sonderbar, warum die Lehre von den Mondflecken und deren Ursache so ausführlich sey, wage ich nicht zu erklären; da aber einmal vom Monde und von Physik die Rede seyn mußte, so war freilich die Frage über die verschiedene Lichterscheinung an dem Trabanten der Erde nicht wohl zu umgehen. Daß Dante zugleich die Hypothesen der Gelehrten seiner Zeit berücksichtigt, daß er sie sinnreich zu widerlegen sucht, erscheint

dem neuern Leser doppelt sonderbar, weil die Wissenschaft, welche Dante hier nach den Begriffen seiner Zeitgenossen vortrefflich behandelt, seitdem eine so ganz andere Gestalt gewonnen hat, daß alle Hypothesen des Mittelalters uns leere Grillen scheinen. Die Verse über die Mondflecken hätten daher ihren Reiz verloren, wenn wir blos auf den Inhalt sähen; allein sie sind bewunderungswürdig durch ihre Form. Je mehr die Materie sich sträubt, je unpoetischer der Stoff scheint, desto mehr staunen wir über die Geisteskraft, die dieses Stoffs Meister wird, und ihn zur wahrhaften Poesie macht. In einer Uebersetzung geht dieses durchaus verloren; nur die italienische Sprache und auch diese nur in der Zeit ihrer ersten Bildung konnte auf die Weise gebraucht werden, wie sie Dante hier gebraucht; jede Uebertragung in andere Laute und andere Sprachformen zerstört den Zauber. Sie würden daher vergeblich auf eine andere Uebersetzung hoffen, wenn Ihnen die vorhandenen nicht genügen, und ich müßte Dante's Verse hier einrücken, um Ihnen deutlich zu machen, was ich sagen will. Ich überlasse Ihnen, die Verse im Original nachzulesen, übergehe die ganze astronomisch-physikalische Abhandlung, und gehe zu dem Schluß des Gesangs über, weil ich diesen unmittelbar mit dem verbinden kann, was ich vorher von dem System gesagt habe, dem Dante durch diesen dritten Theil hindurch gefolgt ist. Er bringt nämlich das System der Bewegung der himmlischen Körper mit seiner Philosophie und Theologie in Verbindung. Die Hauptstelle ist hier Vs. 111. des 2ten Gesangs bis ans Ende. Der göttliche Friede, die seelige Ruhe, singt er, liegt jenseits aller Welterscheinung und Weltanschauung; dies ist der ruhige Feuerhimmel jenseits aller Sphären, demzunächst sich die erste Wirkung des göttlichen Wesens, das Gesetz aller Bewegung in äußerer Erscheinung kund giebt. Dieses ist das sogenannte erste Bewegliche (Primum mobile), das einfache und ungetheilte Gesetz aller Arten von Bewegung als feste Sphäre jenseits der andern angeschaut. Hier sind alle verschiedenen Kräfte noch vereinigt, die Wesenheit aller andern Sphären ist hier nicht in

Weltkörper zerspalten. Am Himmel der Fixsterne erscheinen die Kräfte einzeln und getheilt; es ist nicht mehr, wie am ersten Beweglichen und an den krystallenen Sphären, der Himmel selbst; in dem die Kräfte alle vereinigt sichtbar werden, sondern die unendliche Verschiedenheit erscheint in unendlich vielen unter sich unendlich verschiedenen Körpern, die ein verschiedenes Licht und eine verschiedene Masse haben. Von den untern Sphären hat jede einzelne eine besondere Kraft, einen besondern Einfluß auf die ganze Reihe der andern Sphären und ihrer Bewohner. Die verschiedene Bewegung und Größe, der verschiedene Glanz der einzelnen Planeten und ihrer Sphären zeigt dem Auge die Kette der Ursachen und Wirkungen (Fini, semenze), wodurch alle irdischen Dinge zusammengehalten, geleitet, innig verbunden werden. Die verschiedenen Sphären oder Himmel, welche sich mit den Planeten bewegen, sind wechselsweise Wirkung und Ursache; das Letztere in Beziehung auf die niederen Sphären, das Erstere in Beziehung auf die obern. Das versteht der Dichter, wenn er sagt:

Questi organi del mondo così vanno
di grado in grado,
Che di su prendono e di sotto fanno.

Jedem äußern Einfluß, jedem physischen Weltgesetz entspricht ein Gesetz der Vernunft, jeder Reihe äußerer Ursachen und Wirkungen eine Kette von Schlüssen und Begriffen; das drückt er dadurch aus, daß jede himmlische Sphäre von einem Geist höherer Ordnung, von einem seeligen Wesen regiert wird. Jedem Gesetz der Welten entspricht also ein Gedanke unserer Seele oder eine Seele höherer Ordnung, eine Handlung der Vernunft. Der Fixsternhimmel, den unzählige leuchtende Welten schmücken, macht nach Dante dem menschlichen Auge der Gottheit unendliche Eigenschaften, die unnennbare Menge der einzelnen Kräfte und Ursachen, die an und für sich nur eine und dieselbe sind, wunderbar anschaulich, oder, wie er dies ausspricht, wie sich das Siegel in Wachs drückt, so erscheint in diesem Himmel der Gottheit Ausdruck. Wie die Gottheit in und durch die Welten erscheine, macht er

deutlich durch die Art, wie die menschliche Seele in den Organen und Handlungen des Körpers erscheint. Die menschliche Seele, sagt er, wird nur als ein getheiltes Vermögen erkannt, die Menschen spalten, was Eins ist und seyn sollte, Gefühl, Verstand, Vernunft, Gedächtniß, Einbildungskraft. Und doch sind nicht allein diese von den Menschen mit besonderen Namen benannten Vermögen, sondern auch die einzelnen Organe und Glieder selbst, insofern sie Theile eines organischen Ganzen sind, Anschauungen oder Erscheinungen eines unsichtbaren Unbekannten, das ihr Seele nennt, wenn anders die Wahrnehmung, daß euer Leib ein organisches Ganzes sey, und von einem bestimmten Punkte aus bewegt werde, richtig ist. Der Grund jeder Bewegung, meint er, sey an einem Orte zu suchen, wo die Nerven sich enden und einigen, diese bewegen sichtbar das Ganze, das Bewegende ist aber weder sichtbar, noch sinnlich. So das Weltall in Verhältniß zur Gottheit. Die Einheit aller verschiedenen Bewegungen der himmlischen Körper und Räume ist im obern Raume, die Gottheit selbst ist in ihm nicht, nur ihr Bild, ihre Wirkung. Der ruhige Glanz, die Freiheit von aller fremden Einwirkung macht die oberste Sphäre zum Bilde der ewigen Güte selbst, ihre einzelnen Aeußerungen erscheinen an den einzelnen Sternen und den Sphären, zu denen diese gehören. Dies scheint mir der Hauptgedanke, der in der ganzen oben angeführten Reihe von Versen ausgedrückt ist; ich will eine wörtlich genaue Umschreibung der Verse hier beifügen, um Ihnen eine Vorstellung zu geben, wie der Dichter es anfängt, um seine Philosophie in Poesie zu verwandeln. „Gleichwie, sagt er, in eurem vom Staube gebildeten Leibe die menschliche Seele sich theilet, sich trennet in mancherlei Glieder zu verschiedener Verrichtung gebildet, so entfaltet sich der Gottheit alles bewegende Weisheit vervielfacht in den Gestirnen und drehet im Kreis sich um ihre eigene Einheit.“ Je materieller, bemerkten wir schon oben, das ist, was die Form erhalten soll, d. h. je dichter und schwerer, desto weniger giebt es sich dem Einfluß hin, wodurch es Form erhält;

die Ursache der verschiedenen Kräfte der Himmel oder Sphären, des verschiedenen Einflusses der Gestirne ist also, daß sich die eine bewegende Kraft mehr oder weniger mit der Materie verbunden hat. Die ewige Güte und Weisheit, meint er, zeigt sich in den verschiedenen Sternen und ihren Himmeln auf dieselbe Art von verschiedenen Seiten, wie die menschliche Seele in den obern und niedern Seelenvermögen, in den Bewegungen des Fußes oder in der Bewegung der Nerven des Gehirns sich verschieden zeigt, im Ganzen erscheint aber im Lichtglanz der verschiedenen Sterne am ganzen Himmel die göttliche Güte auf die Weise, wie die menschliche Seele im lebendigen Stern des menschlichen Auges. Dies drückt Dante ungefähr folgendermaßen aus: „Verschiedene Kräfte verbinden sich auf verschiedene Weise mit dem köstlichen Körper, in dem sie als Leben erscheinen, in dem Stoff, mit dem sich die Kräfte vereinen, wie eure Seele sich mit dem Leibe vereinet. Diese in dem Stoffe gebundenen Kräfte zeigen als himmlische Körper, als Welten, den herrlichen Lichtglanz, der zu ihnen vom seligsten Wesen herabkommt; sie zeigen ihn also, wie im lebendigen Auge des Menschen die Freude sich zeigt. Der verschiedene Antheil am seligsten Wesen, der diesen Körpern beschieden ist, macht das Licht vom Lichte verschieden, nicht (wie ihr zu glauben gewohnt seyd) die Dünnheit oder Dichtheit der Körper. Diese bildende Kraft (formal principio) erzeugt, je nachdem sie vertheilt ist, je nachdem an ihrer Güte der Materie Antheil verliehn ward, das Dunkle, das Helle."

Der Oberintendant Fouquet, dessen Prozeß und Gefangenschaft.

Als der Kardinal Mazarin, nachdem er Frankreich seit 1653 unumschränkt regiert hatte, am Ende des Jahres 1660 die Nähe des Todes fühlte, entschloß er sich endlich, den jungen König in die Grundsätze, nach welchen Frankreich regiert werden müsse, einzuweihen. Er bat ihn, nach seinem Tode keinen ersten Minister zu ernennen, was Ludwig XIV. ohnedieß nicht gethan haben würde, da sein stolzer Sinn, der sich schon im Knaben so mächtig regte, daß er bei dem bloßen Namen der Hausmeier in Zorn gerieth, in der letzten Zeit auch die Macht des Kardinals ungeduldig ertrug a); er ermahnte ihn ferner, seine vorzüglichsten Räthe nicht aus den großen Familien, sondern aus den mittleren Klassen zu wählen, die gewöhnlich bei gründlicheren Kenntnissen auch mehr Arbeitslust und Bescheidenheit besäßen b), und endlich gab er ihm eine genaue Charakterschilderung aller Personen, die

a) Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 6. Pellisson hist. de Louis XIV. l. pag. 13. Pellisson meint, Mazarin möchte nicht lange mehr den König beherrscht haben. La Fare (Mémoires, in der Collection des Mém. relatifs à l'hist. de France p. Petitot et Monmerqué Ser. II. t. 65.) bezweifelt es; quoiqu'on ait dit qu'il commençait à s'en lasser, je doute qu'il eût de long-temps secoué ce joug. Das glauben wir auch, daß er aber froh war, des Jochs ledig zu seyn, beweisen mehr noch als seine eignen Worte alle seine Handlungen unmittelbar nach Mazarin's Tode.

b) Oeuvres de St. Evremont. Amsterdam 1706. t. X. p. 118. — Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 36. — Guy Patin 1661.

durch ihre Stellung am Hofe oder im Staate mehr oder weniger Einfluß gewinnen konnten. Als diejenigen, welche des königlichen Vertrauens am würdigsten seyen, empfahl er Le Tellier, Lionne und vorzüglich Colbert, der seit mehreren Jahren im ganzen Sinne des Wortes sein Vertrauter war. Dagegen schilderte er den Oberintendanten Fouquet, den er seit geraumer Zeit haßte und gebrauchte, weil er ihn nicht entbehren konnte, als einen höchst ehrgeizigen, gefährlichen Menschen, der die Einkünfte des Staats verschwende, um sich Freunde zu machen und sich vor der Ungnade, die er fürchten müsse, sicher zu stellen.

Nikolaus Fouquet, Vicomte von Melün und Vaux, Marquis von Belle-Isle, war 1615 geboren und stammte aus einer angesehenen Familie der Bretagne oder der Normandie. Sein Vater war Maitre des Requetes und Staatsrath unter Ludwig XIII. und von Richelieu sehr geachtet; seine Mutter Maria von Maupesü, eine sehr fromme Frau. Er zeigte schon früh ausgezeichnete Anlagen und erwarb sich namentlich so bedeutende Rechtskenntnisse, daß er schon im zwanzigsten Jahre die Stelle eines Parlamentsraths mit Ehren bekleiden konnte. In den Unruhen während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. gehörte er Anfangs zu den eifrigsten Anhängern des Kardinal Retz und des Herzogs von Beaufort, ging aber später zur Hofparthei über, und leistete dieser sehr wichtige Dienste c). Als daher der Kardinal Mazarin im Februar

c) Mémoires de Guy Joli hinter den Memoiren des Cardinal Retz, t. V. p. 47. Plusieurs conseillers du parlement, des plus zélés, s'assemblaient régulièrement presque tous les jours après midi (1648 nach der Rückkehr des Königs) chez le Sieur Longueil, conseiller de la grand' chambre etc. Ceux qui se trouvaient le plus souvent à ses conférences étaient le Sieur de Croissy, Fouquét etc. Auch S. 97 wird er mit Fouquet de Croissy noch unter den Hauptfrondeurs genannt. Das war 1649. Im Jahr 1651 kannte man ihn schon als geheimen Anhänger Mazarin's. Mém. de Retz, Paris 1820, t. III. p. 164. M. le Procureur-Général Fouquet, connu pour Mazarin, quoiqu'il déclamât à sa place con-

1653 nach Paris zurückkehrte und die Stelle eines Oberintendanten der Finanzen durch den Tod des Herzogs von Vieuville (2. Jan. 1653) erledigt fand, theilte er dieselbe unter den Staatsminister, Grafen Servien, den wir aus der Geschichte des Westphälischen Friedens kennen, und den Staatsrath und Generalprocureur Fouquet, den die Königin Mutter begünstigte, und dessen gewandter Geist ihm besonders geeignet schien, das Parlament willig zu erhalten und die nöthigen Summen für den Staat und den Kardinal herbeizuschaffen. In der Bestallung an Servien und Fouquet vom 8. Febr. 1653 heißt es ausdrücklich, daß der König ihnen volle Macht ertheile, die Finanzen so zu verwalten, wie sie es nach ihrem Gewissen für das Wohl des Staats am zuträglichsten halten würden, und daß sie weder der Rechnungskammer noch sonst irgendwo, außer dem Könige selbst, Rechenschaft schuldig seyn sollten d). Es war indeß vorauszusehn, daß eine solche gemeinschaftliche Verwaltung ohne bestimmte Begränzung der beiderseitigen Pflichten und Rechte nur von kurzer Dauer seyn konnte. Es entstanden manche Mißhelligkeiten zwischen Servien und Fouquet. Deshalb erließ Mazarin unter Ludwig's XIV. Namen am 24. Dec. 1654

---

tre lui comme tous les autres, entra dans la grand'chambre le 17. Avril (1652), et en présence de M. le Duc d'Orleans et de M. le Prince requit au nom du Roi, que M. le Prince lui donnât communication de toutes les associations et de tous les traités qu'il avait faits, et dedans et dehors le royaume, et il ajouta, qu'en cas que M. le Prince le refusât, il demandait acte de sa réquisition et de l'opposition qu'il faisait à l'enregistrement de la déclaration que M. le Prince vènait de faire, qu'il poserait les armes aussitôt que M. le Cardinal Mazarin serait éloigné. — Oeuv. de S. Simon t. IX. p. 288.

d) Recueil des défenses de M. Fouquet t. II. p. 350: „sans que de la dite Administration vous soyez tenus d'en rendre raison à nostre chambre des Comptes ni ailleurs qu'a nostre Personne, dont Nous vous avons de nostre grace speciale, pleine puissance et autorité Royale, relevez et dispensez, relevons et dispensons par ces dites presentes etc.“

eine neue Instruction, der zufolge Servien blos den Bedarf zu bestimmen hatte, Fouquet aber das Geld anschaffen mußte e); gewiß die verkehrteste Maasregel, die jemals getroffen worden ist, wenn sie nämlich einen andern Zweck haben sollte, als der Habsucht des Kardinals zu dienen.

Als Servien starb (den 16. Febr. 1659), glaubte Mazarin Anfangs, er könne dessen Amt mit der reichen Besoldung ebenfalls übernehmen, und ließ sich die Bestallung ausfertigen. Da er jedoch bald auf unerwartete Schwierigkeiten stieß, so gab er die Idee wieder auf, und Fouquet wurde schon den 21. Febr. zum alleinigen Oberintendanten ernannt. „Da die Last und die Schwierigkeit der Finanzverwaltung Unseres Königreichs (heißt es im Dekret) f), durch die außerordentlichen Ausgaben, welche die Fortsetzung des Krieges nöthig macht, mit jedem Tage sich vermehren, und da sich der Todesfall des Herrn Servien ereignet hat, dem Wir gemeinschaftlich mit Ihnen die Oberintendanz übertragen hatten: so hätten Wir Veranlassung, an die Wahl eines Mannes zu denken, der fähig wäre, die von demselben bekleidet gewesene Stelle auszufüllen, wenn nicht das sechs Jahre lang erprobte Vertrauen, welches Wir zu Ihrer Person hegen, die Umsicht und der Eifer, welchen Sie gezeigt, der Fleiß und die Wachsamkeit, welche Sie diesem Geschäft gewidmet, die Erfahrung, welche Sie erworben, die Zuverlässigkeit, welche Sie bei diesem Amte und bei mehreren Gelegenheiten bewiesen haben, Uns die volle Gewißheit gäben, daß es nicht nur nicht nöthig ist, die Arbeiten dieses Amtes zu trennen und Sie durch Anstellung eines Kollegen zu erleichtern, sondern daß es auch

---

e) Recueil des défenses II. p. 354: „Le dit Sieur Fouquet signera, sans difficulté, les Ordonnances de fonds et les Assignations, même celles de comptant, après qu'elles seront signées du dit Sieur Servien.“ Die Ordonnances de comptant waren Anweisungen, welche für geheime Ausgaben ausgestellt wurden.

f) Ebendas. p. 356.

zum Wohl Unseres Staates und Unseres Dienstes, zur Erleichterung der Geschäfte und der Beschleunigung der Ausfertigungen wichtig ist, die Verwaltung Unserer Finanzen nicht zu trennen, und daß, wenn sie Ihnen allein übertragen würde, Wir desto besser bedient seyn würden und der Staat (le public) mit Uns. Aus diesen Gründen und in dem Vertrauen, welches Wir zu Ihrer Person hegen, und indem Wir die Gewalt, die Wir Ihnen früher ertheilt haben, bestätigen; ernennen Wir Sie von Neuem, so weit es nöthig seyn könnte, — — — — — — zum alleinigen Oberintendanten Unserer Finanzen, um sie fortan mit voller und ganzer Macht und so wie Sie es in Ihrem Gewissen zum Besten Unseres Dienstes für nothwendig erachten werden, zu verwalten, — — — — — — ohne daß Sie gehalten seyn sollen, in Unsrer Rechnungskammer, oder Andern, als Uns selbst, von dieser Verwaltung Rechenschaft zu geben." In diesem Verhältniß blieb Fouquet bis zum Tode des Kardinals, der ihn noch in den letzten Tagen mit dem Präsidenten Lamoignon, Le Tellier, Colbert und dem Bischof von Frejus, Zongo Ondedei, zum Testamentsvollstrecker ernannte.

Mazarin starb den 9. März 1661. Schon am folgenden Morgen um sieben Uhr ließ Ludwig XIV. den Kanzler von Frankreich, den Oberintendanten und die übrigen Minister kommen und erklärte ihnen mit kurzen Worten, daß er von jetzt an selbst regieren wolle, und daß nur die Achtung für einen Minister, der ihm in schwierigen Zeiten so treu gedient, die Rücksicht auf das Wohl des Staats, während das königliche Ansehen noch schwach gewesen, und die reifliche Ueberlegung, welche ein solcher Schritt fordere, ihn verhindert habe, seinen Entschluß früher auszuführen g). Er befahl ihnen,

g) **Pellisson, t. I. p. 14.** Am ausführlichsten in den Memoiren des jüngern Brienne, der als Augenzeuge spricht, (**Mémoires inédits de L. H. de Loménie, Comte de Brienne, publ. p. Barrière. Paris 1828,** II Bände. **8vo.**) **tom. II. p. 155.** u. ff. — — **et vous, monsieur le surintendant, je vous ai expliqué mes vo-**

von nun an zu gewissen Tagen, bei wichtigen Sachen zu jeder Stunde, ihm selbst zu berichten und nichts, nicht einmal einen Paß, auszufertigen, ohne seinen ausdrücklichen Befehl. Er errichtete zwei neue Conseils, das der Depeschen, worin die Staatssekretäre in Gegenwart des Kanzlers und des Finanzministers über alle innere Angelegenheiten Bericht erstatten mußten, und das der auswärtigen Angelegenheiten, wo er sich alle Depeschen, die vom Auslande eingingen, von Anfang bis zu Ende vorlesen ließ und die Antworten ertheilte, die er sich dann ebenfalls vorlesen ließ. Dieses Conseil, gewöhnlich der Rath der Drei genannt, bestand aus Fouquet, dem seine Stelle als Oberintendant den ersten Rang gab, Le Tellier für das Kriegswesen und Lionne für das Auswärtige. Hier wurden die wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten des Reichs verhandelt. Im Geheimen arbeitete der König viel mit Colbert, der in der ersten Zeit nur Finanzintendant war, aber schon damals eine bedeutende Wirksamkeit hatte, indem er die Register der Fonds führte, wodurch ihm eine gewisse Controlle der Einnahmen und Ausgaben zukam. Keiner von den Prinzen, nicht einmal die Mutter des Königs, die sehr auf größeren Einfluß gerechnet hatte, wurde bei diesen Berathungen zugezogen. Die Hofleute, welche nun allen Einfluß verloren, indem der König sichs zum Gesetz machte, ihre Verwendung nie zu berücksichtigen, waren natürlich mit dieser neuen Einrichtung sehr unzufrieden, während das Volk, das bald bemerkte, wie viel rascher und pünktlicher alle Geschäfte besorgt wurden, sich den schönsten Hoffnungen überließ h). Der König arbeitete täglich

lontés; je vous prie de vous servir de Colbert, que feu monsieur le Cardinal m'a recommandé. — — La face du théâtre change. Dans le gouvernement de mon Etat, dans la régie de mes finances et dans les négociations au dehors, j'aurai d'autres principes que ceux de feu Mr. le Cardinal. Man vergleiche die Oeuvres de Louis XIV.

h) Pellisson I. p. 16: „Les peuples, à qui il étoit assez ordinaire de voir nos Rois à toutes les heures, mais non pas d'en être

sieben bis acht Stunden und war bei allen Berathungen seiner Minister zugegen. Die meiste Aufmerksamkeit widmete er den Finanzen, die in heilloser Verwirrung waren, da Mazarin das Vermögen des Staats ganz wie sein Eigenthum betrachtet und niemals Rechnung abgelegt hatte. Die völlige Veränderung, die der König mit diesem Zweige der Verwaltung machen wollte, hielt er jedoch Anfangs noch geheim. Er begnügte sich, vier Millionen an der Grundsteuer zu erlassen, indem er die Steuerpächter zwang, um einer gerichtlichen Untersuchung zu entgehen, fünf Millionen herzugeben, wovon Eine zu den Vergnügungen des Hofs verwendet wurde. Die ganze Ersparniß war überhaupt mehr zum Schein, weil die Erhebung der Steuern so beschaffen war, daß die Pächter leicht Mittel finden konnten, sich den Schaden von den armen Unterthanen ersetzen zu lassen. Indeß hatte Ludwig die Freude, daß seine Sparsamkeit, seine Ordnungsliebe, seine Gerechtigkeit gepriesen wurden, und daß man Vergleichungen anstellte, die natürlich ganz zum Nachtheil der alten Regierungsweise ausfielen. Dem Könige mochte dadurch der Muth wachsen, wie er sich ausdrückte, sein eigner Oberintendant zu seyn, und Colbert, der ihn mit allem Detail der Finanzen bekannt machte, stieg, wie der König selbst versichert, so sehr im Vertrauen, daß bei der vieljährigen Feindschaft zwischen Colbert und Fouquet der Sturz des letzteren unvermeidlich wurde. Fouquet selbst sah wohl ein, daß Einer von Beiden den Platz werde verlassen müssen, allein sey es, daß er eine zu hohe Meinung von seiner Wichtigkeit hatte, daß er seinen Verbindungen zu viel vertraute i), daß er die Freundlichkeit,

---

écoutés, moins encore d'être expédiés si promptement, et délivrés de cet état incertain et flottant entre la crainte et l'espérance, pensoient voir renaître le siècle d'or en matière de gouvernement. Der König nahm die Bittschriften zu jeder Stunde und an jedem Orte an, las sie selbst und gab sie erst dann den Staatssekretären, die sie schnell beantworten mußten.

i) La Fare p. 147: Fouquet, dans l'appréhension qu'il avoit eu du Cardinal, s'étoit voulu mettre en état de lui résister en

womit ihn der König fortwährend behandelte, arglos für Wahrheit hielt, oder daß auch er glaubte, der Eifer des Königs werde bald nachlassen und alsdann Alles seinen alten Gang gehen, kurz er schmeichelte sich so, Colbert ohne Mühe verdrängen zu können, daß die wiederholten Warnungen seiner Freunde ihn in seinen Hoffnungen nicht zu stören vermochten. Am meisten baute er wohl auf das Wort des Königs selbst, der ihm bald nach Mazarin's Tode, auf das Geständniß, daß manche Unregelmäßigkeiten in seiner Verwaltung vorgefallen seyen, die bestimmte Versicherung gegeben hatte, er wolle ihm alles Vergangene verzeihen (Oui, je vous pardonne tout le passé) k). Auch hatte der König,

---

s'acquérant des amis; et comme il étoit naturellement visionnaire, il crut en avoir un bien plus grand nombre qu'il n'en avoit réellement. Il en fit une liste: la moitié de la cour se trouva sur ses papiers. Besonders hatten sich die jüngern Herrn des Hofs zu Fouquet gehalten, während die älteren mehr dem Kardinal huldigten; nur Wenige, die sich nachher wohl dabei befanden, hatten sich dem Könige angeschlossen. Ebend. p. 145.

k) Conclusion des défenses de M. Fouquet p. 156 und Recueil des défenses II, p. 94. Leider hat Pellisson, der am genausten davon unterrichtet seyn mußte, weil er seit 1657 unter Fouquet angestellt war und sein Vertrauen genoß, in seiner Geschichte Ludwig's XIV. von Mazarin's Tode bis zum Frieden von Nimwegen Fouquet's Ministerium aus leicht zu errathenden Gründen übergangen. Die vortrefflich geschriebenen Vertheidigungsschriften, die unter dem Titel Recueil des défenses de M. Fouquet, Suite du Recueil etc. und Conclusion des défenses von 1665 — 1668 in 13 Duodezbänden ohne Druckort in Holland, sowie auch in den Oeuvres de Fouquet erschienen sind, enthalten einen Schatz von Notizen zur Geschichte der innern Verwaltung Frankreichs in diesem Zeitraum. Sie müssen aber, da sie größtentheils Partheischriften sind, welche überall nur die Lichtseite zeigen sollen, natürlich mit der strengsten Kritik benutzt werden. Man wird indeß selten irre gehn, wenn man, was freilich höchst mühsam ist, die Protokolle über die Verhöre Punkt für Punkt mit Talon's Anklagen und Fouquet's Vertheidigung zusammenhält. — Pellisson's Freund Conrart hat über diese Zeit nur wenige Fragmente. Choisy, der es von Pellisson und Pa-

wenn wir seinen Memoiren glauben dürfen, Anfangs wirklich die Absicht, unter Colbert's Controlle Fouquet zu behalten, da er von seinen Kenntnissen eine hohe Meinung hatte. Wie er einsah, daß Fouquet sein Vertrauen fortwährend mißbrauchte, beschloß er zuerst, ihn ohne weitere Strafe blos von den Geschäften zu entfernen, und nur die Sorge, daß Fouquet's hochstrebender, unruhiger Geist einen solchen Wechsel des Geschicks nicht ertragen würde, brachten nach und nach den Entschluß zur Reise, ihn zur größeren Sicherheit verhaften zu lassen und vor ein Gericht zu stellen kk). Der

---

rette gehört haben will, sagt t. I, p. 141, der König habe von F. genaue und ehrliche Auskunft verlangt, wie es mit den Finanzen stehe, mit dem Versprechen, wenn er ihn wahr fände, sich immer seiner zu bedienen. Fouquet lui exposoit nettement toutes ses dépenses, et entroit sur cet article là dans un fort grand détail, beaucoup plus reservé sur la recette, dont il avoit peine à lui découvrir toutes les sources, prévoïant assez que s'il disoit tout, il ne seroit bientôt plus nécessaire. Il avoit tenu un petit conseil avec ses plus intimes amis, et leur avoit rapporté le discours du Roi. De Lorme, Bouchard et Pellisson, qui étoient de ce conseil, lui firent remarquer, que dans ce discours du Roi il paroissoit beaucoup de fermeté et de bonté, et qu'il seroit peut-être dangereux de ne lui pas dire les choses comme elles étoient; mais il se moqua d'eux, les assurant que ces premières velleïtés de gouverner ne seroient pas long temps dans l'esprit d'un jeune Roi. ——— Il donna au Roi des états de sa dépense, qu'il grossisoit, et de ses revenues, qu'il diminuoit, faisant les choses encore pires, qu'elles n'étoient. Le Roi montroit tous les soirs ces états à Colbert, qui lui en faisoit remarquer les faussetés. Le Roi insistoit le lendemain avec Fouquet, sans pourtant vouloir paroître trop instruit, et Fouquet insolent persistoit dans le mensonge. Cette épreuve plusieurs fois reïtérée détermina enfin le Roi à perdre Fouquet." So stellt auch Ludwig selbst in seinen von Pellisson redigirten Denkwürdigkeiten die Sache dar. Besonders ärgerte den König, daß F. aus Eitelkeit oft um Privataudienzen bat und ihm „unnütze" Dinge vortrug. Oeuvres de Louis XIV. t. 1, p. 103.

kk) Oeuvres de Louis XIV. t. I, p. 102.

König scheint auch in der That, vermuthlich durch Mazarin veranlaßt, in dessen Charakter bekanntlich Vorsicht ein Hauptzug war, von Fouquet's Verbindungen höchst übertriebene Begriffe gehabt zu haben, denn er betrieb seine Verhaftung mit einer Aengstlichkeit, als ob er es mit einem Prinzen seines Hauses zu thun hätte. Fouquet war Generalprocureur des Pariser Parlaments und konnte als solcher nur in einer allgemeinen Versammlung (grand' chambre) des ganzen Parlaments gerichtet werden, wo hundert und fünfzig Köpfe ihre Meinung sagten, wo also eine Justiz, wie sie der König wünschte, nie zu hoffen stand. Wollte man aber Fouquet durch eine Specialcommission richten lassen, so verletzte man die Rechte des Parlaments und es schien nicht rathsam, dieser Versammlung, deren Einfluß man in den bürgerlichen Unruhen erfahren hatte, gerade jetzt neuen Stoff zum Widerstande zu geben. Allein auch dafür wußte Colbert, oder wer sonst die Seele des Beginnens war, Rath zu schaffen. Am ersten Tage des folgenden Jahres sollte der Orden des heiligen Geistes, der nicht einmal die Hälfte der statutenmäßigen Mitglieder zählte, vollzählig gemacht werden, und der König hatte erklärt, daß er weder seine Staatssekretäre, noch irgend ein Mitglied des Parlaments (aucun qui fût de robe ou de plume) dazu ernennen würde. Man wußte, wie sehr Fouquet den Orden sich wünschte, und gründete hierauf den Plan. Man gab ihm nämlich zu verstehen, daß der König, der ihm bei jeder Gelegenheit das größte Vertrauen zeige, ihn gewiß, so bald er nur seine Stelle im Parlament, wofür er überdem eine sehr ansehnliche Geldsumme erhalten könne, niederlege, zu gleicher Zeit zum Ritter des Heiligengeistordens und zum ersten Minister ernennen würde. Dies wirkte. Fouquet entschloß sich nicht nur, die Stelle zu verkaufen, sondern auch das dafür erhaltene Geld, eine Million Livres 1), dem Könige

1) Er erhielt für die Stelle 1,400,000 Livres; 400,000 mußte er seinem Bruder für dessen Ansprüche auf die Nachfolge (survivance) geben. Conclusion des défenses pag. 96. Der Präsident Barentin

zu schenken, der es dankbar annahm (en pur don). Allein selbst jetzt, nachdem man ihm den Schutz des Parlaments entzogen zu haben glaubte, schien Fouquet noch so gefährlich, daß der König es nicht wagte, ihn in Paris verhaften zu lassen, sondern zu diesem Zweck in die Bretagne zu reisen beschloß. Ueberdem war auch die Jahrszeit, der Sommer, wie Ludwig versichert, zur Entfernung des Oberintendanten am wenigsten geeignet, weil man nothwendig zugleich eine große Veränderung mit den Staatspachtungen vornehmen mußte, deren Ertrag größtentheils erst nach der Erndte einging; die Ausführung mußte also schon deßhalb bis zum Herbst verschoben werden. Ueberdem sollte Fouquet vorher noch vier Millionen aufbringen II). Um ihn daher noch sicherer zu machen, zeigte er ihm fortwährend ausgezeichnetes Vertrauen und besprach eine Menge Dinge, ohne die andern Minister zu fra-

hatte sogar 400,000 Livres mehr geboten, allein aus Rücksicht für die Königin Mutter (Gourv. pag. 346.) zog Fouquet die geringere Summe vor, die ihm sein Freund und Verwandter Harlai gab. — Man fand später ein Billet von Pellisson, worin er Fouquet beschwor, seine Stelle im Parlament um keinen Preis zu verkaufen. — Ueber den hohen Preis dieser Stellen bemerkt Voltaire sehr richtig Siècle de Louis XIV. l. 14, chap. 25: Le prix excessif des places au parlement, si diminué depuis, prouve quel reste de considération ce corps avait conservé dans son abaissement même. Le Duc de Guise, grand chambellan du Roi, n'avait vendu cette charge de la couronne au Duc de Bouillon que huit cents mille Livres. Dabei ist aber auch zu bedenken, daß eine Hofwürde mehr Aufwand erforderte. Ob Colbert, oder der Marquis de Laigues, der quasi mari der Herzogin von Chevreuse, oder gar, wie Brienne behauptet, der König selbst den feinen Streich angab, oder ausführte, lassen wir dahin gestellt. Fouquet selbst sagt bei Brienne (t. II, p. 184.) den Tag vor der Abreise nach Nantes nur im Allgemeinen, aber freilich so, daß man es zunächst auf den König beziehen muß: On me leurre d'un collier de l'ordre qu'on ne me donnera peut-être jamais, worauf Brienne naiv erwiedert, er glaube es auch nicht. Daß Colbert gar keinen Antheil gehabt, credat Judaeus Apella.

II) Oeuvres de Louis XIV. t. I, p. 103.

gen, nur mit ihm. Er ließ durch ihn ohne Mitwissen der andern Minister in England Unterhandlungen anknüpfen, mit denen es ihm kein Ernst war, und dieselbe Veranlassung scheinen auch die Verhandlungen mit dem Kardinal Retz gehabt zu haben, von denen Güy Joli in seinen Memoiren spricht m). Er erschien sogar mit seinem ganzen Hofe auf einem Feste, welches ihm Fouquet und, wenn man den Memoiren glauben darf, vom Könige selbst dazu veranlaßt, am 17. August im Vaux-le-Vicomte gab. Dieses Schloß, mit seinen weitläuftigen von Le Notre angelegten Gärten übertraf an Pracht die königlichen Schlösser zu Fontainebleau und Saint Germain. Levau, der nach Boileau auch die herrliche Colonnade des Louvre entwarf, hatte es gebaut; Wände und Decken waren mit den Bildern der vorzüglichsten Meister geschmückt, von denen wir nur Lebrun nennen wollen. Das Fest selbst war nicht minder prächtig. Im Garten war ein Theater gebaut, auf welchem zum erstenmal Moliere's **Fâcheux** mit einem Prolog von Pellisson gegeben wurden; die Springbrunnen und die damals noch seltenen Orangenbäume dienten als Dekorationen. Dem Schauspiel folgte Feuerwerk, Ball und Spiel, und damit die Hofleute nicht genöthigt wären, ihr eignes Geld zu verspielen, soll ihnen der liberale Finanzminister volle Beutel in ihre Zimmer gestellt haben n). Die Hofleute

m) Man vergleiche die Memoiren des Abbé Choisy (Amsterdam 1727.) I, p. 154. mit Guy Joli (Paris 1820) VI, p. 79: **Pennacors (den Le Tellier zum Kardinal Retz geschickt hatte) de son côté stipula le même secret au nom du Sieur le Tellier sur toute cette négociation, déclarant qu'il quitterait tout là, s'il apprenoit que le Surintendant Fouquet en eût entendu parler.** Gleich darauf kommt der Abbé Charrier im Haag an, um über dieselbe Sache in Fouquet's Namen zu unterhandeln, der das Erzbisthum Paris einem seiner Brüder zuwenden wollte. Kaum ist aber Fouquet verhaftet, so macht Le Tellier ganz andere Bedingungen. Fürchtete man, Fouquet und der Kardinal Retz möchten ihre alte Verbindung erneuern?

n) Die Beschreibung des Festes findet man bei Choisy und Andern, vorzüglich bei Lafontaine, der als Augenzeuge spricht, in einem poeti-

fanden das sehr artig, nicht so der König, den überhaupt, weil er einmal gegen Fouquet eingenommen war, alles an diesem Feste beleidigte; so schienen ihm selbst die Eichhörnchen in Fouquet's Wappen, mit der Inschrift quo non ascendet? die er sich übersetzen ließ, die hochverrätherischen Entwürfe des Besitzers zu verrathen. Auch soll er, der Verstellung nicht mehr Meister, seinen Unwillen darüber der Königin Mutter laut ausgesprochen haben o). Wenigstens blieben die Gesin-

---

schen Briefe an Maucroix, Oeuvres diverses edit. in 8vo. 1729. t. III, p. 296. Büßy-Rabütin, obgleich Fouquet's Feind, sagt doch: „on lui conseilla de donner cette fête, comme un grand plaisir au Roi, et même on le flatta de tant d'espérance d'agrandissement, qu'il se laissa persuader de vendre sa charge de Procureur Général, comme étant au-dessous des honneurs qu'on lui destinoit." — Mazarin, von dem freilich auch Montglat IV, p. 254. seine Zeitgenossen sagen läßt „jamais on ne fit une telle litière de la royauté," hatte noch 1660 ein Fest gegeben, was eine halbe Millionen Livres kostete; es war eine Lotterie, wozu auch der König und die Königin Loose erhielten; die Preise bestanden in Edelsteinen, Silberzeug, Krystal, Spiegeln, Handschuhen u. dgl. Als der Oberintendant Bullion im Jahr 1640 die ersten Louisd'or schlagen ließ, lud er eine Gesellschaft und theilte die ersten Stücke als Dessert unter seine Gäste aus, die auch so begierig zugriffen, daß der Herr Oberintendant, wie weiland Krösus, herzlich lachen mußte, weil die Herrn mit ihren übervollen Taschen Mühe hatten, zu gehen. — Nach diesen Vorgängen, die wir leicht vermehren könnten, wird man geneigt seyn, über Fouquet's Unverschämtheit weniger hart zu urtheilen; Beispiele sind ansteckend. Uebrigens sagen die besten Memoiren, auch La Fontaine's Beschreibung, nichts davon, so daß die ganze Erzählung ebenfalls nur eine Erfindung übelwollender Müßiggänger zu seyn scheint.

o) Mémoires de Choisy t. I. p. 171. Gourville, der den Finanzminister in der That warnte, (S. 349.) hinterbrachte ihm auch, wie Choisy versichert, der König habe zu seiner Mutter gesagt: Ah Madame, est-ce-que nous ne ferons pas rendre gorge à tous ces gens là? In Gourville's Memoiren steht davon nichts. Choisy, Voltaire u. A. behaupten, Fouquet's Devise sey gewesen: quo non ascendam? So arg war es doch nicht. S. Delort Hist. de la détention des philosophes I. p. 13.

nungen des Königs nicht mehr geheim, die Hofleute veränderten ihr Benehmen, der Günstling Saint-Aignan wurde hochfahrend, die Freunde warnten dringender, selbst die Königin Mutter ließ ihm Winke geben. Allein Fouquet hielt sich, wie es scheint, nicht für so gefährlich, als er es in den Augen des Königs war; er glaubte daher den freundlichen Worten desselben, und wenn er auf Augenblicke durch die Warnungen seiner Freunde geschreckt wurde und sich dann sehr niedergeschlagen und kleinmüthig zeigte, so war er doch weit entfernt, ernstlich etwas Härteres als Absetzung zu fürchten, eine Strafe, die bei seinem zerrütteten Vermögen hart genug war p). Auch dauerte die Besorgniß nie lange, weil Ludwig, wie er in seinen Memoiren selbst gesteht, alle Staatsklugheit, oder, wie Andere sagen, alle Heuchelei aufbot, um den Minister sogleich wieder sicher zu machen.

Unter diesen Aussichten wurde endlich die Reise in die Bretagne angetreten, wo eben die Landstände versammelt waren. Sie schienen nicht geneigt, viel Geld zu geben; Fouquet hatte daher dem Könige gerathen, sich persönlich nach

p) Mémoires de Brienne t. II. p. 184. Da sagt Fouquet im Gespräch mit Brienne kurz vor der Reise nach Nantes: La Reine-mère m'a fait dire par Barthillac de me garder de la duchesse (de Chevreuse) — — mais quoi! il faut se résoudre à tout. Je ne saurais croire que le Roi veuille me perdre! Brienne räth ihm, sich an die Königin Mutter zu wenden, darauf antwortet er: Je l'ai fait, et elle ne m'a dit que de général, et peut-être ne sait — elle rien des desseins du Roi contre ma personne. Dann spricht er von Flucht: Mais m'enfuirai-je? c'est ce qu'on serait peut-être bien aise que je fisse. — Madame Duplessis Belliere schreibt an Pomponne aus Chalons den 19. Sept. 1661: Ce n'est pas que je n'aye assez prévu qu'il pouvoit arriver du mal à M. le S.; mais je ne l'avois pas prévu de cette sorte, et je me consolois (?) qu'on l'ostast de la place, voyant qu'il le désiroit luy-mesme pour songer à son salut. Das letzte ist gewiß erlogen. Man sehe den ganzen Brief in einer Anmerkung zu den Memoiren von Conrart Collect. des Mém. p. Petitot u. s. w. t. 48. p. 259.

Nantes zu verfügen, weil die Deputirten, durch seine Gegenwart eingeschüchtert oder geschmeichelt, alsdann gewiß alle Forderungen bewilligen würden. So warf sich der Verblendete selbst die Schlinge um.

Mit einem zahlreichen Gefolge, zu welchem nicht ohne Absicht auch Condé und Türenne genommen wurden, traf der König am 1. Sept. in Nantes ein und nahm seine Wohnung im Schlosse. Unter dem Vorwande, daß sie am neuen Hafen arbeiten sollten, zogen starke Truppenabtheilungen durch die Provinz, in welcher keine Spur von Gährung zu bemerken war. Fouquet, seit einem Monat fieberkrank, war mit seiner Familie und dem Grafen Lionne den Abend vorher angekommen und hatte ein Haus am andern Ende der Stadt bezogen, aus welchem, wie mehrere Nachrichten behaupten, ein geheimer Gang nach der Loire führte, so daß es nur von ihm abhing, trotz aller Wachen nach Belle-Isle zu entfliehen. So wie der König seine Anwesenheit erfuhr, ließ er sich durch den jungen Brienne, mit dem Fouquet seit kurzem in freundschaftlichen Beziehungen stand, nach seinem Befinden erkundigen; Fouquet war indessen schon auf dem Wege nach dem Schlosse. Dieser und die folgenden Tage vergingen unter Geschäften; die Stimmung der Stände war zuvorkommender, als der König erwartet hatte. Am 4. wurde Brienne wieder zweimal zu Fouquet geschickt, und fand diesen in voller Hoffnung, daß der König Colbert's Verhaftung beschlossen habe, denn daß irgend etwas Geheimes im Werke sey, hatten manche ungewöhnliche Anstalten zu deutlich verrathen. Als Brienne am andern Morgen um 6 Uhr auf Befehl des Königs wieder in Fouquet's Wohnung kam, um ihm zu melden, daß ihn der König erwarte, war Fouquet bereits im Conseil und Brienne fand den königlichen Commissär schon in voller Arbeit, seine Papiere zu versiegeln.

Das Conseil wurde wie gewöhnlich gehalten; Fouquet mußte noch 30,000 Thaler für die Marine anweisen. Am Schlusse sprach der König noch Verschiedenes mit ihm; darauf entließ er ihn ohne das geringste Zeichen von Ungnade.

Kaum aber hatte der Unglückliche, den der König aus Furcht, im Commandanten der Schloßwache keinen getreuen Vollstrekker zu finden, nicht im Schlosse selbst verhaften lassen wollte, die Mauern desselben hinter sich, als er vom Capitän-Lieutenant Artagnan angehalten und in einem eigens dazu erbauten Wagen unter Bewachung von 100 Musquetärs nach Angers abgeführt wurde. Seine Gattin ward nach Limoges verwiesen. Dies geschah am Geburtstage des Königs, den 5. September. — Der Mutter Fouquet's brachte ein Diener zitternd die Nachricht, fürchtend, ihr den Tod zu geben, allein die fromme, hochbetagte Frau empfing die Botschaft mit stiller Ergebung; sie sank auf ihre Knie und betete: ich danke dir, mein Gott, du hast mein Flehen erhört und ihn auf den Weg des Heils geführt.

Wie dem Könige gemeldet wurde, sein Befehl sey vollzogen, trat er mit freudigem Gesicht in das Vorzimmer und rief den Hofleuten zu: „Ich habe den Oberintendanten verhaften lassen, es ist Zeit, daß ich meine Angelegenheiten selbst besorge.“ Seine unwürdige Freude über das Gelingen dieses feingesponnenen Planes spricht sich auch in dem ausführlichen Briefe aus, den er noch am nämlichen Tage an seine Mutter schrieb q). „Ich habe Ihnen schon diesen Morgen geschrieben, heißt es dort, daß meine Befehle zur Verhaftung des Oberintendanten ausgeführt worden sind, aber ich freue mich, Ihnen das Detail dieser Sache zu melden. Sie werden wissen, daß ich sie schon lange auf dem Herzen hatte, allein es war mir unmöglich, es eher zu thun, weil ich wollte, daß er vorher dreißigtausend Thaler für die Marine auszahlen ließe, und weil ich überhaupt mehrere Dinge in Ordnung bringen mußte, die nicht in einem Tage beendigt werden konnten, und Sie können sich keinen Begriff machen, welche Mühe ich gehabt habe, um Gelegenheit zu finden, Artagnan im Geheim zu sprechen, denn ich bin den ganzen Tag von einer

q) Lettres de Louis XIV. p. Morelli, Lettre 28. Die Nachlässigkeiten des Stils gehören dem Könige.

Unzahl sehr hurtiger Leute umlagert (accablé), die auf den geringsten Schein durchgeblickt hätten: gleich wohl hatte ich ihm schon seit zwei Tagen befohlen, sich bereit zu halten. — — — — Ich hatte die größte Ungeduld von der Welt, dies beendigt zu sehen, da mich sonst nichts mehr hier zurückhielt. Diesen Morgen endlich, da der Oberintendant wie gewöhnlich gekommen war, um mit mir zu arbeiten, unterhielt ich ihn bald auf die bald auf jene Weise und that, als ob ich Papiere suchte, bis ich durch das Fenster meines Kabinets Artaignan im Schloßhofe bemerkte, und darauf ließ ich den Oberintendanten gehen, der erst unten an der Treppe ein wenig mit La Feuillade sprach und dann, während er Herrn Le Tellier grüßte, verschwand, so daß der arme Artaignan schon ihn verfehlt zu haben glaubte und mir durch Maupertuis sagen ließ, er vermuthe, daß man ihm gesagt habe, er solle fliehen; allein er erreichte ihn wieder auf dem Platze bei der großen Kirche und verhaftete ihn in meinem Namen ohngefähr um Mittag. Er hat ihm die Papiere abgefordert, die er bei sich hatte, in welchen ich, wie man mir gesagt hat, den wahren Zustand von Belle-Isle finden soll, allein ich habe so viel andere Sachen zu thun gehabt, daß ich sie noch nicht habe nachsehen können. — — — — Ich hatte erklärt, daß ich heute früh auf die Jagd gehen wollte, und unter diesem Vorwande meinen Wagen vorfahren und meine Musquetärs aufsitzen lassen; ich hatte auch meinen Garden, die hier sind, Befehl gegeben, auf der Wiese zu exerciren und alles bereit zu halten, um nach Belle-Isle zu marschieren. — — — — Ich habe darauf mit den Herrn, die hier bei mir sind, über diesen Vorfall gesprochen, ich habe ihnen offen gesagt, daß ich meinen Entschluß schon seit vier Monaten gefaßt, daß Sie allein darum gewußt und daß ich ihn dem Herrn Le Tellier erst vor zwei Tagen mitgetheilt habe, um die Befehle ausfertigen zu lassen. Ich habe ihnen auch erklärt, daß ich keinen Oberintendanten mehr wollte, sondern selbst in den Finanzen arbeiten mit treuen Personen, die nicht ohne mich handeln werden, überzeugt, daß dies das

wahre Mittel wäre, mich in Ueberfluß zu bringen und mein Volk zu erleichtern. Sie werden leicht glauben, daß Manche ganz bestürzt gewesen sind (qu'il y a eu de bien penauts), aber es freut mich, daß sie sehen, daß ich mich nicht so anführen lasse, wie sie sich eingebildet hatten r) und daß das beste Theil ist, sich an mich anzuschließen. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß ich überall auf allen Landstraßen und bis nach Saumur von meinen Musquetärs ausgeschickt

---

r) La Fare p. 147. ce qui (die übergroße Vorsicht) parut puérile aux plus sensés, mais qui flatta le Roi, dans la pensée qu'il en acquerroit la réputation d'un prince résolu, prudent et dissimulé. Man vergleiche den Brief des Königs! Lafare, überhaupt ein Mann von durchdringendem Urtheil, hatte auch hier ganz richtig gesehen. Daß die Königin Mutter nicht allein darum gewußt habe, sagt auch Racine in den Fragm. Hist. „on l'avait dit à Laigues, pour le dire à Mad. de Chevreuse, afin qu'elle y disposât la Reine; ce qui ce fit a Dampierre. Villeroi le sut aussi. Le Roi vouloit le faire arrêter dans Vaux: quoi, au milieu d'une fête qu'il vous donne, lui dit la Reine. Man sieht leicht, welchen Grund der König hatte, sich gegen die Herrn seines Hofs anders auszusprechen. Ganz so wie Racine erzählt es auch der jüngere Brienne, Mémoires t. II. p. 177. Dann p. 182: Le Roi — — — ne s'ouvrit de la résolution qu'il avait prise de faire arrêter le surintendant qu'à trois personnes: La Reine sa mère, M. Le Tellier et mon père, qu'il laissa auprès de la Reine-mère pour conseil et pour mettre les scellés sur les papiers de M. Fouquet. La duchesse de Chevreuse et Laignes le savaient aussi, mais l'exécution leur en était cachée. Quoi qu'il y ait bien de l'apparence (ja wohl!) que M. Colbert en avait connoissance, on dit cependant que le Roi lui en fit une finesse, parceque M. Colbert n'osa jamais parler à sa Majesté de faire arrêter M. Fouquet, et se contenta de faire agir la duchesse de Chevreuse. Woher weiß man, daß Colbert mit dem Könige nicht darüber sprach? Frau von Lafayette, die ihre Geschichte der Prinzessin Henriette unter den Augen und zum Theil nach den Notizen dieser Prinzessin schrieb, sagt der König sey von Le Tellier, Colbert, der Herzogin von Chevreuse und Herrn von Laigues bewogen worden, Fouquet zu stürzen.

habe, um alle Kuriere, die sie auf dem Wege nach Paris antreffen, anzuhalten und zu verhindern, daß Keiner früher ankomme, als der, den ich Ihnen schicke." Dann lobt er den Eifer und die Pünktlichkeit der Musquetärs, und spricht von dem Vergnügen, womit er schon in den Finanzen gearbeitet habe. „Morgen," fährt er fort, „werde ich Alles, was mir noch zu thun übrig ist, beendigt haben und auf der Stelle mit einer außerordentlichen Freude (avec une joie extrême) abreisen." Noch am nämlichen Tage errichtete der König ein Finanzconseil, welches außer dem Kanzler, der in allen Conseils den Vorsitz hatte, und dem Marschall von Villeroi, des Königs ehemaligem Gouverneur, der mit einem Gehalte von 48,000 Livres die Ehre genoß, Präsident zu heißen, aus drei Räthen bestand, d'Aligre, de Seve und Colbert *), der schon dadurch die wichtigste Stelle unter ihnen erhielt, daß er an Fouquet's Statt in das Conseil der auswärtigen Angelegenheiten genommen wurde.

Fouquet wurde schon in Angers mit vieler Härte behandelt. Die dringensten Bitten um Nachrichten von seiner Familie, um Erlaubniß, einige Familienangelegenheiten ordnen zu dürfen, blieben unbeachtet. Seine Krankheit hatte so zugenommen, daß sein Arzt die Aerzte in der Stadt zu Rath zu ziehen wünschte; es wurde verweigert. Er bat um einen Beichtvater, und erhielt zur Antwort, daß man sein Gesuch nicht eher gewähren könne, als bis er ohne alle Hoffnung sey. Er genas, und sobald er das Bette verlassen konnte, wurde er nach Amboise und von da am Weihnachtstage nach Vincennes abgeführt, wo er am 4. März, also sechs Monate nach seiner Verhaftung, zum erstenmal verhört wurde. Erst am 18. Juni 1663 ward er zu größerer Bequemlichkeit der Richter in die Bastille gesetzt. Unterdeß waren seine Sa-

*) Motteville. Coll. de Petitot S. II. t. 40. p. 163. Nous le vîmes, prenant le contre-pied de Fouquet, venir tout seul chez le Roi avec un sac de velours noir sous son bras, comme le moindre petit commis de l'épargne.

chen sofort nach Ankunft des Kuriers, welcher die Nachricht von seiner Verhaftung überbrachte, versiegelt worden. Nach einigen Memoiren der Zeit hätte Fouquet im Augenblicke der Verhaftung ausgerufen: Saint Mandé! Madame Duplessis-Belliere! Im Hause zu Saint Mandé bei Melun lagen nämlich seine wichtigsten Papiere. Ein Bedienter, Namens La Forest, hätte den Wink verstanden, wäre zu Fuß nach der nächsten Station geeilt, wo zu Fouquet's Dienst Pferde bereit gestanden, und sey zwölf Stunden vor dem Kurier des Königs in Paris angekommen. Sofort hätte Fouquet's Bruder, der Abt von Barbeaux, mit Mad. Duplessis-Belliere, der vertrautesten Freundin des Oberintendanten, und mit einem Angestellten im Finanzministerium, Bruant des Carrieres, Rath gehalten. Sie wären indeß nicht einig geworden und hätten — darin stimmen alle überein — sämmtliche Papiere an Ort und Stelle gelassen. Diese ganze Geschichte ist gewiß bloßes Stadtgeschwätz. Denn angenommen, die Flucht des Bedienten sey weder von Artagnan noch von seinen Soldaten bemerkt worden, er sey so schnellfüßig gewesen, daß er den Reutern, welche der König sogleich nach allen Gegenden hin ausschickte, vorausgeeilt wäre: wie konnte die kluge Frau von Belliere die Thorheit begehen, den Abbé Fouquet in das Geheimniß zu ziehen, mit dem der Oberintendant seit langer Zeit notorisch in bitterer Feindschaft lebte t). Daß die Mü-

---

t) Fouquet hatte vier Brüder, von welchen Einer Erzbischof von Narbonne, ein Zweiter Bischof von Agdes, ein Dritter Abbé und der Jüngste erster Stallmeister des Königs war. Der Abbé, ganz anerkannt Mazarin's Spion, (**Mémoires de Gourville**, in der Collection von Petitot t. **LII. pag. 300.** und **319.**) der unter andern den Kardinal Retz aus der Welt schaffen wollte, hatte durch sein Verhältniß zu Mazarin eigentlich, wie man zu sagen pflegt, das Glück seines Bruders gemacht. **Il étoit brouillé avec le Surintendant (1558); il le voyoit pourtant encore, mais il ne l'en ménageoit pas davantage; il n'y a rien qu'il n'eût dit à Lyon au Cardinal pour le perdre. Sa haine venoit de ce qu'ayant fait son frère Surintendant des finances, et prétendant par là en devoir**

ßigen auf den Straßen und in den Salons dergleichen Gerüchte eine Zeit lang glaubten, ist natürlich. Aber was soll man von Richtern urtheilen, die ein Gerücht, wofür sie keinen einzigen Zeugen vorbringen können, dem Angeklagten als Beweis seines bösen Gewissens vorrücken, mit dem ganz aus der Luft gegriffenen Zusatz, daß er die Absicht gehabt hätte, Saint Mandé anzünden zu lassen? Fouquet nennt dies Verfahren, gewiß nicht mit Unrecht, jämmerlich (pitoyable). Bei der Beschlagnahme der Sachen verfuhr man mit Unordnung und Leidenschaftlichkeit. Papiere, Geld, Geldeswerth wurden weggenommen, als ob er schon verurtheilt wäre, ohne daß seine Gattin oder irgend Jemand von den Seinigen dabei seyn durfte, zum Theil ohne Beiseyn einer Gerichtsperson, obgleich der königliche Befehl dies, wie natürlich, ausdrücklich bestimmt hatte, zum Theil nur auf mündliche Befehle des Königs, die Colbert überbrachte. Es ist überhaupt nicht zu leugnen, daß Colbert, der schon aus Ehrgefühl jede Theilnahme an diesem Prozeß ablehnen mußte, in den Akten nicht nur als sehr eifriger Theilnehmer erscheint, sondern auch nach Belieben Papiere mitnimmt, deren Inhalt nicht einmal angegeben wird. Noch mehr. Im Protokoll von Saint Mandé wird gesagt, Colbert sey den 19., 20. und 21. September von früh sechs bis Abends halb sieben Uhr zugegen gewesen, und nach dem Protokoll von Fontainebleau ist derselbe Colbert an denselben Tagen in Fontainebleau, welches vierzehn Stunden von Saint Mandé ent-

---

être le maitre, l'autre n'avait pas voulu souffrir un joug que l'abbé rendoit un peu tyrannique, et sur cela leurs flatteurs les animant tous les jours de plus en plus l'un contre l'autre, la haine qui d'ordinaire est plus grande entre les proches qu'entre les étrangers, ne gardoit plus de bornes entre les deux frères. Mém. de Bussy-Rabutin II, p. 175. ed. 1696. Für das folgende sehe man Recueil t. IV, p. 93. Daß wir Artagnan's Memoiren nicht benutzt haben, wird Niemand befremden, da sie bekanntlich nicht von Artagnan, sondern von dem oberflächlichen Vielschreiber Sandras de Courtitz verfaßt sind.

fernt ist u). Er bringt sogar ein Kästchen mit, um, wie er sagt, die Karten von Belle-Isle, die er dem Könige zu zeigen wünsche, (nicht: die der König zu sehen verlange), hineinzupacken v). Sehr richtig bemerkt Fouquet, woher er denn gewußt habe, daß sich die Karten dort befunden, warum er ein Kästchen dazu mitgebracht habe, da man doch Landkarten zu rollen pflege, und drittens, ob er nicht mehr wisse, daß man ihm die erwähnten Karten schon in Nantes weggenommen habe? Wer kann es dem Angeklagten verargen, daß er hieraus alle Schlüsse zieht, die man nur daraus ziehen kann, und daß er namentlich behauptet, Colbert habe ihm gerade diejenigen Papiere, mit denen er sich vertheidigen könne, weggenommen, und falsche, die zu seinem Verderben gereichen sollten, untergeschoben. Daß wenigstens die erste Beschuldigung nicht ungegründet ist, beweisen die Akten. Denn der König selbst erklärte feierlich vor Präsidenten und Räthen im Parlament, daß allerdings Colbert ihm Papiere aus Fouquet's Wohnung überbracht hätte, daß sie aber Staatsgeheimnisse enthielten, mithin dem Gericht nicht mitgetheilt werden dürften w). Kein Gericht der Welt wird diesen Grund zureichend

u) Recueil des défenses de M. Fouquet I. pag. 7.

v) Ebendas. p. 199.

w) Ebendas. p. 30. Wie niederträchtig Colbert, der im J. 1680 über 10 Millionen besaß, denken konnte, beweist unter andern ein Brief, den er den 31. Oct. 1659 aus Nevers an Mazarin schrieb, wovon sich das Original auf der königl. Bibliothek befindet (Oeuvres de Louis XIV. t. I.). Ein von ihm empfohlener Verwandter hatte den Kardinal betrogen, da bittet er diesen, das Verbrechen an allen seinen Verwandten zu strafen: il n'est pas juste que V. E. en punisse l'auteur seul; Ses graces n'ont point été personnelles, elles ont regardé toute ma famille: il est juste que V. E. la punisse toute entière; et pour moi, Monseigneur (der Titel, den Mazarin gern hörte), sans les ordres exprès de V. E. qui me retiennent, je m'en serois allé en poste la trouver avec tous mes frères, pour la supplier de nous punir comme le mérite un crime de cette nature. — — Je finis, m'estimant in-

finden, da nicht blos diese oder jene einzelne Thatsache, sondern die ganze Verwaltung ein Gegenstand der Klage war, und er durch nichts in der Welt sich rechtfertigen konnte, als durch seine Papiere und namentlich nicht durch Privatpapiere, sondern durch solche, welche den Staat betrafen, also Staatsgeheimnisse enthielten. Die Papiere, die man mir weggenommen hat, sagt Fouquet, sind gerade die wichtigsten, weil sie die Nachweisungen über meine Verwaltung enthalten. Es sind die Briefe von Mazarin, Servien, Colbert. Jedermann weiß, daß Mazarin unumschränkt regierte, daß nichts ohne seine Genehmigung geschehen durfte, es ist mithin unmöglich, daß ich im Laufe von neun Jahren nicht eine Menge Schreiben, Befehle u. s. w. von ihm erhalten haben sollte; dasselbe gilt von Servien, dasselbe von seinen Sekretären, namentlich von Colbert. Allein in keinem Inventarium findet sich (zwei oder drei Briefe ausgenommen) das mindeste, weder vom Kardinal, noch von seinen Angestellten, kein Befehl über die ungeheuren Summen, die durch ihre Hände gegangen sind. Und da ich soviele unnütze Papiere aufbewahrt habe, so wird mir kein Verständiger zutrauen, daß ich die, welche zu meiner Rechtfertigung dienen mußten, vernichtet hätte.

Ferner wird im Protokolle von Saint Mandé von zwei verschlossenen Koffern gesprochen, zu welchen der Schlüssel fehle; in einem zweiten Protokoll sind die Koffer offen, und man hat Papiere herausgenommen, ohne daß man erfährt, ob sich der Schlüssel gefunden, oder wer den Koffer geöffnet habe. Dies könnte vergessen seyn. Auffallend ist es aber doch, daß in einem andern Protokoll, vom 23. Februar 1662, der Schlossermeister zum Öffnen eines Koffers geholt wird, nachdem das Protokoll unterzeichnet ist und der Eine der Commissarien sich bereits entfernt hat x). Ein solches Verfahren

---

digne de prendre la qualité ordinaire de très-fidèle serviteur de V. É. — Colbert."

x) Ebendas. pag. 262. Seguier's Schreiben, welches wir weiter unten anführen, findet man im nämlichen Bande S. 160.

für absichtslos zu halten, ist schwer, besonders, nachdem man folgendes Schreiben des Kanzlers Seguier an den Rath Bonard gelesen hat, aus dem deutlich hervorgeht, daß man ungern andere als ganz vertraute Personen gebrauchte. „Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, um Sie zu bitten, Sich mit Hrn. l'Aleman nach S. Mandé zu begeben, um an alle Orte dieses Hauses die Siegel anzulegen und sie durch starke Wachen sicher zu stellen. Wenn der Herr Civillieutenant schon die Siegel angelegt hat, so werden Sie nichts thun; sind dagegen Sie die Ersten, so hat er Befehl, nichts zu thun. Ich bin überzeugt, daß Sie soviel als möglich eilen werden (que vous ferez toutes les diligences nécessaires pour ce sujet).“ Es lag also dem Kanzler sehr am Herzen, daß die Herrn, die er hinschickte, die Ersten seyn möchten. Sie kamen auch wirklich eher und fanden das Haus statt von einer Civilbehörde von einer Militärwache besetzt. — Ein großer Pack Papiere wurde von zwei Gerichtsbeamten für unnütz erklärt, in einen Sack geworfen und so in ein anderes Zimmer gebracht, wo sie einige Zeit unbeachtet liegen blieben, wo man also allerdings hinweg und hinzu thun konnte. Später wird dieser Sack wieder vorgebracht und das Erste, was man darin findet, ist eine Schrift, aus welcher hervorgehen soll, daß Fouquet jährlich von den Pächtern der Salzsteuer eine bedeutende Pension erhalte y). Viele Papiere wurden

y) Ebend. p. 199. findet man das Protokoll, welches hierüber die unverwerflichen Zeugnisse der Justizbeamten enthält. Der König verlangt, man solle ihm die wichtigsten Papiere bringen; die Commissäre finden sie aber so wichtig (de telle importance), daß sie dieselben ihrem Greffier Foucault nicht allein vertrauen wollen. Sie übergeben sie dem Könige selbst; „sur quoi nous aurions pris occasion de lui dire que nous étions obligé de l'avertir que, dans l'ordre, les pièces, que nous lui apportions, devoient être remises avec toutes les autres trouvées sous le dit scellé, et que nous supplions Sa Maj. de prendre en bonne part le dit avis, dont nous étions chargés de la part des dits Commissaires pour le bien de la Justice. Der König sagt ih-

gar nicht paraphirt, andere nur von Colbert's Vertrautem Foucault, der gegen allen Brauch vom Könige zum Greffier der Gerichtsbeamten gewählt worden war. Dies sind nur einige von den unzähligen gesetzwidrigen Handlungen, die man sich bei der Beschlagnahme der Sachen zu Schulden kommen ließ.

Fouquet wurde vor eine Specialcommission (chambre de justice) gestellt, deren Mitglieder der König aus den verschiedenen Parlamenten gewählt hatte. Auch dies war eine Verletzung des Rechts. Denn als Fouquet sein Amt als Generalprocureur niederlegte, war er schon fünf und zwanzig Jahre Mitglied des Parlaments gewesen; mithin genoß er die Vorrechte der Veteranen, die selbst nach ihrem Austritt Ehrenmitglieder blieben, eine berathende Stimme behielten und in Criminalfällen nur vom gesammten Parlament (grand' chambre) gerichtet werden konnten. Auch als Oberintendant konnte er nicht vor eine chambre de justice gestellt werden, die überdem nicht einmal competent war, über Staatsverbrechen zu urtheilen z). Aber abgesehen davon, war auch die Wahl der einzelnen Richter von der Art, daß sich Fouquet mit Recht darüber beklagen konnte. Mehrere, z. B. der Präsident des Gerichts, der Kanzler Seguier, der Generaladvokat Talon, einer der größten Juristen seiner Zeit, waren so notorisch Feinde des Angeklagten, daß ihre eigne Ehre

nen qu'il l'entendoit ainsi. Wer wird in der entgegengesetzten Antwort des Königs, von der wir oben gesprochen haben, den Einfluß seiner Minister verkennen?

z) Ebendas. S. 46 und f. Wem die Prozeßschriften nicht zur Hand sind, der vergleiche Hist. de Louis XIV. par de la Hode Liv. XXVII. Dieses Buch ist bekanntlich unter zwei verschiedenen Namen erschienen; in der Ausg. bei J. Düren im Haag 1740 u. f. 5 Bände 4. ist Bruzen de la Martinière, prem. Géogr. de S. M. Cathol. Secrétaire du Roi des deux Siciles et du conseil du Roi, auf dem Titel genannt, dagegen steht in der Ausgabe, die in denselben Jahren in 6 Quartbänden bei Varrentrapp in Frankfurt und Christ in Basel erschienen ist, der Name des wahren Verfassers, de la Hode, auf dem Titel.

erfordert hätte, zurückzutreten; Andere, z. B. Colbert's Oheim Pussort, waren die nächsten Verwandten seiner Gegner oder standen in so abhängigen Verhältnissen zu ihnen, daß sie schon deshalb nicht wohl für unpartheiisch gelten konnten zz).

Indeß blieben Fouquet's Vorstellungen unberücksichtigt, und der Prozeß begann. Die Verbrechen, deren man ihn anklagte, waren theils Staatsverbrechen, (crimes de lèze Majesté), theils Unterschleife und Mißbräuche in den Finanzen.

Unter den Staatsverbrechen, die er begangen haben sollte, war das Erste das Niederschreiben des Anfangs eines Planes, was seine Freunde thun sollten, ihn zu retten, wenn seine Gegner es unternehmen würden, ihn zu stürzen. Dieser Entwurf, der nicht einmal beendigt noch vielweniger ins Reine geschrieben war, von dessen Daseyn, soviel sich aus den Akten ergab, Niemand etwas erfahren hatte a), enthielt im Wesentlichen Folgendes: Seit längerer Zeit suche der Kardinal Mazarin ihm auf alle Weise zu schaden, indem er ihn bei dem Könige verläumde, ihm Feinde zu machen suche und sogar im Schooße seiner Familie Zwietracht säe. Er

zz) Dies war die allgemeine Stimme; man lese nur die Briefe der Frau von Sevigné und Conrard's Aufsatz über den Präsidenten von Nesmond. Daß ebenso allgemein Colbert als die Triebfeder des ganzen Verfahrens angesehen wurde, beweist schon Henault's furchtbares Sonett: Ministre avare et lâche u. s. w.

a) Gourville erzählt in seinen Memoiren (collection des mémoires relatifs à l'histoire de France p. Petitot et Monmerqué S. II. t. LII.) pag. 336. Fouquet habe ihm 1660 den Plan gezeigt; auf seine Bemerkung, daß er nicht auszuführen sey, habe Fouquet ein Licht bestellt, um ihn zu verbrennen, da aber Jemand dazu gekommen, habe er das Heft hinter einen Spiegel versteckt, wo es nachher vergessen worden sey. Ob Gourville die Zeit richtig angegeben hat, ist zu bezweifeln; er sagt à peu près dans ce temps là und man weiß, daß er seine Memoiren erst 1702, als er 78 Jahr alt war, binnen fünf Monaten dictirte und sich dabei zu sehr auf sein Gedächtniß verließ. So weiß er z. B. nicht einmal gewiß, ob Pellisson mit Fouquet verhaftet wurde. Wie Fouquet mit Mazarin stand, sieht man am deutlichsten bei Gourville S. 323.

müsse daher fürchten, der Kardinal werde dabei nicht stehen bleiben. Da er nun aber theils aus Erfahrung theils aus des Kardinals Munde wisse, daß derselbe mehrere seiner Feinde blos aus Furcht vor ihrer Rache geschont habe, so könne er überzeugt seyn, daß wenn der Kardinal einmal etwas gegen ihn unternehme, derselbe Alles thun werde, um ihn für immer unschädlich zu machen, daß er ihm also nicht blos sein Amt, sondern auch Freiheit und Leben rauben werde. Sowie er daher verhaftet würde, sollten die Seinigen verhindern, daß das Parlament nicht zu eifrig einschreite, damit der Kardinal nicht noch mehr erbittert werde; man solle sich nur dafür verwenden, daß er seinen Bedienten, seinen Koch und seinen Arzt behalten dürfe; seine Frau solle sich in ein Kloster zurückziehen; seine Tochter mit ihrem Gatten, dem Grafen Charost, nach Calais gehen und den Platz in guten Stand setzen; dasselbe solle mit Belle-Isle, Concarneau und einigen andern Orten geschehen. Weiter solle man nicht gehen, so lange Mazarin sich begnüge, ihn gefangen zu halten, beginne er aber Aergeres, (s'il passoit outre), so müsse er mündlich und schriftlich von allen seinen Verwandten und Freunden, namentlich vom Marschall Fabert, bestürmt werden. Helfe das nicht, so könne man etwa ein Manifest gegen die Gewaltthätigkeiten der Regierung ausgehen lassen, das Parlament, die Geistlichkeit aufregen, einige Schiffe bewaffnen, um Lärm zu machen (pour faire crier), und allenfalls auch einige seiner heftigsten Feinde, z. B. Le Tellier, entführen b); seine

---

b) Wörtlich: „Une chose qu'il ne faudroit pas manquer de tenter, seroit d'enlever les plus considérables du conseil au moment de la rupture, comme M. Le Tellier et quelques autres de nos ennemis les plus redoutables." Wie auch hier das Gerücht vergrößerte, sehen wir aus Conrart's Brief vom 29. Septbr. 1661 (tom. 48. pag. 257. der Petitot'schen Sammlung), wonach in obigem Entwurf stehen soll, man müsse Le Tellier auf die Folter spannen. Conrart, der dies für wahr hält, glaubt doch auch, daß die Damenbillets, von denen er zwei sehr energische liefert, erdichtet seyen.

Schiffe müsse man mit fremden Soldaten und Matrosen bemannen, und den Viceadmiral Neufschaise zu gewinnen suchen (cultiver), daß er Belle-Isle, wenn er den Auftrag erhalte, es zu belagern, nicht ernstlich bedränge. Hierauf solle man durch gütliche Uebereinkunft seine Freilassung zu bewirken suchen, er wolle dann Bürgschaft stellen, sich am Kardinal nicht zu rächen. Bei jedem Schritt solle man seine treue Freundin, Madame Duplessis-Belliere, die von allen seinen Wünschen genau unterrichtet sey, zu Rath ziehen. Der Anfang war 1657, das Uebrige ohngefähr im Januar 1659 geschrieben. — Fouquet's Vertheidigung über diesen Punkt trägt den Stempel der reinsten Unschuld bb); übrigens bedarf es seiner Vertheidigung gar nicht, wenn man erwägt, daß Mazarin, gegen welchen der Plan gerichtet ist, gestorben war, und daß es kein Gesetz giebt, durch welches Gedanken bestraft werden. Cogitationis poenam nemo patitur.

Der zweite Klagepunkt war, Fouquet habe Belle-Isle befestigt. Fouquet hatte Belle-Isle vom Herzog von Retz gekauft, weil der König gewünscht hatte, eine so wichtige Besitzung in treuen Händen zu sehen, er hatte an den Befestigungen arbeiten lassen, weil es ihm ausdrücklich war befohlen worden c). Ueberdem hatte er nicht nur dem Könige

bb) Recueil t. II. p. 6 — 40. Man sieht deutlich, daß der ganze Plan blos darauf berechnet war, dem Kardinal zu drohen. La Fare sagt pag. 145: on lui fit faire beaucoup de choses en le menaçant. Beschlossene Sache war es nie, kaum mehr als ein eitler Traum zum Trost seines Herzens. Das Original befindet sich in den Handschriften der königlichen Bibliothek, collect. 494. No. 384, woraus das Wesentlichste in der Petitot'schen Ausgabe von Gourville's Memoiren S. 337. abgedruckt ist.

c) Recueil t. II. p. 359 sind die königlichen Dekrete abgedruckt. Im ersteren vom 20. Aug. 1658 heißt es: Sa Majesté a résolu d'engager quelqu'un de ses plus affidés serviteurs d'en traiter, et pour cet effet n'ayant pu faire choix d'aucune personne qui ait donné plus de preuves de son zèle et de sa fidélité que le Sieur Fouquet, Conseiller etc. etc., Sa Majesté l'a convié de traiter de la dite terre et marquisat de Belle-Isle avec le

selbst mehrmals den Wunsch geäußert, Belle-Isle dem Staate zu verkaufen, sondern es war auch erwiesen, daß der Commandant des Platzes, wie auch der von Concarneau, nicht die mindeste Schwierigkeit gemacht hatte, die königlichen Truppen einzulassen.

Als drittes Staatsverbrechen wird angeführt, daß er das Gouvernement von Concarneau gekauft habe. Wie ein öffentlich mit Wissen des Kardinals Mazarin abgeschlossener Kauf auch nur scheinbar zum Verbrechen gemacht werden konnte, begreifen wir nicht. Uebrigens bestritt Fouquet auch das Faktum, indem er angab, er habe Concarneau für seinen jüngsten Bruder gekauft.

Zum vierten wurde er angeklagt, er habe sich von mehreren Personen schriftliche Versprechen ihrer Treue und Ergebenheit ausstellen lassen. Man fand drei Schriften dieser Art: Die Eine bezog sich auf den Ankauf von Belle-Isle und war durchaus unverfänglich. Die Zweite, von einem Präsidenten des Obersteuerhofs (cour des aides), Maridor, ausgestellt, enthielt allerdings ein gesetzwidriges Versprechen, allein erstlich hatte es Fouquet nicht gefordert, sondern im Gegentheil Maridor's Verfahren getadelt, und zweitens war er nie, weder vorher noch nachher, in irgend eine nähere Ver-

dit Duc et la dite Duchesse de Rets — — — — à la charge néanmoins d'y entretenir une garnison suffisante pour la seureté de la place, et de faire les choses nécessaires pour sa conservation" etc. — Frau von Motteville sagt: Collect. des Mémoires p. Petitot t. XL. p. 142: Les amis de Fouquet ont dit, et il est à croire qu'ils ont dit la vérité, que ce Surintendant, qui en effet étoit capable par son génie et par son esprit de beaucoup de grands desseins, avoit eu celui d'y faire bâtir une ville, dont le port étant bon devoit attirer tout le traffic du nord, et, privant Amsterdam de ces avantages, rendre par là un grand service au Roi et à l'état. Daß beide Fouquet, Vater und Sohn, weit aussehende Pläne für Handel und Colonien hatten, und daß Colbert Manches daraus gelernt hat, beweisen mehrere Stellen der Prozeßakten; dies gehört aber mehr in eine Geschichte Colbert's.

bindung mit Maridor getreten, hatte mehrere Verfügungen gegen ihn erlassen, und wenn er bei der cour des aides etwas zu suchen hatte, sich nicht an ihn, sondern an Andere gewendet. Alle diese Angaben wurden vom Präsidenten von Maridor im Verhör bestätigt. — Die Dritte war von einem gewissen Delandes ausgestellt, der im Dienst des Abbé Fouquet und Commandant von Concarneau gewesen war. Als die Brüder sich verfeindet hatten, erklärte der Oberintendant, Delandes möge zwischen ihm und seinem Bruder wählen. Delandes besprach sich erst mit dem Abbé und stellte hierauf unaufgefordert den Schein aus, wodurch er sich dem Oberintendanten gegen Jedermänniglich verpflichtete, allein dieser traute ihm nicht mehr und entließ ihn. Sie waren seitdem aus aller Verbindung d). Delandes muß sich ebenfalls sehr unschuldig gefühlt haben, denn statt zu entfliehen, stellte er sich freiwillig als Gefangener in Sedan und in der Bastille, wurde aber beide mal wieder in Freiheit gesetzt.

Wir gehen nun zur zweiten Klasse der Anklagen über, welche die Finanzen betreffen. Unter allen Zweigen der Staatsverwaltung ist keiner schwieriger und verwickelter, als die Verwaltung der Finanzen. Nehmen wir nun dazu, daß Frankreich aus einem langen Bürgerkriege hervorging, der die Kräfte des Staats erschöpft und die Menschen demoralisirt hatte, daß die ganze Form der Verwaltung höchst verworren war, daß Mazarin, der im Trüben fischen wollte, die Verwirrung noch vermehrt hatte, daß er gestorben war, ohne jemals Rechnung abgelegt zu haben, und daß er ein Vermögen von wenigstens vierzig Millionen Livres hinterließ, die er größtentheils seit 1653, also in acht Jahren, zusammengescharrt hatte; erwägen wir dabei, daß Fouquet vergebens um Mittheilung sämmtlicher Papiere bat, die sich auf seine Verwaltung bezogen, so ist es klar, daß wir hier in ein Labyrinth von Zahlen gerathen müssen, aus denen selbst ein Mann vom Fach schwer-

d) Ebendas. p. 43 — 53. Conclusion p. 119, 124. und 141., wo man das Verhör über diese Punkte findet.

lich den Ausgang fände. Wir wollen uns daher so kurz als möglich fassen. In den zwei ersten Jahren meiner Verwaltung, sagt Fouquet e), fehlte es selten an Geld; die Pächter (gens d'affaires) zahlten pünktlich und liehen gern; selbst Privatleute gaben zu 15 Procent, was damals der gewöhnliche Zinsfuß war, bedeutende Summen. Dies rührte besonders daher, daß man die Münzen, die Pistolen von 12 zu 10 Livres und das Silbergeld in gleichem Verhältniß, herabgesetzt hatte und daß die Herabsetzung nur allmählich von drei zu drei Monaten geschah. Wer also baares Geld besaß, eilte vor dem Termin zu zahlen oder sonst sein Geld anzubringen. Es ging aber der Regierung wie schlechten Hausvätern; diese Leichtigkeit, mit der man die Kassen füllen konnte, verbunden mit der Nothwendigkeit, einige Schulden der vorigen Jahre abzutragen, machte, daß man die Einnahme der beiden nächsten Jahre 1655 und 1656 voraus verzehrte. Jetzt fehlte Geld und Credit. Wer vorher, um nicht die Zinsen und ein Sechstheil des Capitals einzubüßen, sein Geld, wo er nur konnte, ausgeliehen hatte, suchte es jetzt, nachdem der Münzwerth festgesetzt war, eben so eifrig wieder einzuziehn. Man war in großer Verlegenheit (Nov. 1654.). Die Einquartirung hatte die Provinzen erschöpft, aus allen Steuerbezirken liefen nur Klagen ein, Niemand wollte auf das Jahr 1657 etwas vorschießen; die Garden murrten, die Schweizer wollten abziehen. Der Kardinal fürchtete einen neuen Banquerout. Er ließ die Pächter kommen, bat, drohte, allein je mehr er seine Verlegenheit zeigte, desto furchtsamer verschlossen diese ihm Kassen. Endlich, fährt Fouquet fort, ließ der Kardinal mich kommen, er war in Verzweiflung, höchst unwillig auf Servien, der seinen Erwartungen so wenig entspreche. Ich sagte ihm, daß mir die Lage der Finanzen noch nicht so verzweifelt scheine, nur müsse man nicht an einen neuen Banquerout denken, sondern im Gegentheil von dem vom Jahr 1648 nur mit Abscheu reden; man müsse die Renten und Besoldungen

e) Recueil II. p. 61.

pünktlich auszahlen, den Capitalisten Zuversicht einflößen, sie guten Gewinn hoffen lassen, kurz man müsse vor allen Dingen das Vertrauen, die reichste Quelle des Credits, wieder herstellen. So erschien das Dekret vom 24. Dec. 1654, wodurch die Verhältnisse der beiden Oberintendanten dergestalt bestimmt wurden, daß Servien die Etats machte und Fouquet den Bedarf herbeischaffen mußte. Dies war schwierig: der Hof brauchte Geld zu Festen aller Art f), der Feldzug sollte im Frühjahr mit verdoppelter Anstrengung beginnen und man weiß, daß der junge König im Jagdkleide, mit der Reitpeitsche, man möchte sagen königlich-burschikos, in das Parlament ging, um nach einer derben Strafpredigt, die uns wenigstens für sein Alter nicht ganz passend scheint, die neuen Steuern, unter denen sich auch das Stempelpapier und Abgaben von Taufen und Begräbnissen befanden, in die Register eintragen zu lassen.

Der Kardinal schickte einen Generaletat der Summen, die er für beinahe sämmtliche Ausgaben des Staats, für auswärtige Pensionen, für die Vergnügungen des Hofs, Ballette, Komödien, Hoftrauer und dergleichen nöthig hatte. In das Einzelne der Ausgaben ging er nie ein und die Gelder mußten jeden Monat dem Ueberbringer baar (manuellement) eingehändigt werden. Diese Summen beliefen sich jährlich, je nachdem er die Schweizer und die Garden in den Kreis seiner Verwaltung zog oder davon ausschloß, auf zwanzig bis drei und zwanzig Millionen. Außerdem nahm er die Einkünfte aus den Steuerkreisen von Chalons, Soissons, Amiens, Moulins und Grenoble, einige Jahre hindurch aus gewissen Steuerbezirken der Normandie, sehr oft auch aus Sens und Beauvais. Unter diesen Einnahmen des Kardinals sind nicht begriffen seine Gehalte, seine eigenen

---

f) Montglat t. IV. p. 80. Der König tanzte schön, war in Fräulein Manzini verliebt, und die Königin Mutter war wie andere Mütter auch: sie sah ihren Sohn gern tanzen und gab sogar einen Ball, pour faire admirer le Roi, wie Frau von Motteville erzählt.

Schuldforderungen, oder solche, die er den Häusern Mantua und Modena, den Herrn Cenami, Cantarini und Hervart abgekauft hatte und wofür er nicht nur die Einkünfte aus den Steuerbezirken Xaintes, Rochelle, Les Sables, Marennes, sondern auch mehrere andere Summen verwandte. Er ließ sogar in den Kreisen, die er sich vorbehalten hatte, durch Lettres de cachet außerordentliche Steuern erheben, eine Handlung, die nach den Gesetzen den Tod verdient. So schloß er auch die Contrakte über das Kommißbrod der Truppen ab, ohne etwas Schriftliches auszustellen, und man kann sich denken, wie das Brod war; die Geschenke (pots de vin), welche die Pächter bei Erneuerung der Contrakte brachten, theilte er mit dem Könige, und der Theil, welcher dem Könige zufiel, war für das Spiel und die Vergnügungen bestimmt, deren Besorgung ebenfalls der Kardinal übernommen hatte. In dieser Weise ging es bis zum Jahre 1658.

Am 16. Januar 1659 starb Servien. Mazarin hatte oft geäußert, daß es dem Staatsdienst sehr nachtheilig sey, zwei Intendanten zu haben, die sich nicht selten gegenseitig hemmten; demungeachtet fertigte er jetzt sich selbst unterm 19. Febr. einen königlichen Befehl aus, an Servien's Stelle gemeinschaftlich mit Fouquet die Finanzen zu verwalten. Wahrscheinlich, sagt Fouquet, hatte ihn Colbert auf die Idee gebracht, weil dieser voraussah, daß Mazarin, der tausend lästigen und kleinlichen Arbeiten, welche das Finanzwesen erfordere, bald müde seyn, und die Geschäfte nach und nach ihm übertragen werde. Der Kardinal fing nun an, mit mir, Hervart und Colbert zu arbeiten; er brauchte Geld und forderte zuerst Hervart, und, wie dieser sich entschuldigte, mich auf, zu mehreren dringenden Ausgaben Vorschüsse zu leisten. Ich entschuldigte mich ebenfalls, indem mein Credit durch die Verzögerung meiner Bestallung seit Servien's Tode plötzlich gesunken sey, und forderte ihn zu Vorschüssen auf, zu denen er sich ja ohnedies für den Nothfall oft erboten hätte. Kurz er sah ein, daß er sich zu einem falschen Schritte hatte verleiten

lassen, und zwei Tage nachher, den 21. Februar, war Fouquet allein Oberintendant g). Sein Verhältniß zum Kardinal blieb dasselbe; was er that, wurde gut geheißen; dagegen ward die Stellung zu Colbert täglich feindlicher. Seit Mazarin's Tode that Fouquet nichts, ohne den König zu fragen und ohne es Colbert, an den ihn der König gewiesen hatte, mitzutheilen. Es war schwer, Geld zu bekommen, weil die neue Regierung, was auch Ludwig selbst an mehreren Stellen seiner Denkwürdigkeiten ausspricht, noch kein Vertrauen hatte; für die kleinsten Summen wurden wenigstens fünfzehn Procent gefordert. Ich entschloß mich, sagt Fouquet weiter, nicht mehr als zehn Procent zu bewilligen, und sagte dem Könige, daß ich dafür Geld zu bekommen hoffte, wenn ich der Heiligkeit seines Wortes vertrauen könnte, daß die Leihenden gesichert seyen. Der König fand meine Vorschläge zweckmäßig, und so gelang es, auf meinen Credit, vom März bis zum September gegen zwanzig Millionen herbeizuschaffen. Der König sah Alles, billigte Alles h). Man schlug zur Vergrößerung des Staats außerordentliche Unternehmungen vor, wozu Millionen baares Geld erfordert wurden, ich antwortete stets, daß der Ruhm des Königs nie aus Geldmangel leiden würde; der König überzeugte sich, daß alle großen Staaten Europa's Mangel litten und oft ihre größten Interessen gefährden mußten, weil es ihnen an 100,000 Thalern fehlte; daß Spanien mit den Schätzen Indiens seine Einkünfte zehn Jahre voraus aufzehre, während Frankreich nach meiner festen Ueberzeugung im Laufe eines

g) Recueil II. p. 85. Après une longue discussion de toutes ces choses, il (Mazarin) quitta la plume qu'il avoit prise à deux ou trois reprises pour commencer à signer, et tout son travail aboutit à dire a Monsieur Hervart en ma présence: On m'a fait faire ici un méchant pas. Man sieht, daß Fouquet den geizigen Priester schlau zu packen wußte.

h) Ebendas. p. 92. „Le Roi a vu et lu lui-même le détail, une ou deux fois par semaine, approuvé la recette, la dépense, les prêts, les intérêts, les traités."

Jahres seine Rückstände getilgt haben würde. Darauf erzählt Fouquet, wie er dem Könige eine Million geschenkt, und wie dieser sie mit Dank angenommen und nach Vincennes habe bringen lassen, „wo sie vielleicht noch ist, so gut wie ich.“

Nach diesem kurzen Abriß seiner Verwaltung, dessen Inhalt in den Hauptpunkten wohl richtig seyn muß, weil er nicht widerlegt worden ist, sucht Fouquet aus der ganzen Art der Verwaltung, wie sie schon unter den früheren Oberintendanten bestand, zu beweisen, daß es bei den einmal bestehenden Formen dem Oberintendanten unmöglich war, die Amtsführung seiner Untergebenen genau zu beaufsichtigen, und daß Mazarin, den er öfter darum anging, sich fortwährend weigerte, diese Dinge zu ändern i). Da Fouquet auch hier sich auf seine Correspondenz mit Mazarin beruft, die man ihm vorenthält, so hat er offenbar ein Recht, wenigstens von seinen Richtern Glauben zu fordern, und wenn man bedenkt, welch ungeheures Vermögen Mazarin hinterließ, so begreift man leicht, daß er seine Gründe hatte, sich jeder Verbesserung zu widersetzen. Wahrscheinlich hatte aber auch Fouquet seine Gründe, nicht allzu fest auf seinen Vorschlägen zu bestehen k). Die einzelnen Anklagen über Fouquet's Untreue in der Verwaltung des Staatshaushalts wurden unter acht Rubriken gebracht, die wir kurz berühren wollen.

---

i) Ebendas. p. 108.

k) Gourville erzählt unter dem Jahr 1659 S. 323. von einem grand projet, que M. Colbert envoyoit à M. le Cardinal pour le rétablissement des finances, qui étoient en grand désordre. Il projettoit une chambre de justice, et par conséquent la perte de M. Fouquet. — — Il en [illegible]soit M. Talon procureur-général, enfin de la manière qu'elle fut établie, quand M. Fouquet fut arrêté. Fouquet und Gourville schrieben das Project schnell ab; diese Abschrift fand sich unter Fouquet's Papieren und der König sah sie. Colbert voulut faire connoitre au Roi qu'il avoit pensé au remède — — — — mais que c'étoit la faute de M. le Cardinal de n'avoir pas écouté son projet. Also nicht Fouquet's Schuld.

I. Er habe, um Zinsen nehmen zu können, unnöthige Anleihen gemacht und sogar Anleihen in seinen Rechnungen aufgeführt, die gar nicht existirt hätten. Allein es ist erwiesen, daß von 1653 bis 1661 die Ausgaben fortwährend die Einnahme überstiegen; folglich mußte geborgt werden und da die Contracte von Servien unterzeichnet wurden, der allein die Summen des Bedarfs zu bestimmen hatte, so war es wenigstens bis 1659 geradezu unmöglich, daß Fouquet auf diese Weise betrog. Tausend Schreiben des Kardinals sprechen von der Nothwendigkeit, Anleihen zu machen, und nach seinem Tode, fährt Fouquet fort, hat mich der König auf sein Wort verpflichtet, mit meinen Vorschüssen, die sich in Zeit von sechs Monaten auf beinahe zwanzig Millionen beliefen, fortzufahren, weil die Pächter dem Könige selbst nicht leihen wollten, und die Zahlungen, zu denen sie sich verpflichteten, theils unbedeutend waren, theils nicht schnell genug eingingen, um die nöthigsten Ausgaben zu decken. Noch den Tag vor seiner Abreise nach Nantes hat der König selbst 20,000 Pistolen von mir verlangt, ja sogar den letzten Tag vor meiner Verhaftung hat mich Colbert gebeten, auf meinen Credit 88,000 Livres für die Marine aufzunehmen l).

II. Er habe dem Könige Geld vorgeschossen, was ihm in seiner Stellung als Ordonnateur, nicht erlaubt gewesen sey m). Erstlich war er nicht Ordonnateur; dies war Servien, oder eigentlich der Kardinal; zweitens bestand kein Gesetz, das eine solche Handlung verbot, und drittens hatte man die Vorschüsse mit Dank angenommen.

III. Er habe die Staatskasse und seine eigene nicht gesondert und königliche Gelder zu Privatzwecken verwendet n). Wer nur einigermaßen mit Verhältnissen dieser Art bekannt ist, wird wissen, wie schwer und leicht zugleich hier die Anklage und die Vertheidigung ist. Soviel ist ausgemacht, daß

---

l) Recueil II. p. 142.

m) Ebendas. p. 146.

n) Ebendas. p. 160.

jeder Finanzminister, der sich einmal ähnlich zu vertheidigen hat, wohl thun wird, diese Schriften zum Muster zu nehmen.

IV. Er habe unter falschen Namen an Pachtungen und Anleihen zu Spottpreisen (à vil prix) Antheil genommen o). Fouquet gesteht, daß er allerdings, wenn er im Vorschuß gewesen, königliche Gefälle als Zahlung genommen habe; nur sey dies nicht zu niedrigen Preisen geschehn, im Gegentheil habe er, wenn er den Preis zu niedrig befunden, den Ueberschuß in die Staatskasse geliefert. Uebrigens habe man solche Geschäfte so wenig für unrecht oder ehrenrührig gehalten, daß nicht blos der Kardinal, sondern der Kanzler, Le Tellier und viele Andere daran Theil genommen p). Le Tellier sey ja noch am Leben und könne es bezeugen. Endlich aber lasse sich leicht beweisen, daß diese Gefälle durch die Theilnahme angesehener Staatsbeamten im Werthe gestiegen seien, folglich das, was man zum Verbrechen mache, im Gegentheil Dank verdiene.

V. Er habe von den Pächtern der Einkünfte Geld genommen und ihnen dafür bessere Bedingungen zugestanden. Auch hier konnten die Richter durchaus keinen Beweis finden. Das Einzige, was mit einigem Scheine gegen ihn gebraucht werden konnte, war eine Erklärung, durch welche die Interessenten der Salzpacht, die im Jahr 1656 anfangen sollte, dem Herrn N. N. (der Name war nicht geschrieben) versprachen, ihm für seinen Antheil eine jährliche Abschlagssumme zu bezahlen q). Diese Schrift enthielt durchaus nichts Ver-

o) Ebendas. p. 176.

p) Daß Fouquet in diesen Dingen vollkommen Recht hat, ergiebt sich unter andern aus Gourville's Unterhandlung mit Mazarin über die Grundsteuer von Guienne. Fouquet war dagegen, M. le Cardinal lui répondit qu'il lui étoit dû deux millions, sept cent mille livres des avances qu'il avoit faites pour le service du Roi, dont M. Fouquet lui devoit donner des assignations; qu'il se contenteroit volontiers qu'il lui en donnât sur le traité que je ferois.

q) Ebendas. p. 204.

brecherisches, denn warum konnte nicht ein Theilnehmer sich mit seinen Mitinteressenten auf solche Weise abfinden? Übrigens war ja der Name des präsumirten Verbrechers nicht ausgeschrieben. Fouquet macht es durch ein Billet aus jener Zeit, worin es heißt, man solle Mazarin's vertrautem Kammerdiener Bernouin sogleich ganz geheim 10,000 Pistolen in Gold einhändigen r), ziemlich wahrscheinlich, daß der Kardinal gemeint war, dem dergleichen immer in Gold ausgezahlt werden mußte.

VI. Er habe veraltete Staatsschuldscheine (des billets surannés) unter dem Nominalwerth (au denier trente) gekauft und sie dem Könige zum vollen Werth angerechnet s). Fouquet leugnet das Factum nicht unbedingt, leugnet aber den Vortheil, den er dabei gehabt haben soll. Man war oft, wenn man Geld haben wollte, genöthigt, schlechte Papiere mit anzunehmen; die Anleiher machten es zur Bedingung, und der Staat war in so dringender Noth, daß er sich allerlei lästige Bedingungen gefallen lassen mußte t).

---

r) Ebendas. p. 214.

s) Ebendas. p. 224.

t) Gourville Mémoires t. LII. der Sammlung von Petitot pag. 318. Le désordre étoit grand dans les finances (im Jahr 1657); la banqueroute générale, qui se fit (1648) lorsque M. le maréchal de la Meilleraye fut Surintendant des finances, remplit tout Paris de billets de l'épargne, que chaqu'un avait pour l'argent qui lui étoit dû; et en faisant des affaires avec le Roi, on mettoit dans les conventions que M. Fouquet renouvelleroit de ces billets pour une certaine somme: on les achetoit communément au denier dix; mais après que M. le Surintendant les avait assignés sur d'autres fonds, ils étoient bons pour la somme entière. Messieurs les trésoriers de l'épargne s'avisèrent de faire si bien par leurs manigances, qu'ils ôtoient la connoissance de ce que cela étoit devenu. M. Fouquet en rétablissant toujours de nouveaux, ces messieurs s'accommodoient avec ceux qui en avoient entre les mains, et les passoient dans leurs affaires. Cela fit beaucoup de personnes extrêmement riches: cependant, parmi ce grand désordre, le

VII. Er habe gewisse schlechte Scheine, welche der Schatzkammer hätten müssen übergeben werden, gegen gute Fonds ausgetauscht, und daraus zum Nachtheil des Staats großen Gewinn gezogen. Die Sache ist so verwickelt, Fouquet's Vertheidigung so gewandt, und, wenigstens scheinbar, so gründlich, die Zeugnisse so widersprechend, daß wir jedem Urtheil darüber entsagen. Schon seine Richter fanden, daß er sich besonders über diesen Punkt unübertrefflich vertheidigt habe u).

VIII. Seine Verwaltung sey in jeder Beziehung schlecht gewesen, er habe nichts gethan, was dem Staate genützt, aber sehr viel, was dem Staate geschadet habe; er habe unter unvortheilhaften Bedingungen Verträge abgeschlossen, königliche Güter unter dem Werth weggegeben und durch schlechte Ausgaben durchgebracht; er habe kein ordentliches Register gehalten und könne überhaupt von nichts Rechenschaft geben uu).

„Da man mir mein Amt so lange gelassen hat, erwiedert Fouquet auf diese Anklage zuerst, da man sogar meinen Eifer und meine Fähigkeit vielfältig gepriesen und mir, wie ich beweisen kann, Belohnungen zugesichert hat, so kann ich mein Amt so ganz schlecht doch nicht verwaltet haben. Auch hat der Staat, so lange ich im Amte bin, aus Mangel an Geld keinen wesentlichen Nachtheil gehabt. Die Verträge habe ich geschlossen, so gut ich konnte; was jetzt nachtheilig scheint, kann damals sehr wünschenswerth gewesen seyn. Kein Zeuge behauptet, er habe vortheilhaftere Bedingungen angeboten und sey von mir zurückgewiesen worden. Im Gegentheil beweisen die vielen Beispiele, wo ich gerade gegen diejenigen, mit denen ich am besten stand, höhere Gebote veranlaßt habe, daß Niemand zum Nachtheil des Staats von mir begünstigt worden ist. Register zu halten ist kein Oberintendant ver-

---

Roi ne manquoit point d'argent; et ayant tous ces exemples devant moi, j'en profitai beaucoup.

u) Recueil II. pag. 229 bis 289. Lettres de Mad. de Sevigné éd. de Grouvelle I. p. 52.

uu) Recueil II. p. 290.

pflichtet; dazu sind eigne Beamte angestellt. Ueber die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der Ausgaben mußte man von Servien und noch mehr vom Kardinal Rechenschaft fordern. Indeß will ich mich auch dazu verpflichten, sobald man mir meine Papiere zustellt, und mir erlaubt, mit meinen Untergebenen zu arbeiten." —

Es ist hier nicht der Ort, Fouquet's Verwaltung ausführlich auseinanderzusetzen, und noch weniger kann es unsere Absicht seyn, Fouquet's Advokat zu werden, oder Colbert's unläugbare Verdienste zu schmälern; wir wollen nur andeuten, wie ungerecht der Vorwurf war, seine Verwaltung sey durchaus schlecht gewesen. Auch Fouquet förderte Handel und Fabriken, so daß schon im Jahr 1658 für achtzig Millionen Franken unseres Geldes französische Manufakturwaaren nach England und Holland ausgeführt wurden, ohne daß der Ackerbau dadurch litt; er selbst legte Fabriken an, forderte reiche Privatleute zu ausgedehnten Unternehmungen auf, und trug vielleicht das Meiste dazu bei, daß die französischen Colonien dem Staate erhalten wurden v). Daß er nicht so viel thun konnte, als Colbert, lag zum Theil in den Verhältnissen, und wenn seine ganze Verwaltung auch in der That gewesen wäre, wofür man sie ausgab, so gehörte dies nicht in den Kreis einer richterlichen Untersuchung, am wenigsten, wenn die Richter, wie es hier der Fall war, nichts von der Sache verstanden. Dieses Verfahren ist doppelt auffallend, da sogar Colbert, der gewiß nicht gern Gutes von Fouquet sagte, der seine Intriguen und seine „erschrecklichen Bestechungen" mit den härtesten Farben schildert, wie wir aus seiner Correspondenz mit Mazarin sehen, dennoch seinen großen Talenten und Kenntnissen unbedingte Achtung zollt *).

Den sichersten Beweis, daß Fouquet nicht ehrlich seyn könne, glaubte man in der Menge und Pracht seiner Gü-

v) Man vergleiche die Memoiren von J. de Witt und die Recherches et Considérations sur les finances de France p. Forbonnois.

*) Oeuvr. de St. Simon t. IX. p. 252 u. ff.



ter und Häuser, in dem Aufwande seines ganzen Lebens gefunden zu haben. Das Verhör hierüber erstreckte sich auf die unbedeutendsten Dinge, allein es zeigte sich auch hier, daß man sich wenigstens zum Theil getäuscht hatte vv). Fouquet besaß theils von sich, theils von seiner Frau, ein sehr bedeutendes Vermögen; er besaß nebst der Stelle als Generalprocureur, die allein eine Million werth war, Vaux-le-Vicomte, Melün, Kerraoul und einige andere Güter in der Bretagne, ehe er Oberintendant wurde, und, was er später gekauft hatte, etwa für 2½ Million Livres, war er fast ohne Ausnahme schuldig geblieben. So stand auf Belle-Isle, dessen Ankauf 1,300,000 Liv. gekostet hatte, beinahe noch eine Million fremdes Geld. Seine ausstehenden Capitalien beliefen sich noch nicht auf eine Million, seine Schulden ungefähr auf zwölf Millionen, so daß also, wenn man seine ganze Habe dagegen setzt, noch eine Schuldenlast von einigen Millionen übrig bleibt. Nimmt man hierzu, daß er als Oberintendant ein sehr ansehnliches Gehalt hatte w), daß ihm eine Menge Mittel zu Gebote standen, sich auf erlaubte Weise zu bereichern, daß er mit eignen Schiffen Seehandel trieb x), so können seine Veruntreuungen, wenn man sie aus seinen Ausgaben e[illegible]n will, nicht sehr bedeutend gewesen seyn.

Man leg[illegible] zwar die Rechnungen vor, nach welchen die Gebäude und Gärten zu Vaux, woran seit 1640 gebaut worden war, achtzehn Millionen Livres gekostet haben sollten,

vv) Vorzüglich Conclusion von S. 19 an.

w) Seine sämmtlichen Einkünfte, Gehalt, Gratifikationen, Zinsen betrugen jährlich über 350,000, also in 9 Jahren über 3,150,000 Livres. Recueil des défenses II. p. 343.

x) Conclusion p. 214. Recueil t. III. p. 358. Kurz zusammengezogen sind die Nachrichten darüber Suite du Recueil III. pag. 31: Tout le monde sait, que mon père a été employé aux affaires de la mer jusques à sa mort; on sait qu'après sa mort j'ai continué dans la même affection; lui et moi avons été de toutes les compagnies de cette nature; nous avons eu des habitations et des colonies dans l'Amérique; nous y avons envoyé des vaisseaux tous les ans.

was nach dem spätern Geldwerth zwischen dreißig und vierzig Millionen betragen würde, allein Fouquet setzte weitläuftig auseinander, daß die Rechnungen sich auch auf andere Dinge erstreckten, so daß also hier, wie es scheint, ebenfalls übertrieben worden ist y).

Am eifrigsten vertheidigte sich Fouquet gegen die Briefe vieler Damen, die man nebst Locken und andern Liebeszeichen unter seinen Papieren gefunden haben wollte. Diese Briefe cirkulirten in ganz Paris und beschimpften den Ruf vieler Frauen, die man bis dahin allgemein für unbescholten gehalten hatte. Selbst Frau von Sevigné, die gewiß im unverfänglichsten Sinne des Wortes, soweit ihr Charakter es zuließ, Fouquet's Freundin war, sah sich genöthigt, Paris zu verlassen und einige Zeit auf dem Lande zuzubringen. „Die Hölle, sagt Fouquet, haben die Leute verdient, die ihre schändlichen Machwerke unter meine Papiere gelegt haben, um den König und alle rechtlichen Menschen gegen mich zu erbittern. Um recht gewiß zu seyn, daß ihr teuflisches Vorhaben gelinge, haben sie Namen von Personen eingemischt (die Valliere), welche den König besonders gegen mich erbittern konnten. Man hat sich hinter die Autorität des Königs geflüchtet, um mir die Untersuchung gegen die Urheber dieser sch[illegible]chen Papiere zu verweigern, und mir bleibt kein mens[illegible] Mittel, die Wahrheit an das Licht zu ziehen. Aber ich bitte den lebendigen Gott, den Rächer der Meineide, in dessen Gegenwart ich dieses niederschreiben lasse z), mich ohne Barmherzigkeit

---

y) Volt. Siècle de Louis XIV., Oeuvr. ed. de la soc. typogr. 1785 tom. XXI. pag. 92. in der Note. Les comptes qui le prouvent étaient à Vaux, aujourd'hui Villars, en 1718, et doivent y être encore. M. le Duc de Villars, fils du maréchal, confirme ce fait. Voltaire ist indeß kein gültiger Gewährsmann. Er wollte auch wissen, und zwar von Fouquet's Schwiegertochter, der Gräfin von Vaux, (t. XXI. p. 98.), F. sey nicht im Gefängniß gestorben. Selbst Choisy spricht nur von neun oder zehn Millionen.

z) In Gegenwart Artagnan's und seiner Rechtsbeistände. Suite du Recueil t. VII. p. 95. Frau von Lafayette sagt: la seule qui

zu verderben, wenn diese ehrlosen Briefe jemals zu meinen Papieren gehört haben, und ich flehe zur göttlichen Gerechtigkeit, diese Wahrheit so offenkundig werden zu lassen, daß der König erfahre, welchen niedrigen Verrath man nicht blos an mir, sondern auch an Seiner Majestät begangen." — Hat Fouquet Recht, zu welcher bodenlosen Schlechtigkeit hätten sich seine Feinde erniedrigt. Und hat er nicht Recht, warum verweigerte man ihm, warum forderte man ihn nicht vielmehr auf, die Verläumder aufsuchen zu lassen? — Wie dem aber auch sey, welches Recht hatte man, diese Briefe bekannt zu machen, und die achtbarsten Familien zu entzweien und zu beschimpfen?

Daß aber wirklich wenigstens ein Theil der angeblichen Liebesbriefe untergeschoben war, wollen wir zu beweisen suchen. Der Abbé Choisy hatte Abschriften von allen gesehen und zweifelt selbst an der Aechtheit. Als Fouquet verhaftet wurde, sagt Choisy, fand man in seinen Taschen eine Menge Briefe an Frauen, die für das Geld, welches er ihnen täglich schickte, sehr dankbar schienen. Unter andern fand man folgendes von Pellisson corrigirte Concept eines Briefes an eine Dame: „Da es mein einziges Vergnügen (plaisir) ist, Sie zu lieben, so dürfen Sie nicht zweifeln, daß ich mir eine Freude (joie) daraus mache, Sie zu befriedigen. Ich hätte indeß gewünscht, daß die Angelegenheit, welche Sie so sehnlich gewünscht haben, rein von mir gekommen wäre, allein ich sehe wohl, daß immer etwas mein Glück stören muß. Und ich gestehe, mein theures Fräulein, daß es zu groß seyn würde, wenn es die Glücksgöttin nicht zuweilen mit einigen Widerwärtigkeiten begleitete. Sie sind Schuld an tausend Zerstreuungen heute, als ich mit dem Könige redete; indeß, seine Angelegenheiten

fut convaincue ce fut Meneville, une des filles de la Reine, et une des plus belles personnes. Elle fut chassée. Histoire de Madame Henriette d'Angleterre. Collection etc.: tom. 64. pag. 404.

kümmern mich wenig, wenn nur die Ihrigen gut gehen." a) Um ein so albernes Billet zu schreiben, hätte Fouquet, der zu den Gebildetsten seiner Zeit gehörte, nicht nöthig gehabt, Pellisson, der allerdings seine wichtigsten Briefe schrieb, zu Hülfe zu rufen. Und wozu trug er denn die vielen Liebesbriefe in seiner Tasche, als er zum König ging? Er war den Tag vorher so heftig fieberkrank, daß er sich zu Bette legen mußte, hatte dabei eine Menge Geschäfte beendigt, mit mehreren Deputirten der Stände sich besprochen, war erfüllt von allerlei Sorgen und Plänen und doch hätte er den andern Morgen nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Dankbriefe der Damen in die Tasche zu stecken! Auch weiß Brienne, der genau unterrichtet ist, nichts von Liebesbriefen, wohl aber, und das ist allerdings glaublicher, von wichtigen Rechnungen, die man in seinen Taschen gefunden habe. Ein anderes Billet trägt den Stempel der Unächtheit noch offner. Madame Duplessis-Belliere, die es geschrieben haben soll, war ganz anerkannt eine Frau von außerordentlichem Geist und Verstand. Nun lese man das Original in der Anmerkung b), und

a) Choisy I. p. 189. Man glaubte, es sey an das Fräulein Montalais gerichtet gewesen.

b) Delort hat, Détention des philosophes t. I. p. 15, den Brief mitgetheilt, ohne zu sagen, wo er ihn gefunden hat. Er scheint ihn für ächt zu halten. Das Datum fehlt. „Je ne sais plus ce que je dis, ni ce que je fais, lorsqu'on résiste à vos intentions. Je ne puis sortir de colère, lorsque je songe que cette demoiselle de La Vallière a fait la capable avec moy. Pour captiver sa bienveillance, je l'ay encensée par sa beauté, qui n'est pourtant pas grande; et puis luy ayant fait connoître que vous empêcheriez qu'il le luy manquât jamais de rien, et que vous aviez vingt mille pistoles pour elle, elle se gendarma contre moy, disant que vingt cinq mille (nach einer andern Lesart vingt millions; das läßt sich hören) n'étoient pas capables de luy faire faire un faux pas; et elle me répéta cela avec tant de fierté que, quoique je n'aye rien oublié pour la radoucir avant de me séparer d'elle, je crains fort qu'elle n'en parle au Roi, de sorte qu'il faudra prendre le devant. Pour cela

urtheile, ob eine in den höheren Kreisen gebildete, kluge und geistreiche Frau, selbst in einer Zeit, wie die damalige, wo Benserade's schmutzige Anspielungen für feine Galanterie galten, im Stande ist, so etwas zu schreiben. Man urtheile, ob nicht, wie auch in dem zuvor angeführten Briefe, jedes Wort darauf berechnet scheint, den König noch mehr zu erbittern.

Nachdem diese merkwürdige Untersuchung, die außer Fouquet noch einer großen Menge Personen verderblich wurde, bereits drei Jahre gedauert hatte, ward Fouquet am 14. November 1664 vor seine Richter gestellt, um noch mündlich auf die gegen ihn vorgebrachten Klagen zu antworten. Obgleich durch Krankheit, Kummer und Kerker, selbst durch freiwillige Fasten und Büßungen abgemattet, sprach er doch mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit, und leistete auf ein Crucifix den Eid, daß er die lautre Wahrheit gesagt habe, mit solcher Erbauung, daß der größte Theil der Richter davon ergriffen wurde. Der Generaladvokat Talon, seit Jah-

ne trouvez-vous pas à propos de dire, pour la prévenir, qu'elle vous a demandé de l'argent, et que vous luy en avez refusé; il la rendra suspecte pour la Reine-mère. La grosse femme Brancas et de Grave vous en rendront bon compte: quand l'une la quitte, l'autre la reprend. Enfin je ne sais point de différence entre vos intérêts et mon salut. La politique a voulu que je visse l'aigle (?): il m'a paru un fort bon homme, mais fort dupe en nos affaires; je luy ay donné de la pâture pour trois mois, et je luy ay fait avaler cela le plus doucement du monde. En vérité on est heureux de se mêler des affaires d'un homme comme vous: votre mérite applanit toutes les difficultés; et si le ciel vous faisoit justice, nous vous verrions un jour la couronne formée." Wie plump und gemein! Etwas anders erzählt die Sache Choisy I. p. 163. Nach la Beaumelle in den Memoiren der Mad. Maintenon wollte Fouquet auch Scarron's schöne Wittwe durch kostbare Geschenke verführen. Überhaupt verbreitete man in der ersten Zeit seiner Verhaftung ein Gerücht nach dem andern. So sollte er den Kardinal Mazarin vergiftet haben! Er sollte den Plan gehabt haben, sich zum Souverän der Bretagne zu machen! Noch viel später log die gräßliche Giftmischerin Brinvilliers auf seine Rechnung.

ren Fouquet's persönlicher Feind, der das Amt des Generalprocureurs bei der Chambre de Justice versah, hatte in einer sehr leidenschaftlichen Schrift, worin Alles, was die Schuld mildern konnte, unterdrückt, jede Verletzung der gesetzlichen Formen vertheidigt wurde, den Antrag gemacht, Fouquet als überwiesenen Verbrecher der beleidigten Majestät und als Staatskassendieb mit dem Strang hinzurichten und seine Güter zum Besten des Staats einzuziehn. Wahrscheinlich aber fand doch die Parthei selbst seine Sprache zu ungemäßigt; denn er vergaß sich so sehr in seinem Diensteifer, daß er sogar einen unmäßigen Ehrgeiz, welcher leicht in Staatsverbrechen ausarte (qui dégénère aisément en crime de Lèze Majesté), unter Fouquets Verbrechen aufzählte, also das, was vielleicht einmal mit der Zeit Verbrechen werden konnte, schon als wirkliches Verbrechen bestrafen wollte; er wurde daher entfernt c) und an seine Stelle trat der ruhigere Chamillart, der, nur mit milderer Form, den Ansichten seines Vorgängers folgte. Er wählte blos einen andern Ort für den Galgen und wollte, daß die Armen 40,000 Livres bekommen sollten. Dagegen erstattete der Maitre des Requetes, Lefevre d'Ormeßon cc), einen Bericht, der einen und einen halben Tag dauerte. Er zeigte, daß der Entwurf, auf welchen das Verbrechen der beleidigten Majestät begründet werden sollte, nur

c) Ce changement fût une énigme inpénétrable, jamais on n'en a sû la raison. Ce n'étoit pourtant pas par mécontentement, car dans la suite il obtint pour lui ou pour son fils l'agrément pour une charge de Président à mortier, et peut-être quelque gratification pour la payer, car il ne passoit pas pour riche. De la Hode t. III. p. 161. Der Grund, welchen man angab, daß seine Stelle im Parlament ihm zu viel Zeit nehme, war natürlich nur Vorwand. Es waren eigentlich zwei Procuratoren, der Zweite hatte aber blos mit dem Prozeß der übrigen Finanzbeamten zu thun.

cc) D'Ormeßon galt allgemein für einen durchaus rechtlichen Mann. Guy Patin z. B. nennt ihn einen homme d'une probité parfaite. — — Je voudrois que le Roi fit l'un ou l'autre (Ormeßon oder Roquesante) Chancelier de France, pour leur noble et courageuse opinion. Lettre du 21. Dec. 1664.

das Ergebniß einer vorübergehenden Leidenschaft gewesen und ohne Folgen geblieben sey. Was das Peculat angehe, so könne der Schein, welcher gegen Fouquet sey, keine sichere Grundlage bieten, da seine Papiere, durch welche er sich, seiner Angabe nach, rechtfertigen könne, ihm genommen worden seyen, und man außerdem, um zu einem vollständigen Urtheil darüber zu gelangen, eine Untersuchung anstellen müßte über das Vermögen, welches der Kardinal Mazarin hinterlassen habe, weil der größte Theil desselben nur aus den Summen herrühren könne, die ihm Fouquet habe geben müssen d). Der Parlamentsrath von Sainte-Helene, der dem ersten Berichterstatter beigegeben war, sprach zwei und einen halben Tag, und stimmte für die Todesstrafe, indem er zugleich, wie man glaubte nicht in redlicher Absicht, die Hoffnung aussprach, daß der König ihn begnadigen würde. Darauf schritt man zur Abstimmung, welche drei Tage dauerte; neun Stimmen waren für die Todesstrafe, dreizehn für Verbannung aus dem Königreiche und Confiskation des Vermögens. Allein der König, in Erwägung, daß es gefährlich sey, einen Mann, welcher so genaue Kenntniß von den wichtigsten Angelegenheiten des Reichs besitze, in das Ausland gehen zu lassen, schärfte die Strafe zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf der Feste Pignerol, wohin Fouquet zwei Tage nach dem Spruch der Justizkammer, den 22. Dec. 1664, von Artagnan unter Bedeckung von hundert Musquetärs abgeführt wurde. Seine vierundsiebzigjährige Mutter, sowie seine Frau, der man nicht erlaubte, den Kerker ihres Gatten zu theilen, wurde nach Montluçon in Auvergne, sein Schwiegersohn, der Marquis von Charost mit seiner Gattin nach Anceny in Bretagne, sein jüngster und treuster Bruder nach Joinville in der Champagne verwiesen. Indeß erhielt der letzte auf der Mutter Bitte die Erlaubniß, sie in ihre Einsamkeit zu begleiten. Der Generaladvokat Bailly, der von Colbert und zwei Richtern Fouquet's ehrenrührig gesprochen hatte, wurde nach Chateau Thierry

d) Conclusion p. 337.

verbannt. Keiner von diesen hatte den mindesten Antheil an seiner Schuld. Sein Arzt Pecquet und sein Kammerdiener, die ihm in die Bastille gefolgt waren, wurden aus Furcht, sie möchten seinen Verwandten Mittheilungen machen, erst später freigelassen. Frau von Belliere wurde nach Montbrison verwiesen, ihr Schwiegersohn, der Marquis von Crequi, seiner Stelle entsetzt. Der Protestant Pellisson, Fouquet's vertrautester Freund, der wegen seiner Gewandtheit im Styl besonders bei der Correspondenz gebraucht worden war, ward im Sommer 1665 durch die Verwendung des Herzogs von Montausier und des Grafen von Saint Aignan aus der Bastille entlassen, wurde Katholik, darauf Proselytenmacher und gewann das Vertrauen des Königs in hohem Grade. Der schlaue Gourville, der sich einige Millionen erworben, hatte seine Papiere und Gelder zu rechter Zeit in Sicherheit gebracht; er hatte überdem, um sich Colbert gefällig zu erweisen, diesem 500,000 Livres für die Staatskasse geliehen. Dies sicherte ihm vorläufig die Freiheit, so daß man ihn nur im Bilde hängen konnte, während er sichs in den Niederlanden, in England und Deutschland wohl seyn ließ, und sogar vom König zu wichtigen diplomatischen Geschäften gebraucht wurde e). Später wurde das Urtheil gegen ihn annullirt und er lebte bis an seinen Tod im Genuß eines großen Vermögens. Die Justizkammer ward erst zwei Jahre später (1666) aufgelöst, nachdem sie die Gefängnisse mit Schuldigen und Unschuldigen angefüllt, Allen, die mit dem Finanzministerium in Geschäftsverhältnissen gestanden hatten, den Prozeß gemacht und ihnen Millionen abgenommen hatte, die in den Schatz flossen, ohne dem Volke zu Gut zu kommen ee). Die-

e) Gourville pag. 386. Er sagt ganz vergnügt: Me voilà donc mon procès fait et parfait à Paris, et Plénipotentiaire du Roi en Allemagne!

ee) De la Hode t. III. p. 164. Wenn Ludwig's Angabe in den Memoiren richtig ist, (Oeuvr. t. II. pag. 45.), so wurden ihnen 25 Millionen Livres abgenommen. Wie weitläuftig diese Untersuchungen

jenigen unter den Richtern, welche für Fouquet's Tod gestimmt hatten, erhielten Belohnungen und Gnadenzeichen. Lefebre d'Ormeßon hatte dem König gesagt: Sire, ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir vorschreiben. Als er zwölf oder fünfzehn Jahre später für seinen Sohn um eine Stelle als Maitre des Requetes anhielt, ward ihm die Antwort: ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir vorschreiben. Auf ähnliche Weise verfuhr man gegen den Präsidenten der Rechnungskammer, von Pontchartrain. Erst nach achtzehn Jahren vergaß man dem Sohne, daß der Vater sich geweigert hatte, für Fouquet's Tod zu stimmen. Bestochen war Pontchartrain gewiß nicht, denn er blieb bis an seinen Tod so arm, daß er sehr beschränkt wohnen mußte, und mit seinem Sohne zusammen nur Einen Wagen halten konnte f).

Ganz unschuldig war Fouquet nicht. Daß er Schriftstellern, wie dem Orientalisten Herbelot, Scarron, Corneille, Lafontaine ff) ihre dürftige Lage erleichterte, möchte eher den Dank der Nachwelt verdienen, wenn es auch aus Eitelkeit geschah. Das zerrüttete die Finanzen gewiß nicht. Andern, z. B. mehreren Parlamentsräthen, gab er auf Befehl des Kardinals, um sie zur königlichen Parthei überzuziehen und ihnen den Muth der Unabhängigkeit zu nehmen. Daß er aber auch sonst eine Menge geheime Pensionen auszahlen ließ, um sich Freunde und Creaturen zu machen, vielleicht auch um

---

waren, davon nur ein Beispiel: In der Sache eines Einnehmers zu Gisors wurden über siebenhundert Zeugen abgehört! Unter den Gebüßten befand sich auch ein Bischof.

f) Oeuvres de St. Simon. Strasb. 1791. t. XI. p. 116. Sa probité fut inflexible aux menaces et aux caresses de Mrs. Colbert, le Tellier et Louvois réunis pour la perte du Surintendant. Dann wie arm die Familie gewesen u. s. w.

ff) Er gab z. B. Lafontaine jährlich 1000 Fr., wofür ihm dieser vierteljährlich als Quittung ein Gedicht geben mußte. Hist. de la vie et des ouvrages de J. de la Fontaine p. C. A. Walkenaer p. 13. La Fontaine blieb seinem unglücklichen Gönner dankbar, als dieser längst nicht mehr im Stande war, Gold zu spenden.

weibliche Gunst zu erkaufen, unterliegt keinem Zweifel, wenn man es auch vor Gericht nicht beweisen konnte oder wollte. Denn gerade dieses Vergehen ist, wahrscheinlich um nicht zu viel Schuldige zu finden, am wenigsten hervorgehoben worden. Selbst dem Minister Lionne hatte Gourville Geld gegeben, von welchem der König nichts wissen sollte g). Auch der Vorwurf, daß er den Betrügereien seiner zahlreichen Untergebenen, die zusammen dem Staate wohl ebensoviel stahlen, als Mazarin, freien Lauf gelassen, trifft ihn schwerlich unverdient, da er hier, wenigstens in der letzten Zeit, wo ihn der König unterstützt haben würde, gewiß in keiner Weise gehemmt war h).

---

g) Gourville reist mit Lionne von Nantes zurück. Je lui dis qu'il pouvoit prendre ses mesures sur ce que tout l'argent que je lui avois donné par son (Fouquet's) ordre depuis deux ans, qui étoit très considérable, ne seroit jamais su. Lionne war dankbar. — P. 330. (Fouquet) me chargea de grosses affaires sous le nom de gens que je nommois, pour avoir lieu de distribuer beaucoup d'argent de sa part, sans que personne en eût connoissance. — P. 329: M. de Brancas étoit assez de mes amis, parceque de temps en temps je lui donnois de l'argent de la part de M. Fouquet, et à bien d'autres aussi. So hatte auch Mazarin's Erbe, der Duc de Mazarin, ein artiges Sümmchen angenommen, er machte es aber wie sein Oheim, er bot dem Könige an, das unrecht erworbene Gut zurückzuzahlen. Darauf antwortet der König den 27. Oct. (Lettres I, 31.) auf Colbert's Bericht: l'explication des vingt mille sous que l'homme, dont vous me parlez, vous a fait payer, et de l'argent qu'il vous a prêté depuis, est très superflue à mon égard, vous connoissant trop bien pour vous croire du nombre de ses pensionnaires.

h) Das sehen wir aus dem ganzen Prozeß, und die Entschuldigung, daß die bestehenden Formen eine genauere Aufsicht unmöglich gemacht hätten, war nichtig. So z. B. sagt Gourville p. 316: M. Fouquet ayant laissé aller son autorité à M. de Lorme son premier commis, au point de ne regarder presque plus ce qu'il lui faisoit signer, le rendit par là maître des gens d'affaires. Daß dies richtig ist, sieht man aus der Geschichte, die Gourville gleich darauf erzählt. Fouquet gehörte zu den Leuten,

Fouquet war strafbar, — sagt Frau von Motteville, die vieljährige Vertraute der Königin Mutter, — wegen großer Verschwendung, er selbst aber war nicht reich, und hatte viel mehr Schulden, als Vermögen. Seine Staatsverbrechen konnten Gebilde der Phantasie seyn: er hatte sie für sich allein begangen, indem er Mährchen (des fables) hinschrieb, bei denen es schwer war, ihn einer bösen Absicht zu überführen, und selbst der Entwurf, der am meisten gegen ihn sprach, war als ein unbedeutendes Concept hinter einem großen Spiegel gefunden worden; daraus konnte man sehen, daß er es nicht für so wichtig gehalten hatte, als es schien. Aber, fügt die gutmüthige Hofdame hinzu, es ist ein großes Unglück, nicht weise seyn, und in die Ungnade seines Königs fallen i).

Die Königin Mutter, die ihm wohl wollte, die seine Schuld glaubte, aber seine Verdienste darum nicht vergaß, die mit Wissen des Königs oft Geld für die Armen von ihm erhalten hatte, bemühte sich vergeblich, sein Schicksal zu mildern; sie konnte nur seinen Kindern eine freundliche Trösterin seyn k). Der Unglückliche betrat im Januar 1665 den

die leben und leben lassen. — Aus dieser und mehreren andern Stellen in Gourville's Memoiren (z. B. p. 327.) ergiebt sich auch, was zu Fouquet's Beurtheilung wichtig ist, daß ein Finanzminister damals nothwendig persönlichen Credit haben, also zugleich der Banquier seyn mußte, und daß man ihn stürzen konnte, wenn man seinen Credit untergrub. Er hing fast ganz von den gens d'affaires ab; wollten diese kein Geld geben, so stand es mißlich, man konnte Niemand bezahlen, und wie häufig diese peinliche Lage eintrat, wie dann der Oberintendant von den ersten Beamten des Reichs gequält wurde, sehen wir aus mehreren Memoiren. — Eine sehr charakteristische, ungesuchte Parallele des geizigen Mazarin und des verschwenderischen Fouquet findet man bei Gourville S. 314 u. f.

i) Mémoires de Mad. de Motteville Coll. de Petitot t. 40. p. 148. Wenn man die Memoiren der Frau von Motteville gelesen hat, so weiß man, daß dies ungefähr das Urtheil der Königin Mutter war.

k) Racine sagt in seinen Fragments historiques, und man kann ihm glauben, wenn er von Ludwig XIV. nachtheilig spricht: Le Roi,

Kerker, in welchem er sterben sollte. Der Commandant von Pignerol, Saint-Mars, ein Mann, der noch härter war, als selbst Louvois, erhielt die strengsten Befehle; Fouquet durfte nie mit irgend Jemand schriftlich oder mündlich Verkehr haben, oder unter irgend einem Vorwande, auch nicht um sich Bewegung zu machen oder frische Luft zu schöpfen, sein Zimmer verlassen; Dinte, Feder und Papier sollten ihm bestimmt verweigert werden; wenn er Bücher verlangte, so sollte ihm St. Mars nur Eins auf einmal geben und das Zurückerhaltene sorgfältig untersuchen. Man gab ihm einen Bedienten, der das Zimmer nie verlassen durfte. Sein Beichtvater durfte nicht immer der nämliche seyn, und der Geistliche, welchen der Commandant dazu wählte, sollte jedesmal

peu avant le jugement de M. Fouquet, dit à la Reine dans son oratoire, qu'il voulait qu'elle lui promît une chose qu'il lui demandait; c'était, si Fouquet était condamné, de ne lui point demander sa grace. Le jour de l'arrêt, il dit chez mademoiselle la Vallière: s'il eût été condamné à mort, je l'aurais laisser mourir. Il avait dit à monsieur de Turenne, der sich, wie auch Condé, dringend für Fouquet verwendet hatte, très-fortement, de ne plus se mêler de cette affaire. Frau von Sevigné, deren Briefe für die Geschichte des Prozesses wichtig sind, weil sie die Personen und die Verhältnisse kannte, schreibt den 11. Dec. 1664 an den Marquis von Pomponne, der später Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde: Foucault va solliciter partout, et fait voir un écrit du Roi, où on lui fait dire qu'il y eût des Juges qui appuyassent leur avis sur la soustraction des papiers; que c'est lui qui les a fait prendre, qu'il n'y en a aucun qui serve à la défense de l'accusé; que ce sont des papiers qui touchent son état, et qu'il le déclare, afin qu'on ne pense pas juger là-dessus. — — Il (der König) disoit l'autre jour à son lever, que Fouquet étoit un homme dangereux; voilà ce qu'on lui met dans la tête. Enfin nos ennemis ne gardent plus aucune mesure: ils vont à présent à bride abattue; les menaces, les promesses, tout est en usage. Man vergleiche Conrart's Aufsatz über den Präsident von Nesmond, in seinen Memoiren S. 271. Einige Jahre später soll sich selbst der König von England für Fouquet verwandt haben.

erst kurz vorher (un moment avant) davon benachrichtigt werden; zu Anschaffung des Meßgeräths gab der König 500 Louisd'or l). Im Juni schlug der Blitz in das Pulvermagazin, wobei viele Menschen umkamen, und in Fouquet's Zimmer die Decke einstürzte. Alles Geräth im Zimmer wurde zerschmettert, nur Fouquet und sein Bedienter, die am Fenster dem Wetter zugesehen hatten, blieben unversehrt. Da er aber jetzt in Pignerol nicht mehr sicher schien, so brachte man ihn auf das Schloß Perouze, wo er mit noch größerer Strenge bewacht wurde. Um das Nachmachen der königlichen Befehle an den Commandanten zu verhindern, hatte Louvois die Vorsicht, jedem Amtsschreiben einige Worte von seiner Hand beizufügen. Allein je strenger seine Wächter waren, desto erfinderischer ward der Gefangene, sie zu täuschen: zum Schreiben nahm er Kapaunenknochen und eine Mischung von Wein und Ruß, ja er bereitete sich sogar eine Dinte, die erst in der Hitze sichtbar wurde. Im August 1666 war die Citadelle von Pignerol wieder hergestellt, und Fouquet wurde sehr geheim in seinen alten Kerker zurückgebracht, wo er sich die Zeit damit verkürzte, seinen Bedienten im Lateinischen und in der Arzneikunde m) zu unterrichten oder

---

l) Die Instruction vom 24. Dec., vom Könige und Le Tellier unterzeichnet, steht bei Delort, Détention des philosophes I. p. 24. So unbedeutend der eigentlich historische Theil in diesem Werke ist, wo selbst die Gallerie de l'ancienne cour als Quelle angeführt wird, so wichtig sind die ungedruckten Schreiben, welche aus dem königlichen Archiv u. s. w. mitgetheilt werden. — Delort glaubt pag. 27 daß Fouquet's Arzt, Pecquet, in der Bastille gestorben sey; das ist aber gewiß nicht wahr, denn im November 1670 entbindet er die Frau von Grignan.

m) Die ganze Familie scheint medicinische Studien getrieben zu haben. Die Mutter hat ein Buch geschrieben: „Recueil des remédes faciles et domestiques", 2 Bände 8, wovon wenigstens acht Auflagen erschienen sind. Während ihr Sohn gefangen saß, heilte sie die Königin Mutter von Krämpfen oder Blähungen. Ueber die Kuren der Frau von Charost macht sich die Sevigné lustig. Sie gaben ihre

Verse zu machen. Weil man ihm kein Papier gab, so schrieb er auf Bänder oder machte sich Papier aus Tischzeug. Man entdeckte es und verdoppelte die Vorsicht: er bekam nur schwarze Bänder, seine Kleider wurden schwarz gefüttert, es ward eine besondere Wäscherin angestellt, welche die Citadelle nicht verlassen durfte, und statt eines Bedienten bekam er zwei, die sich gegenseitig bewachen sollten n). Die List eines Gefangenen ist aber größer als jede Vorsicht. Fouquet wußte Soldaten und Bedienten zu gewinnen und es gelang ihm durch einen jungen Edelmann aus der Provence, Valcroissant, seiner Frau Nachricht von sich zu geben. Auch dies ward entdeckt, und der mitleidige Briefträger zu fünfjähriger Galeerenstrafe verurtheilt o). Erst im Jahr 1672 ward seine Lage etwas erleichtert; es wurde ihm endlich erlaubt, einen Brief seiner Frau zu lesen und zu beantworten. Da es dem Könige beliebt hat, schrieb Louvois am 18. October 1672 an Saint Mars, daß Herr Fouquet den Brief und die Denkschrift seiner Gemahlin sehen soll, so schicke ich sie Ihnen hierbei, damit Sie, den Absichten Sr. Maj. gemäß, ihn beides in Ihrer Gegenwart lesen lassen und ihm sodann, wenn er es wünscht, eine von Ihnen selbst gemachte Abschrift geben nebst einem Blatt Papier, Dinte und Feder, damit er nach

---

Arzneien besonders den Armen, und ihre Wohlthätigkeit mag freilich oft übel genug angebracht gewesen seyn.

n) **Lettre de Louvois, 14. Févr. 1667** bei Delort: **le Roi — — — estime que l'on ne peult mieux faire que ce que vous proposez, d'enfermer avec luy deux valetz qui ne sortiront que par la mort.**

o) Delort I. p. 170. Frau von Sevigné empfiehlt den jungen Mann ihrem Schwiegersohn d. 25. Juni 1670. **Ce pauvre garçon étoit attaché à M. Fouquet; il a été convaincu d'avoir servi à faire tenir à Mad. Fouquet une lettre de son mari; sur cela il a été condamné aux galères pour cinq ans; c'est une chose un peu extraordinaire; vous savez que c'est un des plus honnêtes garçons qu'on puisse voir, et propre aux galères, comme à prendre la lune avec les dents.** Im November d. J. wurde er vom König begnadigt.

einigen Stunden Bedenkzeit in Ihrer Gegenwart seine Willensmeinung darauf setze, worauf Sie mir das Ganze zurückschicken werden, damit ich es dem Könige vorlege und, wenn es Sr. Maj. beliebt, der Frau Fouquet zuschicke." Vermuthlich schrieb Fouquet seiner Frau Einiges, was sich nicht unmittelbar auf ihren Brief bezog, denn als Louvois ihm bald darauf einen zweiten Brief derselben schickte, lies er ihn durch Saint Mars ausdrücklich bedeuten, in seiner Antwort keinen Gegenstand zu berühren, wozu ihn der Inhalt ihres Briefes nicht geradezu auffordere. Zwei Jahre später bekam er die Erlaubniß, zweimal im Jahr einen Brief seiner Gattin zu empfangen und darauf zu antworten, jedoch abermals mit dem Bedeuten, nur über Familienangelegenheiten und im Beiseyn des Commandanten zu schreiben, der ihm jetzt aus besonderer Gnade statt einiger Stunden zwei Tage gönnen durfte, um über das, was er schreiben wollte, nachzudenken. Natürlich gingen alle Briefe erst durch die Hände des Ministers.

Ueberhaupt wurde die Lage des Gefangenen, soviel die strenge Vorsicht, von der man nicht abging, es zu gestatten schien, nach und nach erleichtert. Im Mai 1677 schreibt Louvois aus Tournai, Saint Mars solle Fouquet sagen, daß sein Sohn, der Graf von Vaux, der im Militär angestellt war, sich bei jeder Gelegenheit auszeichne p), und zwei Monate später überschickt der Minister das Gutachten eines berühmten Pariser Arztes, Vezou, über Fouquet's Gesundheit, die Kummer und gänzlicher Mangel an Bewegung, da er seit eilf Jahren buchstäblich seinen Kerker nicht verlassen hatte, natürlich von Jahr zu Jahr immer mehr aufreiben mußten. Erst im November dieses Jahrs erhielt Fouquet die Erlaubniß, einen Tag um den andern zwei Stunden spazieren zu

p) Auch Frau von Sevigné schreibt den 5. Aug. 1676: Aire est pris. Mon fils me m[illegible]e mille biens du Comte de Vaux, qui s'est trouvé le premie[illegible] partout. Aus einem Briefe vom 1. Juli desselben Jahrs, wo Frau von Sevigné ihren kurzen Besuch in Vaux schildert, sehen wir, daß Fouquet's ältester Sohn wieder im Besitz war; der alte Glanz war freilich erloschen.

gehen, und zwar nur aus folgender zufälligen Veranlassung. Der ehemalige Günstling des Königs, Graf von Lauzun, hatte die Neigung der dreiundvierzigjährigen, reichen Mademoiselle de Montpensier, einer Enkelin Heinrich's IV., in so hohem Grade gewonnen, daß sie ihm ihre Hand bot. Schon hatte Ludwig XIV. eingewilligt, die Verlobten hatten die Besuche der Glückwünschenden erhalten, und Lauzun war einen ganzen Tag Herzog von Montpensier gewesen, als plötzlich, wahrscheinlich auf die Vorstellungen der Minister, daß eine solche Mißheirath die Würde des Throns verletze, der König seine Einwilligung zurücknahm (den 18. Dec. 1670). Lauzun ertrug den Schimpf mit verbissenem Grimm und blieb noch ein Jahr am Hofe, wie es schien, fortwährend in Gunst. Ganz unvermuthet, ohne daß der König eine Silbe über die Veranlassung sprach, wahrscheinlich aber, weil er sich heimlich mit der Prinzessin von Montpensier vermählt hatte, wurde er als Staatsgefangener nach Pignerol abgeführt. Da dieser nun den Wunsch äußerte, zuweilen spazieren gehen zu dürfen, so erinnerte sich der König auch des unglücklichen Fouquet, und hatte die Gnade, Beiden die Erlaubniß zu geben. Sie durften sogar, wenn der Commandant dabei war, zusammen spazieren gehen, sich mit Gespräch oder unschuldigem Spiel die Zeit vertreiben, und der freien Aussicht in die Umgegend genießen. „Ich antworte Ihnen, schreibt Louvois den 27. Nov. 1677, im Augenblick, wo ich Ihren Brief erhalte, damit Sie nicht zögern, Ihre Gefangenen den Trost, den ihnen die Frömmigkeit Sr. Maj. zu bewilligen geruht, genießen zu lassen.“ Er wartet nicht einmal die Post ab, mit der er am nämlichen Tage noch einmal an Saint Mars schreibt, um Fouquet eine Büchse mit Thee zu schicken, dessen Gebrauch ihm der Arzt verordnet hatte q). Ueberhaupt sieht man aus der ganzen

q) Es ist merkwürdig, daß damals in ganz Paris kein Thee zu bekommen war. Louvois schreibt d. 28. Oct. 1677: **Ayant vu, par la lettre de M. Fouquet, qu'il désiroit, qu'on lui envoyât du thé, j'ai chargé le sieur Vezou d'en choisir; il m'a donné ce**

amtlichen Correspondenz dieses Ministers, der mit unermüdlicher Thätigkeit über die geringfügigsten Dinge, selbst über die neuen Kleider Fouquet's und seiner Bedienten, Befehle ertheilt, daß die Gefangenen ihm durchaus keine Personen sind, die er hassen oder bemitleiden könnte; er will nichts als ihre völlige Sicherheit und thut daher ebensowenig etwas zur Erleichterung als zur Verschlimmerung ihrer Lage. Der Commandant genießt zwar sein ganzes Vertrauen, wie er denn auch später den Gefangenen mit der eisernen Maske zu bewachen hatte, demungeachtet wird er in allen Schreiben nur als stummes Werkzeug betrachtet, dem der geringste Schritt genau vorgezeichnet wird. Wir wollen nur ein ganz kurzes Schreiben als Beispiel geben: „Ich schicke Ihnen mit der heutigen Post (den 27. Nov. 1677) eine bleierne Büchse mit Thee für Herrn Fouquet. Wiewohl ich nicht glaube, daß etwas anderes darin ist, so ist es doch gut, alle mögliche Vorsicht anzuwenden, um zu verhindern, daß man ihm auf diesem Wege etwas zukommen lasse. Dies nöthigt mich, Ihnen zu sagen, daß Sie diese Büchse in das Zimmer des Herrn Fouquet tragen müssen, um allen genannten Thee in ein anderes Gefäß zu schütten, worauf Sie die bleierne Büchse und das Papier, welches darin seyn könnte, wieder mitnehmen werden, so daß ihm nichts bleiben kann, was es auch sey, als genannter Thee."

Bald nach dieser Zeit bildet sich selbst eine Art von Verhältniß zwischen Louvois und Fouquet. In einem Schreiben an Saint Mars vom 26. Dec. heißt es: „Ich bitte Sie, in meinem Namen Herrn Fouquet für alle seine Artigkeiten (honnêtetés) meinen Dank abzustatten," während er früher dem Commandanten verboten hatte, ihm Fouquet's Komplimente auszurichten. Im April des nächsten Jahres erhält Saint

---

matin celui qui se trouve dans le pacquet ci-joint, qu'il avoit chez lui et qui est très bon, duquel il fait un présent à M. Fouquet. Il ne s'en trouve point à Paris, mais il prendra soin d'en faire venir d'ailleurs.

Mars die Erlaubniß, ihm Neuigkeiten mitzutheilen; denn früher durfte er schlechterdings von nichts hören, als von den Siegen des Königs; im Juni erbittet sich der Minister vom Staatsgefangenen das Recept zu dem Augenwasser, welches man Casselunette nenne, und im December tritt er sogar, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, mit Fouquet in Briefwechsel. Ich schicke Ihnen, schreibt Louvois dem Commandanten aus Saint Germain den 23. Dec. 1678, einen Brief von mir an Herrn Fouquet. Dem Willen des Königs gemäß werden Sie ihm denselben verschlossen, wie Sie ihn finden, übergeben, Dinte, Papier, ein Pettschaft und Siegellack in sein Zimmer tragen, und ihn dort allein lassen, damit er mit Bequemlichkeit darauf antworten kann, und dann werden Sie mir den Brief, den er Ihnen für mich geben wird, ganz versiegelt (toutte fermée) zuschicken. Da der König für gut findet, daß er in Zukunft, so oft er es wünscht, an mich schreibe, so werden Sie ihm soviel Papier, Dinte und Siegellack geben, als er verlangt. Sie werden ihm das Pettschaft, das er bei dem ersten Brief an mich gebraucht haben wird, lassen, und wenn er Ihnen Briefe an mich giebt, sey es versiegelt oder offen, so werden Sie mir dieselben in demselben Zustande, wie er sie Ihnen giebt, überschicken. So ist der Wille des Königs." — Was dieser Brief und Fouquet's Antwort enthalten habe, ist nicht bekannt, indeß muß der Inhalt wichtig gewesen seyn, weil Fouquet's Lage unmittelbar nachher durch eine neue Instruction vom 20. Jan. 1679 sehr wesentlich erleichtert wird. Er darf, so oft er will, an seine Familie schreiben, mit der Einschränkung, daß die Briefe dem Minister überschickt werden, der sie liest und dem Könige Bericht erstattet. Fouquet und Lauzun dürfen den ganzen Tag zusammen seyn, zusammen essen, mit den Offizieren sich unterhalten, und Fouquet, von dem der König glaubt, daß er weniger im Stande sey, als Lauzun, an Flucht zu denken, darf sogar in Begleitung eines Offiziers in der ganzen Citadelle umhergehen; sie dürfen ohne Einschränkung Bücher und Zeitungen lesen. „Aus allem Obigen, fährt

Louvois fort, wird Herr von Saint Mars begreifen, daß Seine Majestät zwar aus Mitleid über die lange Strafe dieser Herren ihnen gern ein milderes Gefängniß zugestehen will, daß es aber fortwährend sein Wille ist, daß sie nur auf seinen Befehl aus dem Gefängniß entlassen werden können; genannter Herr von Saint Mars wird also bei allen Vergnügungen, die er ihnen bewilligt, vor allen Dingen jederzeit auf die Sicherheit ihrer Personen Rücksicht nehmen. Es ist möglich, daß Se. Maj. in einigen Monaten bewilligt, daß Leute aus der Stadt ihnen Gesellschaft leisten, sogar daß ihre Verwandten sie besuchen, namentlich die Frau und die Kinder des Herrn Fouquet, aber Se. Maj. wünscht nicht, daß hierin irgend etwas geschehe, ohne Ihren ausdrücklichen Befehl, noch daß Herr von Saint Mars ihnen sage, daß er von der Gnade, welche Se. Maj. ihnen zu bewilligen geneigt ist, unterrichtet sey, bis Se. Maj. ihm erlaubt, sie davon in Kenntniß zu setzen.“ Zum Beweise, daß der König mit seinem Diensteifer zufrieden sey, erhielt Saint Mars, dessen Gehalt schon im Anfange bedeutend erhöht worden war, ein Geschenk von 15,000 Livres.

Endlich im Mai desselben Jahrs erlebte Fouquet noch die Freude, die Seinigen, die er siebenzehn Jahre entbehrt hatte, wieder um sich zu sehen. Sein ältester Sohn, der Graf von Vaux, überbrachte dem alten Vater selbst die freudige Nachricht, daß seine Gattin, seine Kinder und sein jüngster Bruder, Fouquet von Mezières, die Erlaubniß erhalten hatten, ihn, so lange sie wollten, zu besuchen und ohne Zeugen bei ihm zu seyn; seiner unverheiratheten Tochter wurde ein Zimmer ganz in der Nähe ihres Vaters eingeräumt, und seine Frau durfte sogar wieder Tag und Nacht das Zimmer mit ihrem Gatten theilen. Nur ward ihm nochmals bedeutet, keinen Brief abzuschicken, den der Minister nicht vorher gelesen habe. Ueberhaupt blieb aller sonstiger Verkehr fortwährend auf die Einwohner von Pignerol beschränkt, so daß der Commandant einen Verweis erhält, weil er dem berühmten Le Notre, der Fouquet's Gärten in Vaux angelegt, er-

laubt hatte, seinen ehemaligen Gönner zu besuchen. Obgleich nichts gleichgültiger ist, schreibt Louvois den 25. Dec. 1679, als daß Herr Le Notre Ihre Gefangenen gesehen oder nicht gesehen hat, so glaube ich Ihnen doch wiederholen zu müssen, was ich Ihnen bereits gemeldet habe, daß die Befehle des Königs Ihnen dergleichen Freiheiten nicht gestatten, und die etwaigen Besuche nur auf die Offiziere und Einwohner der Stadt und Festung Pignerol beschränken, wonach Sie Sich in Zukunft gefälligst richten werden." Besonders sorgfältig wurden fortwährend die Jesuiten von ihm entfernt gehalten, die er als Oberintendant eben so sehr begünstigt haben soll, als sie von Mazarin mit mißtrauischen Augen angesehen wurden r). — Um diese Zeit entzweite sich Fouquet mit Lauzun, und Saint Mars hatte dies gemeldet mit der listigen Frage, ob er suchen solle, sie wieder zu vereinigen. „Ich sehe nichts, antwortet Louvois den 24. Jan. 1680, was Sie verpflichtete, sie zu versöhnen, besonders da Sie nichts beigetragen haben, sie zu entzweien; es kann daher nur zweckmäßig seyn, diese Feindschaft fortdauern zu lassen. Inzwischen rathe ich Ihnen, sie zu benutzen, um zu erfahren, was die Herren Fouquet und Lauzun gegenseitig von ihren Absichten entdecken können."

Fouquet genoß die Freude, wieder unter den Seinigen zu leben, nur kurze Zeit. Er starb schon den 23. März 1680, mit den Gesinnungen eines Büßers. Sein ältester Sohn brachte seine Papiere, zum großen Verdruß des Ministers, in Sicherheit. „Sie haben Unrecht gehabt, schreibt er den 8. April an Saint Mars, zu leiden, daß Herr von Vaux die Papiere und Verse seines Herrn Vaters mitgenommen hat, und Sie hätten das in seinem Zimmer müssen verschließen lassen, um davon, wie Seine Majestät es befehlen würde, Gebrauch zu machen" s).

r) Guy Patin den 21. Sept. 1661: Les Jésuites sont bien fâchés de sa perte, il étoit leur grand Patron. Ils ont tirés de lui plûs de six cents mille livres depuis peu d'années.

s) Delort I. pag. 318. — In den Vies des hommes illustres de France t. V. steht eine Biographie Fouquet's von Auvigny, deutsch

Fouquet's Leichnam wurde seiner Wittwe, nachdem sie die Erlaubniß dazu vom Könige erhalten hatte, auf einen Befehl Louvois's vom 9. April 1680, ausgeliefert und nach Paris geführt, wo er den 28. März 1681 in der Kirche des St. Marienklosters, welchem sein Vater 4000 Livres vermacht hatte, in derselben Gruft, in welcher dieser ruhte, beigesetzt wurde. Seine Mutter überlebte ihn noch; sie starb 1681, ein und neunzig Jahr alt.

Nach den von Delort aus dem königlichen Archiv mitgetheilten Aktenstücken geht unwidersprechlich hervor, daß Fouquet im Gefängnisse gestorben ist. Unbegreiflich ist es daher, wie Voltaire behaupten konnte, die Gräfin von Vaux, also die Gemahlin des Grafen von Vaux, in dessen Armen der Vater gestorben war, habe ihn versichert, Fouquet sey einige Zeit vor seinem Tode in Freiheit gesetzt worden. Man sieht, wie wenig ihm selbst in solchen Dingen zu trauen ist, wo man meinen sollte, er hätte die allerbesten Quellen vor sich. Aber fast noch unbegreiflicher scheint die Art, wie Gourville über Fouquet's Tod spricht. Man sieht daraus zugleich, wie ungemein vorsichtig man beim Gebrauche selbst der besten französischen Memoiren zu Werk gehen muß. Gourville sagt nemlich S. 461 der Ausgabe von Petitot und Monmerqué, nachdem er mehrere Begebenheiten des Jahrs 1672 berichtet hat, die mit Fouquet's Schicksal nicht im entferntesten Zusammenhange stehen, „als Herr Fouquet einige Zeit nachher in Freiheit gesetzt worden war, erfuhr er mein Benehmen gegen seine Frau Gemahlin, der ich über 100,000 Livres geliehen hatte zu ihrem Lebensunterhalt, ihrem Prozeß (pour sa subsistance, son procès) und selbst um einige Richter zu gewinnen, wie man sie hätte hoffen lassen. Nachdem er mir

---

in Meusel's französischer Biographie. Meusel bittet, da dieses Werk eine für Nichtgelehrte unterhaltende Leserei seyn solle, nicht streng zu urtheilen, und die französischen Verzierungen, wodurch eine Begebenheit bisweilen von ihrer Wahrheit verliere, nicht so zu rügen, wie in einem historisch-kritischen Buche.

geschrieben hatte, um mir dafür zu danken, gab er dem Herrn Präsidenten von Maupeou, der sein Verwandter und mein Freund war, den Auftrag, mir vorzuschlagen, im Fall meine Vermögensumstände so gut wären, als man ihm gesagt hätte, die hundert und soviel tausend Livres, die ich zu fordern haben könnte, seinem Sohne, dem Herrn von Vaux, zu schenken, was ich sehr gern that, und worüber ich bei meiner Ankunft eine Schrift ausstellte." Hat Gourville das wirklich geschrieben, so hat er geradezu gelogen. Denn aus einem der Amtsschreiben, welche Delort aus dem königlichen Archiv mittheilt, sehen wir, daß Gourville im Jahr 1679, also sieben Jahre nachher, an Fouquet ins Gefängniß schreibt und von diesem aus dem Gefängniß eine Antwort erhält t). Er mußte also wissen, daß Fouquet damals noch gefangen saß, was ihm auch ohnedies nicht unbekannt seyn konnte, da er mit Fouquet's Verwandten und Freunden, z. B. mit dem Präsidenten Maupeou und Frau von Sevigné, deren Briefe beweisen, daß sie von Fouquet's Schicksal bis zu seinem Begräbniß im Jahr 1681 wohl unterrichtet war, fortwährend in einem vertrauten Verhältniß blieb. Ferner mußte er wissen, daß nicht Frau sondern Herr Fouquet einen Prozeß gehabt hatte, und daß die Kosten dieses Prozesses aus der Staatskasse, oder, wenn man will, aus Fouquet's Vermögen bestritten worden waren. Gesetzt aber auch, dies wäre ein Schreibfehler und es sollte heißen: sa subsistance pendant oder durant son procès, so wäre die erste Angabe über Fouquet's Schicksal allein hinreichend, hier eine gänzliche Verfälschung des Textes anzunehmen. Man weiß nemlich, daß Gourville's Memoiren, die zuerst 1724 erschienen, von einem seiner Verwandten, dem Abbé Foucher, redigirt worden sind, und man weiß auch, was man unter diesem Worte

---

t) Delort I. p. 290: J'ai vu par une réponse que M. Fouquet a faite à M. de Gourville, laquelle M. du Fresnoy m'a remise, que vous avez donné une lettre de M. de Gourville à M. Fouquet etc.

„redigirt“ zu verstehen hat. Dieser Abbé dünkte sich, wie das einem französischen Abbé jener Zeit leicht begegnete, klüger und corrigirte hie und da nach Gutdünken. So hat er denn mehrere recht arge Schnitzer hineincorrigirt und z. B. unter dem Jahr 1669 den neunundzwanzigjährigen Herzog von Orleans mit dem einjährigen Herzog von Anjou verwechselt. Mehrere Fehler dieser Art sind zwar in der zweiten Ausgabe von 1782, die Petitot und Monmerqué nur abgedruckt haben, berichtigt, indeß wird ein neuer Herausgeber, der die Sache nicht fabrikmäßig betreiben will, hier wie anderwärts noch Manches zu thun finden.

Schon in der Bastille, noch mehr in den trauervollen Jahren zu Pignerol, fand Fouquet seinen höchsten Trost im Christenthum u), und las fleißig in der Bibel, besonders in den Sprüchen Salomonis. „Seit ich dieses Buch besitze, sagt er selbst von sich, geht auch in meiner schrecklichen Einsamkeit die Zeit mir schnell vorüber.“ Eine Frucht dieser Beschäftigung ist das kleine Werk, welches unter dem Titel Lehren der Weisheit (Conseils de la sagesse ou le recueil des maximes de Salomon, les plus nécessaires à l'homme pour se conduire sagement, avec des réflections sur ces maximes) zuerst 1683 und dann in mehreren Aufla-

u) Es ist interessant, mit den Stellen, wo der Historiker Voltaire über Fouquet spricht, zu vergleichen, was der Poet Voltaire über ihn urtheilt. Zugleich sieht man, wie ungern er das Wort Christ in den Mund nimmt. Er sagt in einer Epistel an den Abbé Servien:

Le philosophe est libre dans les fers;
Ainsi Fouquet, dont Thémis fut le guide,
Du vrai mérite appui ferme et solide,
Tant regretté, tant pleuré des neuf soeurs,
Le grand Fouquet, au comble des malheurs,
Frappé des coups d'une main vigoureuse,
Fut plus content dans sa demeure affreuse,
Environné de sa seule vertu,
Que quand jadis, de splendeur revêtu,
D'adulateurs une cour importune
Venoit en foule adorer sa fortune.

gen erschienen ist. Dieses Büchlein, im düstern Kerker verfaßt von einem Manne, der die Eitelkeit der Welt besser kennen gelernt hatte, als Salomo, gehört in seiner schlichten Einfalt, die jeden Prunk der Rede verschmäht, zu den wenigen wahrhaft erbaulichen Schriften dieser Art. Wie konnte er auch anders als wahr und eindringlich reden, wenn er sich, getrennt von Allem, was ihm theuer war, todt für diese Welt und eine bessere hoffend, die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Sinnenlust, wenn er sich die Freunde dachte, die an unserm Tische essen und von unserm Wein trinken und zu dem Unglücklichen sprechen: wir kennen dich nicht!

Seine Söhne kamen später, nachdem sie lange in großer Dürftigkeit gelebt hatten v), wenigstens zum Theil wieder in den Besitz der väterlichen Güter, und unter seinem glorreichen Enkel, dem Marschal Herzog von Belle-Isle, kehrte der Glanz und die Lust noch einmal in Fouquet's Hause ein.

---

v) Oeuvres de St. Simon, Strasb. 1791. tom. IX. unter Belle-Isle und Charost.
Zum Schluß wird noch bemerkt, daß Pelißon's Schriften (Oeuvr. div. Paris 1735, 3 Bde., 8), zwei bis drei Notizen ausgenommen, durchaus keine Aufschlüsse geben.

Ueber Meyer's Geschichte der Schweiz. *)

Der erste Theil dieses Buchs ist schon vor einigen Jahren erschienen, die Anzeige desselben würde das historische Publikum auf keine neue Erscheinung aufmerksam machen; der Verfasser dieser Anzeige beschränkt sich daher auf den zweiten, und auch diesen wagt er nicht eigentlich zu beurtheilen, weil zu einem gründlichen Urtheil über das Buch eine ganz genaue Kenntniß aller Schweizerischen Verhältnisse nöthig wäre. Nichts destoweniger glaubt er den Freunden wahrer und einfacher Geschichte und einer gediegenen praktischen Weisheit einen Dienst zu thun, wenn er sie auf den Hauptabschnitt dieses zweiten Bandes, auf die Geschichte der Zeit von 1790 bis auf unsere Tage, aufmerksam macht. Von Seite vierhundert und fünfundsiebenzig bis zu Ende des Bandes behandelt Hr. Meyer die neuesten Geschichten genau und ausführlich. Der Verfasser dieser Anzeige will nur hie und da Einiges ausheben oder andeuten, eine genauere Beurtheilung nebst Berichtigungen und Zusätzen hofft er einmal von Herrn Oberst Wurstenberger in Bern zu erhalten, den er als einen gründlichen Geschichtskenner überhaupt und besonders als einen der Schweizergeschichte durchaus kundigen und dabei unpartheiischen Mann hat kennen lernen. Man darf daher nichts Anderes erwarten, als eine Anzeige der Stellen, die den Verfasser dieser Anzeige besonders angezogen haben,

*) Handbuch der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft von Ludwig Meyer von Knonau, Rathsherrn in Zürch. 1r Band 534 S. 1826. 2r Band 804 S. 1829.

oder Belehrungen enthalten, auf welche er seine Leser aufmerksam machen möchte. Er eilt um so mehr, dieses erste gründliche Werk über die Revolutionsgeschichte der Schweiz anzuzeigen, als er weiß, daß das elende Buch von Raoul Rochette (Histoire de la république Helvétique) nicht allein in Frankreich so viele Leser gefunden hat, daß es schon mehrmals aufgelegt ist, sondern auch in Deutschland einen Uebersetzer, Leser und sogar, woran es dem Seichten nie fehlt, Bewunderer. Wäre es nicht bekannt, daß gleich den Systematikern und Sophisten, auch Rhetoren und Schwätzer, die einigen Ruf erlangt haben, in eben dem Grade dreister sind, als ihre Unwissenheit größer ist, so würde man erstaunen müssen, wie ein Mitglied der französischen Akademie, wie Herr Raoul Rochette, die Unverschämtheit haben konnte, über ein Land, von dem er so wenig kannte, und über eine Geschichte, von der er gar nichts wußte, gleich hinter einander zwei dicke Bücher zu schreiben (die Briefe und die Geschichte). Weil das Buch des Franzosen eigentlich gar keinen Inhalt hat, wohl aber sich mit einer rhetorischen Form brüstet, die einen Schatten umkleidet, so läßt es sich allerdings leichter flüchtig durchlaufen, als das Buch des Herrn Meyer, das langsam und aufmerksam gelesen seyn will; dafür gewährt aber auch das Letztere eine sichere und ächte Belehrung. Der Deutsche oder Schweizer, der es in die Hand nimmt, wird eine kleine Anstrengung nicht scheuen. Charakterschilderungen und Gemälde darf man hier nicht suchen, dagegen findet man einen gediegenen und unpartheiischen Bericht aller einzelnen Umstände. Läugnen wollen wir übrigens damit keineswegs, daß Herr Meyer nicht hie und da etwas mehr hätte thun können, um die Einsicht, Uebersicht und die Erkenntniß des Allgemeinen im Besondern zu erleichtern. Die Sprache und der Ausdruck ist würdig und rein. Nur einmal ist dem Verfasser dieser Anzeige eine Schweizerische Redensart vorgekommen, die er nicht versteht, und von der er noch jetzt nicht weiß, ob dadurch Lob oder Tadel ausgedrückt werden soll. Es heißt bei Gelegenheit des Hirtenhemdli-Kriegs oder des Aufstandes in

den kleinen Kantonen, im Mai 1799: „Ihr Anführer, der als Geschichtschreiber seines Landes und als Mensch gleich verstiegene Vincenz Schmid."

Ueber die Schwierigkeit seines Unternehmens spricht sich der Verfasser selbst in der Vorrede dieses zweiten Theils ganz bestimmt aus; und in der That, es gehört großer Muth dazu, in einem kleinen Lande zwischen den beiden äußersten, noch immer sich feindselig gegenüber stehenden Partheien hindurch einen Weg zu finden, auf dem man nicht von beiden Seiten, bald von der Linken, bald von der Rechten her, mit Steinen getroffen wird. Er selbst sagt, Vorrede Seite IV: Ganz kennt er (der Verfasser) die Schwierigkeiten, die es vornämlich in Republiken, für einen Zeitgenossen, besonders für einen im Dienst des Staats stehenden Mann hat, nach seiner Ueberzeugung und treu Begebenheiten von dieser Art zu schildern, während daß viele der Handelnden noch jetzt leben und in ausgebreiteter Wirksamkeit stehend mit ihm in naher Berührung sich befinden, auch ein zahlreiches, bedeutendes Publikum durch seine Aeußerungen betroffen wird. Wie bedenklich die Oeffentlichkeit der Urtheile über Staatsangelegenheiten, über Geschichte und Personen noch in diesem Augenblicke wegen des ganz eigenen Verhältnisses der Regierten zu den Regierenden, zu den auswärtigen Mächten und den verbrüderten Nachbarn seyn muß, sieht man aus den Worten der Vorrede, in denen von einer Censur dieses ganz ernsten und wissenschaftlichen historischen Werks die Rede ist. Der Verfasser dankt dort dem verstorbenen Staatsrath Hirzel dafür, daß er als Censor des Buchs, beauftragt, Alles genau zu prüfen, ihm nichts gestrichen, was seiner Meinung und Ansicht entgegen sey, sondern ihn nur auf einige historische Irrthümer oder Versehen aufmerksam gemacht habe. Wie? Ein Zürcher Rathsherr muß ein Buch, das keine Flugschrift ist, censiren lassen, und dankbar seyn, wenn der Censor nicht mit ihm zankt, daß er nicht seiner Meinung und Ansicht ist? Davon wissen wir in den monarchischen Staaten Deutschlands, etwa drei oder vier ausgenommen, durchaus nichts.

Gilt denn in der Schweiz das Recht und das Vergnügen, seine Meinung unter dem Vorbehalt gerichtlicher Verantwortung aussprechen zu dürfen, nicht für den größten Vorzug des freien Mannes? Glaubt man dort noch immer, daß physisches Wohlbehagen, bequeme Ruhe ein größeres Gut sey als freie Bewegung und der hohe geistige Genuß unbeschränkter Mittheilung der Gedanken? Daß es bei der Heftigkeit der schweizerischen Naturen, bei den ganz eigenthümlichen Verhältnissen der Obrigkeiten zum Volke und der Kantonalregierungen zu einander rathsam seyn mag, auch über Schriften, die einen lehrenden und wissenschaftlichen Zweck haben, zu wachen, wollen wir nicht läugnen, betrübend ist eine solche Censur auf jeden Fall. Das, was neulich mit Monnard und mit Zschokke vorgefallen ist, mag recht oder unrecht seyn, darüber wollen wir uns kein Urtheil anmaßen, allein es offenbart sich auf jeden Fall darin eine unfreie Polizei und eine Verfolgungssucht, welche eine solche Aengstlichkeit, wie sie Herr Meyer zeigt, hervorbringen und den Kampf für Recht und Wahrheit verbittern muß. Herr Meyer nämlich fügt den angeführten Worten noch hinzu, daß er Manches geschrieben hatte, was er nachher austilgte, weil ihm der Prof. Escher nach Durchlesung der Handschrift zurief: haec differ et in praesens tempus omitte. Je gefährlicher es unter diesen Umständen ist, die Wahrheit zu sagen, desto mehr Lob verdient der Verfasser, daß er selbst an den Stellen, wo von den Händeln im Kanton Zürch die Rede ist, sich so frei ausspricht und nichts Wesentliches verschweigt oder zurückhält. Daß er bedachtsam, ernst und weise zwischen den äußersten Enden die Mitte zu halten sucht, und die ruhige Sprache des philosophischen Beobachters der Heftigkeit der Partheiwuth entgegen setzt, wird man gleich aus den einleitenden Worten, wo von dem Zustande der Schweiz kurz vor den Zeiten der französischen Revolution die Rede ist, schließen können. Bekanntlich rühmt die eine Parthei, blos auf äußere Behaglichkeit, physisches Wohlseyn, Friede und Ruhe achtend, diese Zeit als die glücklichste, während die Andere die Ungleichheit der Verhält-

nisse, sowie der politischen Rechte und Vorzüge, die hie und da noch bestehende Leibeigenschaft, Monopole und andere Vorzüge des einen Theils der Bürger eines freien Staats zum Nachtheil des andern betrachtend, denselben Zeitraum verdorben und unglückschwanger schilt. Der Verfasser zeigt in dieser Beziehung mit wenigen Worten, wie die Schweiz in dem genannten Zeitraum von den Übeln, welche die deutschen und andern monarchischen Staaten drückten, von Despotie der Regenten, Minister und Lieblinge, vom Drucke der Abgaben und der stehenden Heere und von andern Uebeln frei war; dann fährt er fort: „Daher priesen Zeitgenossen, die auch unser Jahrhundert ehrt, jene Jahre als einen glücklichen, die Ausbildung und die Künste des Friedens befördernden Zeitraum, da hingegen andere, nicht weniger berühmte Männer, sie jetzt als eine Zeit der Ausartung betrachten; denn jene Vorrechte des Alleinhandels, des Innungswesens, der geschlossenen Bürgerrechte, waren noch fester und gleichsam Bestandtheile des Staatsgebäudes geworden. Das Volk genoß außer den demokratischen Kantonen nur einer sehr geringen politischen und in den Kantonen, wo die mannigfaltigen Vorrechte herrschten, überdieß einer sehr beschränkten bürgerlichen Freiheit. Es glich einem gut genährten, wohlgehaltenen Kinde, dessen Thätigkeit aber ganz unter Vormundschaft steht, oder noch vielmehr den damaligen Colonien der europäischen Seestaaten. In den regierenden Hauptstädten herrschte bei vielen eine Art Adelvorurtheil und mancher ganz geringe Bürger hielt sich von Geburt viel höher, als den Schultheißen oder Bürgermeister einer Munizipalstadt."

Beim Uebergang zu den Begebenheiten selbst wäre zu wünschen gewesen, daß Herr Meyer, um die Verbindung der besondern Geschichte, welche er behandelt, mit der allgemeinen zu zeigen, und die Verknüpfung der Begebenheiten unter einander zu erleichtern, über die Verhältnisse der Aristokratien gewisser Kantone zu der französischen Regierung, über einen Diesbach und Bachmann, über die Verhältnisse dieser und anderer angesehenen Schweizer zu den Emigranten und den

Versuchen einer Gegenrevolution, sowie über die Zusammensetzung des sogenannten Schweizer Clubbs in Paris und über die Charaktere der Mitglieder Bemerkungen mitgetheilt, und auf dasjenige, was in dem Aufsatze in Posselt's Annalen von 1798 im zweiten Heft S. 148. gesagt wird, zur Aufhellung der Ursachen der Erbitterung mancher heftigen Republikaner gegen die Schweizer Regierungen Rücksicht genommen hätte. Wir hätten dadurch unstreitig manche neue Notizen gewonnen, die sich in dem angeführten Aufsatze nicht finden, und manche Winke erhalten, die für die allgemeine Geschichte nützlich wären. Der Schweizer Clubb in Paris wird von einem der demokratischen Kantone (von Uri) nach Seite 493 in einem Staatsschreiben die neue Staatssecte benannt, deren Auslieferung die Schweizer-Regierung nach der Bundesakte von Frankreich hätte fordern können, um ihr verführerisches Schlangenhaupt zu zertreten. Wenn der Verfasser die angedeuteten Punkte gar zu kurz berührt oder auch ganz übergeht, so werden dagegen die bekannten Vorspiele dieser gänzlichen Veränderung aller Verhältnisse der Schweiz der Reihe nach aufgeführt und durchaus unpartheiisch beurtheilt. Zuerst ist die Rede von den Bewegungen in dem zum deutschen Reiche gehörigen Theile des Bisthums Basel, durch welche die spätere Einverleibung vom Erguel, Biel und überhaupt der ehemals mit der Schweiz verbundenen Theile des Bisthums, die bei der Auflösung des Kaiserreichs wieder davon getrennt wurden, herbeigeführt ward. Wir hätten gewünscht, der Verfasser hätte ganz kurz in einer Note angedeutet, wie die Nauracische Republik zum Departement des Mont Terrible wurde und wie dieses Departement nachher wieder verschwand; daß es geschah, hät er im Text selbst gesagt, sowie, daß der Berg Teri, um den Namen tönender zu machen, zum Mont Terrible umgeschaffen ward. Herr Zschokke in seinem Büchlein über die Schweizergeschichte ist etwas ausführlicher. Herr Rengger, dessen sich Zschokke annimmt, wie ihn noch neulich der Schweizerische Beobachter (Nr. 47. den 20. Nov. 1829) bei einer andern

Gelegenheit gegen Herrn Meyer versicht, spielt bei diesen Auftritten als Hofrath und geheimer Sekretär des Bischofs, dann als Sachführer der Stände eine sehr verdächtige Rolle, so unverständig sich auch sein Bischof immer benehmen mochte. Sein berüchtigter Oheim, der sich der Sache, die der Neffe verfocht, in Paris annahm, würde jede Sache beschimpfen, die sich seines Schutzes erfreute, und jeden Mann, der sich an ihn anschlösse, verdächtig machen, mag er aus Feigheit oder aus Niederträchtigkeit Gott verläugnet haben. Es ist der verächtliche Göbel, der sich erst zum Bisthum von Paris drängt, und dann mit Chaumette, Cloots und Consorten durch die schändliche Scene im Nationalconvent, wo er die christliche Religion öffentlich verläugnet, selbst Danton und Robespierre ärgert. Welche traurige Vorbedeutung für die Wirksamkeit des Neffen, daß er, vorher in Diensten des Bischofs, um zu seinem Zwecke zu kommen, mit dem Oheim gemeinschaftliche Sache machen muß, der in Rom erzogen und gebildet, erst vom Bischof von Basel zu seinem Weihbischof und zum Bischof in partibus gemacht, dann in dessen Geschäften nach Paris gesandt wird, und hier erst seinen Bischof, dann Christum schamlos verläugnet!! Wir haben diese Bemerkung, die Herr Meyer nicht gemacht hat, unmöglich unterdrücken können, damit man aufmerksam darauf werde, daß die Frevel, deren man die Freunde der Freiheit anklagt, mehrentheils von solchen Leuten begangen werden, die unter andern Umständen gefällige Diener der geistlichen und weltlichen Tyrannei gewesen wären, wenn es ihrem unruhigen Ehrgeiz und ihrer Sucht, überall das Wort zu führen, gedient hätte. Zu diesen Leuten gehören in der Geschichte der Unruhen in der Schweiz offenbar Rengger, Ochs, Dolder, und auch Rüttimann verliert durch den Contrast der Rolle, die er Anfangs spielte, mit seinem späteren Benehmen schon die Achtung der Zeitgenossen, geschweige der Nachwelt.

Es folgen bei Herrn Meyer die Genfer Unruhen und die Bewegungen im Waadlande. Dieser Theil ist offenbar dunkel und für die Uneingeweihten schwer verständlich; auch

hat der Verfasser die Vereinigung von Mühlhausen und von Genf mit der französischen Republik viel zu kurz berührt; denn das Ausführliche gehörte ganz wesentlich in die Schweizergeschichte, wäre es auch nur wegen der endlichen Lösung aller Knoten im Jahr 1814. Die Streitigkeiten im Kanton Zürich, sowohl die sogenannten Memorial-Händel, als die Stäfa-Händel, werden kurz und unpartheiisch auf eine solche Weise berichtet, daß das Ungerechte und Empörende der alten Regierung, die nicht begreifen konnte, daß sich die Zeiten geändert hätten, (was die Gewalthaber so selten begreifen können) ganz einleuchtend wird, ohne daß der Verfasser sich ein härteres Urtheil erlaubt, oder nur das ausspricht, was wir aus seinem Berichte folgern.

In St. Gallen zeigt sich dieselbe Erscheinung; das Capitel protestirt gegen den sehr vortheilhaften Vertrag vom November 1795, und nimmt ihn erst im Jahre 1797 unter Vermittelung der Schirmorte an, als diesen und auch dem deutschen Reiche und seinen geistlichen Fürsten und Ständen, auf welche sich bis dahin Abt und Capitel gestützt hatten, die Axt an die Wurzel gelegt war. Endlich werden etwas zu kurz die Streitigkeiten der Bündner mit den Einwohnern des Veltlin und unter sich selbst berichtet. Herr Meyer hätte die vollständige Erzählung bei Zschokke in der Geschichte des Freistaats der drei Bünde im hohen Rhätien S. 405 — 417 der neuen Auflage, welche Stelle gewiß vor ihm lag, nur etwas ausführlicher benutzen dürfen. Was den Angriff der Franzosen auf die Schweiz angeht, so stimmt der Verfasser darüber mit Bourienne überein, daß Bonaparte, so verhaßt ihm sonst Reubel seyn mochte, doch in Verbindung mit diesem Haupturheber der Gewaltthätigkeiten gegen die Schweiz war, obgleich Bonaparte selbst in seinen auf Helena dictirten Nachrichten eine andere Vorstellung des Zusammenhangs der Sache zu geben sucht. Wir wollen hier anführen, was der Verf. S. 527, in der Note, theils nach dem, was Ochs, der damals von Reubel und Bonaparte gewonnen ward, erzählt hat, theils aus andern guten Nachrichten beibringt. Er sagt:

Genug, er (Reubel) und Bonaparte, dessen damalige Ansichten von denjenigen des Kaisers und des Verbannten auf St. Helena sehr verschieden seyn mochten, scheinen die größten Beförderer der Unternehmung gegen die Schweiz gewesen zu seyn. Diesem entspricht völlig, was Bourienne, dessen Denkwürdigkeiten Herr Meyer noch nicht benutzen konnte, in seinen Memoiren fast mit denselben Worten bemerkt, da auch er ausdrücklich die Nachrichten von St. Helena anführt. Er bestätigt das, was er an einem andern Orte über den Antheil Bonaparte's am Umsturz und an der Beraubung der Schweiz bemerkt hatte, im 1ten Theil des Stuttgarter Nachdrucks pag. 364. durch den Zusatz: **Bonaparte fit transporter à Toulon le trésor pris à Berne, que le directoire lui abandonna.** Bekanntlich ward der Oberstzunftmeister Ochs von Basel nach Paris geschickt, um zu unterhandeln, und machte hier in der Eile mit Reubel den Entwurf einer neuen Constitution, den Brüne, als er an der Spitze des französischen Heeres mit der Einführung derselben beauftragt ward, verwarf. Die Art, wie dies eingeleitet wurde, und den Charakter des Herrn Ochs hat Herr Meyer Seite 527 gut gezeichnet, wenn man gleich dem Ausdrucke etwas mehr Geschmeidigkeit wünschen möchte. Er sagt: „Von Bonaparte und Reubel mit Höflichkeit behandelt, gab dieser zwar der Staatsgeschäfte kundige Mann, in dessen Charakter aber Eitelkeit und unbedingter Ehrgeiz vorherrschte, sich bald ihren Absichten einer planmäßigen Umformung der Schweiz hin, durch welche nur solchen Leuten die Verwaltung übertragen werden sollte, die Frankreich ganz ergeben wären, und wodurch zugleich die festen Stellungen und die Bergpässe der Schweiz den französischen Heeren geöffnet werden sollten." Es würde uns zu weit führen, wenn wir in das Einzelne der folgenden traurigen Geschichten eingehen wollten, wir wollen nur für diejenigen Leser, denen dies unbekannt ist, bemerken, daß die Erklärung des großen Raths von Luzern durchaus und unbedingt den damals in Franreich aufgestellten Grundsätzen gemäß ist. Die andern Kantone sahen eben so gut, als Luzern,

daß das alte System unhaltbar sey, sie suchten aber fest zu halten, was sich nur immer halten ließ, auch wenn es durchaus morsch war; und wahrlich lag es nicht an den alten Herrn von Bern, Solothurn und Freiburg, daß um 1814 nicht alles Gute, was man so theuer erkauft hatte, dem Alten und Verkehrten wieder weichen mußte. Der große Rath in Luzern dagegen schaffte die aristokratische Regierung, ehe die Franzosen noch auf dem Berner Gebiet waren, durch den Beschluß vom 31. Januar 1798 völlig ab und verlangte die Einrichtung einer neuen Verfassung nur mit einstweiliger Beibehaltung der richterlichen und vollziehenden Gewalt. Die Einleitungsworte dieses Beschlusses hat der Verfasser mit Recht in einer Note eingerückt; sie lautet; „Nachdem wir in Erwägung gezogen haben, daß die Menschenrechte, die wesentlich unverjährbar und unveräußerlich in der Vernunft der Menschen ihre Grundlagen haben, überall zur Sprache gekommen und anerkannt sind, daß der Zweck jeder Regierung gesicherte Ausübung eben dieser Rechte mittelst der Errichtung einer öffentlichen Gewalt sey, daß in Folge dieses Grundsazzes alle Regierungen vom Volke ausgehen u. s. w." Der Verfasser, so verständig und bedächtig er sonst urtheilt, läßt sich hier einmal fortreißen. Er denkt sich die Möglichkeit eines Widerstandes der Schweizer, ein Eindringen der Schweizer in das französische Gebiet, einen Umsturz der Direktorialregierung, durch die mit den eingedrungenen Schweizern vereinigten Franzosen, ein Erwachen des Föderalismus in Frankreich!! Das Alles aus der Verbindung der aristokratischen Kantone mit den an das Herrschen und Verkaufen gewöhnten demokratischen, an welche beide sich auf einen Augenblick sogar Luzern anschloß! Lieber als diesen sanguinischen Traum hätten wir von ihm gehört, was die längst gewarnten Berner abhielt, ihren Schatz lange vor dem Einrücken der Franzosen in Sicherheit zu bringen. Vielleicht hätten unter den damaligen Umständen die Franzosen ohne den Schatz in Freiburg und in Bern ihr Heer weniger eilig vorrücken lassen. Der Verfasser selbst führt ja an, daß Bonaparte den Ber-

der Haller über den Schatz genau genug befragt. (Dies war derselbe Haller, dem gegenüber Bonaparte in seiner gewöhnlichen doppelten Gestalt erscheint. Haller war damals über die gesammten Geldangelegenheiten in Italien gesetzt (administrateur en chef des finances en Italie). In der Correspondance de Napoléon, wo man die hierher gehörigen Briefe leicht auffinden wird, behandelt ihn Bonaparte sehr hart. Bei Bourienne (chap. XVI. pag. 217 — 18) erscheint das Verhältniß ganz anders). Das Unverständige in dem Versuch der Berner, einen Widerstand zu leisten, hat nach unserer Meinung Zschokke Geschichte des Kampfs und Untergangs der schweizerischen Berg- und Wald-Kantone S. 179 gut, wenn gleich sehr hart ausgesprochen. Was den Schatz von Bern betrifft, so sind die Angaben darüber bekanntlich sehr abweichend; wäre die bei Hrn. Meyer richtig, so hätte Bonaparte nur einen sehr kleinen Theil davon zur ägyptischen Expedition erhalten. Es heißt hier S. 552: Zwanzig Millionen Livres, die in den Schatzgewölben von Bern gefunden wurden, mußten zum Theil die Ausrüstung nach Ägypten ausführen helfen, und noch erblickt man den Bernerischen Münzstempel an den Ufern des Nils. Das Uebrige diente zur Bestreitung mannigfaltiger Bedürfnisse der hungrigen Sieger und die später bekannt gewordenen Rechnungen zeigten, daß weit weniger davon unterschlagen worden, als man Anfangs geglaubt hat. Bourienne, der, was man auch von manchen andern Stellen halten mag, hier wenigstens keinen Grund haben konnte, genau unterrichtet zu scheinen, wenn er es nicht war, giebt die Summe, die Bonaparte von diesem Schatze erhielt, so an, daß er, wenn beide Angaben richtig sind, auch bei dieser Gelegenheit vom Direktorium und seinen Werkzeugen arg betrogen ward. Bourienne sagt dort, wo er anführt, daß der Berner Schatz an Bonaparte zum Behuf der ägyptischen Expedition sey überlassen worden, il (der Schatz von Bern) se montait à un peu plus de trois million de francs. Nachdem Herr Meyer unpartheiisch, genau und ohne Deklamation den Kampf gegen Brüne und Schauenburg

und die Unterwerfung der ganzen Schweiz bis auf die Berg- und Wald-Kantone geschildert hat, schließt er mit folgenden das Allgemeine aller der einzelnen Geschichten und Geschichtchen trefflich ausdrückenden Worten: „Die Kämpfer unterlagen in dem letzten unglücklichen Kriege, weil das Pflichtgefühl erkaltet, der Glaube an Volksglück und Vaterland und das hohe aus ihm hervorgehende Selbstgefühl von der größern Anzahl gewichen war, und weil die demokratischen Kantone nur an sich selbst dachten." Daß es dem Verfasser nicht gefallen hat, sich über Brüne und Schauenburg näher und bestimmter zu erklären, wird derjenige, der Hrn. Meyer's Buch für die allgemeine Geschichte benutzen will, gewiß sehr bedauern. Ueber Brüne findet man wenigstens eine kurze Bemerkung, über Schauenburg, der unstreitig viel schlechter war, durchaus nichts. Die Bemerkung über Brüne steht in der Note Seite 546. „Ohne eine vieljährige Laufbahn zurückgelegt zu haben, war er, was eine gewisse Politik mit einem bezeichnenden Ausdruck rompu dans les affaires nennt, wo das rompu an den verwandten Begriff roué erinnert und zugleich an einen Menschen denken läßt, an dem nichts Gerades und Festes mehr übrig ist, sondern der geschmeidig durch jede politische Krümmung sich durchzuwinden vermag." Von Seite 559 beginnt die Erzählung des Kampfs, den Zschokke in seinem Büchlein, das er Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Wald-Kantone betitelt hat, ausführlich beschreibt. Raoul Rochette behandelt im lächerlichen französischen style académique dieselbe Sache und hat Zschokke's Rhetorik auf seine Weise in Phrasen und Perioden gebracht, so daß man Gelegenheit erhält, die deutsch-französische Schule mit der ächt französischen zu vergleichen; doch darf man nicht vergessen, daß Zschokke, als er das Buch schrieb, noch jung und lebhaft war. Zschokke hat alle Reden, Briefe, Proklamationen aufbewahrt, er wußte gewiß selbst am besten, daß unsere Zeit an Worten eben so reich, als an Charakter arm ist, er hat aber die Poesie der Ansicht oft unwillkührlich der Wahrheit der Betrachtung vorgezogen; Herr Meyer öffnet

unsern Blick in die Verdorbenheit der uns so oft arkadisch geschilderten Welt, und wer, wie wir, die kleinen Kantone nur einigermaßen kennt, wird lächeln über jeden Pathos, den man an ihnen und über sie verschwendet. Zschokke selbst belehrt uns darüber an vielen Stellen seiner Schriften sehr gründlich; Kaufen und Verkaufen der Stimmen und Stellen, Herrschen und Drücken, Glauben ohne Religion, Einsicht in einem und Verblendung in einem andern Stück, machten die rohen aber keineswegs unverdorbenen Bewohner dieser Kantone zum Werkzeuge derer, die ihren Vortheil dabei fanden, daß sie weder besser noch klüger würden. Herr Meyer hat mit Weglassung aller Verzierungen die eigentliche Gestalt der Sachen gezeigt, ohne dem rühmlichen Kampf bei Rothenthurm, oder der neunstündigen Ausdauer der Unterwaldner bei Stanz im Herbste 1798, als die blutigen innern Kriege wieder begonnen hatten, das Geringste von seinem verdienten Ruhm zu entziehen. So verdächtig uns Rengger's ganze revolutionäre Laufbahn seyn mag, so ist doch hier Herr Meyer über das Verdienst, das er sich damals (1798 — 1799) als Minister der einen und untheilbaren Republik um die kleinen Kantone erwarb, mit Zschokke (historische Denkwürdigkeiten, 3r Theil S. 270) einstimmig. Eine Regierung ohne Zutrauen, ohne Militär, ohne Geld, unter deren Theilhabern man die alten Namen und Familien, an die man gewöhnt war, wenn nicht vermißte, doch nur hie und da antraf, eine Einheit, die allen Gewohnheiten und Einrichtungen widersprach, konnte unmöglich bestehen; sie war zu offenbar ein Werkzeug fremder Gewalt. In Rücksicht dieser Gewalt hätte Herr Meyer etwas ausführlicher seyn sollen, besonders da Zschokke in seiner allgemeinen Schweizergeschichte diesen Punkt ganz übergeht. Raoul Rochette nennt nur Rapinat und den Exconventionel Lecarlier, die Herr Meyer ebenfalls, doch nur im Vorbeigehen erwähnt. Wir hätten etwas Näheres erwartet. Lecarlier war so arg nicht, neben ihm hätten Forfait und Grügeon genannt werden müssen. Wir fanden hier Reticenzen, sollten diese politisch seyn? Wird doch auch Reinhard's

doppelhäuptige oder doppelschwänzige Gesandtschaft (mit einem aristokratischen und einem demokratischen faiseur) weiter unten nur im Vorbeigehen erwähnt! Bei Gelegenheit der Streitigkeiten im ersten schweizerischen Direktorium, der Kabale zwischen Ochs und Rapinat, um Pfyffer und Bay aus ihren Stellen zu vertreiben, hätten wir gewünscht, daß Herr Meyer Escher's Entschlossenheit, die Zschokke (Denkwürdigkeiten 3r Theil S. 15) trefflich hervorhebt, nicht blos kalt und im Vorübergehen erwähnt hätte, wie er Seite 569 thut. Der Verfasser hat dies übrigens unstreitig absichtlich unterlassen; denn er spricht sich über seinen historischen Grundsatz bei einer Gelegenheit aus, wo er auf eine der unzähligen Leichtfertigkeiten, die sich Raoûl Rochette erlaubt, aufmerksam macht. Wir wollen die Stelle anführen, weil man zugleich darin ein neues Beispiel findet, wie der Franzose diese Geschichte behandelt hat. Es ist die Rede von den einzelnen Aufständen, welche der zwischen Oestreich und Frankreich neu ausgebrochene Krieg in der Schweiz an ganz verschiedenen Orten veranlaßte. Unter diesen wird des Zugs der Simmenthaler gegen Thun am 27. März erwähnt. Es heißt dort in einer Note: Raoul Rochette sagt, zwei bis dreihundert Leichen hätten den Kampfplatz bedeckt. Darauf antwortet Herr Meyer: A c h t u n g s w ü r d i g e Z e u g e n a u s T h u n s e l b s t v e r s i c h e r n d a g e g e n, d i e S i m m e n t h a l e r h ä t t e n z w e i T o d t e u n d e i n i g e V e r w u n d e t e g e h a b t, d i e k l e i n e S c h a a r, w e l c h e a u s T h u n i h n e n e n t g e g e n g e z o g e n, e i n e n n o c h k l e i n e r n V e r l u s t. Raoul Rochette stützt sich auf den Moniteur (Ist dergleichen eine unvergleichliche Quelle!!). Herr Meyer setzt hinzu: So verhält es sich mit der Geschichte, wenn man immer auf Effekt ausgeht, und es nicht in der Regel der einfachen Wahrheit überläßt, ob und was sie wirkt. Im Ganzen stimmt der Verfasser dieser Anzeige mit Herrn Meyer überein, wenn aber von einem Buche für die Menge die Rede ist, dann muß doch die Wahrheit handgreiflich gemacht werden. Dazu bedarf es freilich der Lüge und des Flitters nicht; der Schriftsteller soll, wie

Tasso sagt, intesso fregiando al ver — adornare in parte d'altri diletti che de suoi le carte. Der bittere Trank der Wahrheit, meint der Dichter, müsse der unverständigen Menge mit der Musen Süßigkeit vermischt gereicht werden; denn, sagt er, und nur dann — ingannato ei bene et de l'inganno la sua vita riceve. Während der Dauer des Kriegs spielt das helvetische Direktorium eine sehr traurige Rolle in dem vom Feinde besetzten Lande, das durch innere Fehden, durch schlechte Verfassung und durch den Druck eines Freundes, der sich wie ein Feind benimmt, leidet. Unter den raubsüchtigen französischen Generalen zeichnet sich in der Schweiz, wie überall, durch unbeschreibliche Raubsucht Massena aus; doch hielt er in Zürich Mannszucht, was er bekanntlich in Rom und an andern Orten nicht im Stande war, weil er sich stets durch seinen Charakter und sein Betragen verächtlich machte, wenn er durch Tapferkeit und Geschicklichkeit im Felde sich ausgezeichnet hatte. Das war noch ganz zuletzt in Spanien der Fall. Herr Meyer hätte manches Besondere anführen können, es wird nur das allgemein Bekannte, die Forderung einer Contribution von zwei Millionen Franken erwähnt, die Massena allein zu gut kam, während das Heer an Allem Mangel litt. In dieser Zeit verhielt sich das helvetische Direktorium ungefähr ebenso zur schweizerischen Nation, als das französische zu den Franzosen; auch war es denselben Erschütterungen ausgesetzt. Bay war ausgeschlossen und wieder eingetreten und dann noch einmal ausgetreten, Ochs ausgestoßen, Laharpe, bis auf den heutigen Tag voll von Ideen einer Verfassung und einer Verwaltung, die nirgends war und nirgends seyn wird, war nicht allein ins Direktorium aufgenommen, sondern die Majorität der Direktoren ward auch von ihm geleitet. Zwei Direktoren und die Räthe waren gegen Laharpe, und die Freunde des Alten, oder wenigstens die Föderalisten überall mächtig. Daß es Laharpe vortrefflich meint, daß er nur das Gute will, wird bis auf den heutigen Tag, wo er immer noch die Opposition im großen Rathe des Waadlandes bildet, Niemand bezweifeln; die Men-

schen lassen sich aber nicht nach Theorien regieren, man muß ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaften und ihre Fehler benutzen können. Wie hätte er, der mit seinen ihm so sehr verpflichteten Landsleuten in ruhigen Zeiten nicht fertig wird, mit den Schweizern in einer stürmischen fertig werden sollen? Da Laharpe zu den Leuten gehörte, die Bonaparte Ideologen nannte und weit mehr verabscheute, als die Jakobiner und September-Mörder, weil die Letztern durch Ehre und Ansehn, durch Orden und Geld leicht zu gewinnen sind, mit den Ersteren aber gar nichts anzufangen ist, so konnte unter der Consular-Regierung das ideologische Reich in der Schweiz unmöglich bestehen. Die französische Consularregierung war in der That kaum eingerichtet, als auch in der Schweiz Anstalten gemacht wurden, sich dem Alten wieder mehr anzunähern; nur freilich war es nicht so leicht zu sagen, wie das geschehen solle und könne. Einen Bonaparte zum Durchhauen des Knotens hatte die Schweiz nicht, und hätte sie auch einen gehabt, der französische hätte ihm keinen freien Spielraum gelassen. Die Revolution vom 7. Jan. 1800 trieb Laharpe, Oberlin und Secretan durch einen Gewaltstreich, der dem französischen vom Fructidor glich, aus der Regierung, und ein Mensch, wie Dolder, den Rapinat erst dem Direktorium aufgedrungen, den man nachher wieder ausgestoßen, dann wieder gewählt hatte, war das Hauptwerkzeug dieser Bewegungen. Bonaparte war damals noch nicht mit sich selbst einig, auf welche Weise er zur Herrschaft gelangen, wie er die verschiedenen Partheien in Frankreich zu seinen Absichten gebrauchen wollte, man wird sich daher nicht wundern, daß er die Revolution vom 7. Januar billigte, und seine Gesandtschaft indessen mit beiden Partheien unterhandeln ließ. Daß unter diesen Umständen keine Constitution zu Stande kommen konnte, da immer ein Theil dem Plane des andern zu Hause und in Paris entgegen arbeitete, war durchaus den Absichten Bonaparte's angemessen. Nach dem Siege über die Oestreicher kam er schon im Mai 1801 mit seinem Verfassungsentwurf von Malmaison zum Vorschein, den man Seite 604 — 607 im Auszuge findet. Das Merk-

würdigste ist, daß schon damals Bonaparte Wallis nicht undeutlich für Frankreich in Anspruch nahm. Ueber den Widerstand, den jeder Verfassungsentwurf finden mußte, der sich von der alten Form entfernte, über das Wiedererwachen der alten Ansprüche und Vorurtheile, wie man merkte, wohin Bonaparte in Frankreich die Dinge führen wollte, hat der Verfasser Seite 608 eine vortreffliche Bemerkung gemacht. Er sagt: „Das von dieser Zeit an immer spürbarere Zusammenwirken der alten Aristokraten und der Demokraten der kleinern Kantone darf nicht befremden; beide waren Herrscher gewesen, jetzt sollten sie gleich andern, und zwar einem Systeme gehorchen, das über sie gesiegt hatte. Für die Einwohner der demokratischen Kantone hatten die Aussichten auf Staatsanstalten und auf Erweiterung des Wirkungskreises, die das Einheitssystem ihnen öffnete, noch keinen Werth." Unter diesen Umständen wird man sich die Wendung der Angelegenheiten im Jahre 1801 leicht erklären und ganz natürlich finden, daß Aloys Reding und die Seinigen in dem neuen Vollziehungsrath die Uebermacht erhalten und die Revolution vom 26. October durchsetzen, wo Dolder dieselbe Rolle spielt, die er schon einmal gespielt hatte, und die er am 17. April 1802 noch einmal für das ganz entgegengesetzte Interesse übernimmt. Diese Revolution am 26. October billigte Bonaparte so wenig, als die vom 17. April; er allein wollte entscheiden, zum Eingreifen war es aber noch nicht Zeit, denn man unterhandelte gerade mit England. Daß Aloys Reding Diesbach nach Wien schickte, war ein Hauptversehen, denn Oestreich konnte und wollte nicht helfen und Bonaparte ward beleidigt, wie er nachher selbst sagte. Bekanntlich führte der Eintritt der sechs Männer, welche das Neue dem Alten vorzogen, Rengger, Rüttimann, Schmidt, Kuhn, Escher, Füßli (am 6. Febr. 1802) die Revolution vom 17. April 1802 herbei, wodurch der Senat gesprengt, die Constitution kassirt, Aloys Reding von der Landammanns-Stelle verdrängt ward. Was war aber zu hoffen, wenn Dolder Landammann, Rüttimann erster, Füßli zweiter Landesstatthalter, Rengger Minister

des Innern, Kuhn der Justiz, Schmidt des Kriegswesens war, kurz, wenn eine verdächtige Parthei herrschte? Welche Maasregeln man anwenden mußte und wie weit man in der Schweiz noch zurück war, als man auf einmal das Licht der Liberalität hineintragen wollte, beweist das Beispiel der Censur, welche die neue Regierung des Jahrs 1802 von den Männern des Octobers 1801 erbte. Man findet mehrere Beispiele bei Herrn Meyer Seite 546 — 547. Wir wollen nur eins anführen. Eine Zeitung, die in Luzern herauskam, suchte durch Stellen aus bekannten Schriftstellern zuweilen ein Urtheil anzudeuten, das sie selbst nicht auszusprechen wagte, der Regierungsstatthalter in Luzern strich daher einmal eine Stelle aus Moses Mendelsohn's Phädon und zugleich das ganze Blatt, mit der Bemerkung: Darf nicht gedruckt werden, denn, wenn man aus solchen alten Büchern Auszüge machen dürfte, so könnten dadurch alle Zwecke der Bosheit erfüllt werden. Uebrigens sind gegen die Erzählungen des Herrn Meyer, so weit es die Herren Rengger, Kuhn und Schmidt angeht, im Schweizerischen Beobachter vom 20. Nov. 1829 (Nr. 47) einige Bemerkungen gemacht worden, die uns aber auf einem Mißverstande zu beruhen scheinen.

Bonaparte ließ die Schweizerangelegenheiten ihren natürlichen Gang gehen, bis der bürgerliche Krieg wirklich ausgebrochen war; er hatte indessen Zeit, sich vollständig mit den Umständen und der Lage bekannt zu machen, und, wie hier aus der angeführten Stelle eines Briefs (Seite 709 Note) hervorgeht, wußte er den guten Schweizern, die er um sich versammelte, durch dieselbe Manier zu imponiren, die ihm überall vortrefflich gelang, weshalb er auch Jedem, der an der Manier etwas auszusetzen hatte, zu antworten pflegte: Allez, vous ne connaissez pas les hommes. Der Abzug der französischen Truppen war darauf berechnet, die Katastrophe zu beschleunigen. Eine erbärmliche Regierung, wie die, an deren Spitze ein Dolder stand, konnte nicht von Dauer seyn. Bonaparte wollte das Alte nicht, aber die Freiheit noch viel-

weniger. Ueber das Beginnen der zur Wiederherstellung des Alten Gerüsteten, über das, was Erlach, Watteuwyl, Reding, Bachmann und mit ihnen Schultheiß und Räthe der Berner Regierung, die sich am 21. Sept. 1802 mitten im Bürgerkriege wieder versammelten, für ihren Zweck leisten konnten und wollten, spricht sich Hr. Meyer S. 701 sehr gut aus: „Mit Muth, sagt er, und Entschlossenheit war die Unternehmung begonnen, und mit eben so viel Beharrlichkeit fortgesetzt worden. Sich selbst überlassen hatten die Verbrüderten mit leichter Mühe das helvetische System vernichtet, aber ihnen stand die Lösung einer Aufgabe bevor, deren Umfang Niemand zu berechnen vermag. Vieles und Ungleichartiges war denen versprochen worden, deren Arme man hatte gebrauchen müssen. Wenn die Einen das Alte erwarteten, so hatten ganze Landschaften das System der Landsgemeinen gewählt, und andere, vorher unterthänige Gegenden, wünschten das Nämliche, oder doch ähnliche Freiheit. Erbitterung und Rache glimmten, nur mühsam unterdrückt, an vielen Orten. Wenn für ein Mal die Ruhe behauptet und irgend ein politisches System im Sinne der Sieger eingeführt werden sollte, so konnte dies nur geschehen, wenn die freisten Eidgenossen den Beruf der Albaneser gegen einen großen Theil ihrer freien Mitbrüder auf sich nahmen. So war Bonaparte's gewaltsame Dazwischenkunft eine wahre Wohlthat." Ueber die unmittelbare Folge der Mediation Bonaparte's und des Protectorats, das er ausübte, spricht sich Herr Meyer Seite 721 folgendermaßen aus: „In den Städte-Kantonen lebte jene Theilnahme an dem Staatswohl auf, die Aloys Reding bei der Eröffnung der Tagsatzung von Schwyz vorhergesagt hatte, und die sich jetzt durch einen Gemeinsinn, der früher, ungeachtet mancher anderer bürgerlichen Tugenden, unbekannt war, und durch eine größere Regsamkeit zeigte. In den neuen Kantonen konnten da, wo der Funke eines höhern politischen Lebens nicht ganz erstickt war, diese Keime sich mit Jugendkraft entfalten; so entwickelten sich in der Waad mannigfaltige Talente mit einer Fülle, welcher der Schauplatz beinahe zu enge war. So

konnte im Aargau die Abneigung der Menge, die gegen ihren Willen freier geworden war, im Kantone St. Gallen der Nachtheil der ungünstigen Zusammensetzung und der große Mangel an Hülfsmitteln, im Thurgau die gänzliche Entblößung von solcher aufgewogen und ein Staatsleben erzeugt werden. Die drei Länder, denen die früher wenig bekannte Benennung Urkantone eine Art von Volksadelsvorurtheilen und Anmaßungen ohne Leistungen und Verdienste einzuflößen drohte, gewannen, wie die übrigen Demokraten, gerade durch das, was sie verloren. Die Magistrate hörten auf, in der Regel ihre Stellen durch jedes unedle Mittel zu erhandeln, das Volk, sie zu versteigern. Die Erstern stiegen in Unabhängigkeit, innerem Ansehn und reinem Einflusse, das Letztere in Unbefangenheit und wahrem Freiheitssinn. — Ohne irgend einen bedeutenden Widerspruch, setzt Hr. Meyer hinzu, wurde die neue Verfassung durch die ganze Schweiz eingeleitet." — Offenbar hatte Bonaparte seine Absichten mit der Schweiz; der Uebergang zum Monarchischen war gemacht, eine Art Hof war um den Landammann gebildet; das hat auch Hr. Meyer, der gutherzig genug ist, Thibaudeau als Quelle über Napoleon zu gebrauchen, erkannt und S. 721 mit folgenden Worten angedeutet: „Die Augen der Leichtsinnigen wurden geblendet (durch die monarchische Repräsentation eines Landammanns), und hin und wieder begannen unrepublikanische Gemüther die Vortheile zu berechnen, die ihnen zufließen könnten, wenn ein Einziger bleibend an der Spitze stehen würde." Aus dem, was der Verfasser weiter unten sagt, geht übrigens deutlich hervor, daß in den bedeutendsten Kantonen, Luzern allein ausgenommen, die Anhänger der ehemaligen Verfassung auch nach der Mediation das Uebergewicht behielten.

In den Kriegen, die in dieser Periode schnell auf einander folgten, war es nicht rathsam, die Schweizer durch Auflösung der Republik zu erbittern, Napoleon brauchte ihre Truppen, er gewöhnte diese Nation aber, wie die deutsche, nach und nach daran, in dem Vermittler und Protector den Herrn zu erkennen. Er fand die Schreier und Freunde der

Freiheit, die mit schönen Reden so freigebig sind, auf der einen, die Aristokraten auf der andern Seite in der Schweiz gerade so, wie er sie in Frankreich, Deutschland und überall gefunden hatte, wo etwas auszutheilen, oder an sich zu reißen, oder wo zu herrschen und zu glänzen war. Das hat Herr Meyer Seite 737 gut angedeutet. Hatte er doch schon 1810 Wallis, dann auch mit Gewalt Mendrisio an sich gerissen. Der Zug nach Rußland rettete die Schweiz, wie er Deutschland rettete. Napoleon konnte nur durch sich selbst fallen, seine Gegner einzeln und vereinigt waren zu alt und zu klein. Da das Alte und die Liebe zum Alten überall vorherrschte, als die verbündeten Heere sich 1813 den Gränzen der Schweiz nahten, da Wattenwyl den Oberbefehl des Heers hatte, das die Neutralität der Schweiz mit den Waffen vertheidigen sollte, so war leicht vorauszusehen, daß aus dieser Vertheidigung nichts werden würde. Das Uebrige liegt in zwei Andeutungen, die Herr Meyer giebt. Seite 640 im Text heißt es: „Die von den Schweizern an die drei Monarchen abgeordneten Männer bemerkten leicht, daß Schweizer ihnen entgegen wirkten. Eine Verbindung solcher Männer wirkte, durch englisches Geld unterstützt, aus Waldshut auf das Innere der Schweiz.“ Der Verfasser hat wahrscheinlich absichtlich nicht anführen wollen, daß während die Tagsatzung im Nov. 1813 eine Deputation nach Frankfurt schickte, die alten Berner eine andere gerade entgegengesetzte absandten. Die zweite Stelle ist in der Note zu Seite 741. Hier ist zuerst davon die Rede, daß die damaligen obersten Behörden, sowohl die, welche den Staat, als die, welche das Heer leiteten, Anfangs keine Veränderung der Dinge gewünscht hätten; dann werden die mancherlei Ursachen angeführt, welche sie bewogen, ihren Sinn zu ändern; dazu fügt Herr Meyer ganz zuletzt: „Ein stürmischer Chor von Stimmen, auf die man bisher oft zu hören pflegte, drohte mit großer Verantwortlichkeit, und focht das zarte Ehrgefühl an. Als vollends die alten Verhältnisse, denen der ergraute Geschäftsmann am wenigsten zu widerstehen vermag, sich von allen Seiten ver-

gegenwärtigten, und, was das Wichtigste ist, nirgends wo her ein entschlossener Wille sich äußerte, fand man sich von der Gewalt der Umstände überwältigt." Dann berichtet er, wie die alten Herrn, lüstern nach der alten Herrschaft, das größte Unglück über ihr Vaterland zu bringen bereit waren, wie die Feinde aller Volksfreiheit der Zwietracht in der Schweiz behaglich zusahen, weil dadurch der Untergang der Freiheit der einzigen noch übrigen Republik, und die Einführung einer andern Regierung erleichtert ward; und schließt endlich damit, daß er La Harpe's und Monod's Verdienste, besonders des Ersteren Einfluß auf seinen Zögling Alexander hervorhebt. Offenbar hätten die versteinerten Freunde der alten Regierungsformen die Schweiz zu Grunde gerichtet, hätten nicht der Beherrscher eines absolut monarchischen Staats und die sogenannten Ideologen die Plane der Gleißner vereitelt. Wir wollen zwei Stellen anführen, aus denen dieses ganz offenbar wird. Seite 748 sagt der Verfasser im Text: "Sogleich nach dem Umschwunge in Solothurn hatten Bern und Solothurn von Zürch die Zusammenberufung einer dreizehnörtigen Tagsatzung gefordert. Ueberzeugt, daß ein eilf Jahre lang unter glücklichen Folgen bestandener, durch Eide geheiligter Staatsverband nicht nur unverletzliche Rechte gebe, sondern daß die Ruhe und das Daseyn der Schweiz durch eine gewaltsame Störung des Staatssystems der Gefahr des Untergangs würden blos gestellt werden, wiesen der Landammann Reinhard und der einmüthige Rath von Zürch, ungeachtet auch um sie her der Geist der Neuerung thätig zu werden anfing, die Aufforderung zurück." Das half freilich nicht, denn eingewurzelte Vorurtheile und Familienrücksichten weichen der Vernunft nie. Es heißt: "Noch einmal beschlossen auf einer Conferenz zu Bern am 22. Februar die Stände Bern, Freyburg und Solothurn, nur an einer d r e i z e h n ö r t i g e n T a g s a t z u n g T h e i l z u n e h m e n." In der Note hat Herr Meyer sehr gut angedeutet, was daraus entstanden wäre, wenn die blinden Freunde, nicht sowohl des Alten, als vielmehr ihres eigenen Vortheils, obgesiegt hätten. Es war ja

nicht in Neapel, Spanien, Portugal, oder sonst wo, sondern in der Schweiz!! Es ist nicht zu berechnen, heißt es in der Note, welche Erschütterungen ohne Zürch's Beharrlichkeit und ohne Laharpe's Einfluß auf den Kaiser Alexander in der Schweiz erfolgt wären, und wie die zahlreichen Gegner und Neider der schweizerischen Selbstständigkeit diese würden benutzt haben." Der Verfasser dieser Anzeige enthält sich, wie Herr Meyer auch gethan hat, jeder Bemerkung über das Verfahren gegen die ehemaligen welschen Herrschaften der Bündner und besonders gegen die Bündnerischen Familien, welche dort im Anfange der Revolution so ungerechter Weise ausgeplündert worden waren, und auf Entschädigung den gerechtesten Anspruch hatten, da das Land seine Freiheit verlor, ohne an Bündten zu kommen. Wir hoffen an einem andern Orte den Bericht mitzutheilen, den uns der ehrwürdige Graf von Salis-Soglio, dessen Familie am meisten verlor, darüber gegeben hat. Was die neue Organisation der Schweiz betrifft, so wird man sich erinnern, welche üble Wendung der Krieg der Verbündeten im März 1814 durch die Vorfälle bei Champ-Aubert, Vauxchamp, Montmirail erhielt; damit hing zusammen, was Herr Meyer übersehen hat, daß endlich am 26. März 1814, also nach drei Monaten, den Bernern erklärt ward, die drei Monarchen würden die Selbstständigkeit der Schweiz nur in so fern anerkennen, als ihre Bundesverfassung auf der Grundlage der seit 1803 bestandenen neunzehn Kantone beruhen werde. Die Erörterung des ganzen Abschnitts von Seite 752 — 804 behält der Verfasser dieser Anzeige einem seiner Schweizer Bekannten vor, sey es nun der Herr Oberst Wurstenberger, oder ein Luzerner Gelehrter, zu dem er ebenfalls großes Zutrauen hat; er glaubt seine Pflicht gethan zu haben, wenn er das größere Publikum auf einen tüchtigen und wackern Mann und auf dessen gründliches und durchdachtes Werk aufmerksam gemacht hat. Vorsichtig genug ist der Verfasser gewiß, denn er erzählt die Unternehmung, die sich Bachmann, der bekanntlich in königlich französischen Diensten grau geworden war, nachher in englischen

Diensten stand und dann 1814 nach Frankreich gerufen ward, im Jahr 1815 an der Spitze der schweizerischen neutralen Armee erlaubte, Seite 762 mit folgenden Worten: „Ein Einmarsch in Frankreich, den der Oberbefehlshaber, General Bachmann, unternehmen zu müssen glaubte, um seine Stellung leichter behaupten und die Grenze besser beschützen zu können, führte den eidgenössischen Vortrab bis nach Besançon, veranlaßte aber eine Meuterei bei einigen Bataillonen. Dem General Lecourbe, der ihm entgegenstand, war übrigens Bachmann sicher nicht gewachsen! — Ungern hat auch der Verfasser dieser Anzeige den Namen Zschokke im ganzen Buche und besonders am Schlusse, wo Glutz-Blotzheim, Zurlauben, Ochs genannt werden, ganz vermißt. Wenn man auch noch so weit von ihm abweicht in Rücksicht der Manier, und gewiß! Referent weicht sehr weit von ihm ab, so wird man ihm doch ein großes Verdienst zugestehen müssen. Mit andern Grundsätzen über Geschichtschreibung muß eine andere Manier nothwendig verbunden seyn. Wenn man dem Publikum, das Herr Zschokke belehrt, und auf welches er sehr heilsam gewirkt hat, nützlich werden will, dann muß man nicht schreiben wie Thucydides oder Tacitus. Nach dem Zwecke müssen die Mittel gewählt werden; Herrn Zschokke's Zweck ist gut, wer wird das Mittel tadeln wollen?

Universitäten, Studirende und Professoren der Griechen zu Julian's und Theodosius Zeit. Verhältniß der christlichen Lehrer, ihrer Grundsätze und Sitten, zu den Sitten und Charakteren berühmter heidnischer Lehrer; nach Eunapius, Libanius, Julian, Basilius dem Großen und Gregor von Nazianz.

Da uns aus den Zeiten der christlichen Kaiser fast nur christliche Schriften erhalten sind, oder doch solche, deren Verfasser, wie Ammianus Marcellinus, ihren Vortag so einrichten, daß man über ihre Religion ungewiß bleiben kann, so verdienen die wenigen heidnischen, die sich, wie Eunapius, Julianus, Libanius, ganz dreist dem herrschenden Geist ihres Zeitalters entgegensetzen, desto mehr unsere Aufmerksamkeit. Wir lernen aus ihnen, daß in dem griechischen Theile des römischen Reichs die gebildete Welt noch bis auf Arcadius Zeiten der alten Lehre und Bildung huldigte. Hof und Volk waren christlich, die eigentlichen Gelehrten, die Geschäftsmänner, Alle, die der Verstandesbildung bedurften, mußten sie in heidnischen Schulen suchen; das Christenthum schien mit dem Studium der Schriften, welche als Muster des Geschmacks angesehen werden, unvereinbar. Welche Bedeutung die Sophistenschulen in Athen, in Kleinasien, in Kappadocien, in Syrien, in den Gegenden am Euphrat und Tigris hatten, welches Aufsehen einzelne Männer, wie Eustathius, Aidesius, Proäresius, Jamblichus, Libanius, in der ganzen römischen Welt in dem Zeitraum von Constantius Tod bis auf Theodosius erregten, wird aus den Lebensbeschreibungen der So-

phisten, die wir anführen wollen, deutlich werden. Wir hoffen zugleich bei der Gelegenheit zu zeigen, daß die Christen die heidnischen Universitäten, so schlecht diese waren, nicht entbehren konnten, und daß Alles, was Constantius und seine Minister, was Basilius und Gregor an die Stelle setzten, viel schlechter war, als das Heidnische. Eigentlich kann nur von heidnischen Studien die Rede seyn; denn die christlichen werden nicht frei und wissenschaftlich, sondern ascetisch betrieben. Ascetik und Mönchswesen hatten sich leider seit dem Ende des dritten Jahrhunderts schnell ausgebildet. Daß aber selbst die gelehrt oder sophistisch gebildeten Christen auf ein blos ascetisches Studium drangen, kann man aus Ullmann's Leben des h. Gregor von Nazianz lernen, oder aus dem Briefe des h. Basilius, den er über das Studium der Schrift an Gregor schreibt. Dieser Brief ist der Zeitordnung nach der zweite unter seinen Briefen. Wir haben übrigens für die heidnischen Studienanstalten den Ausdruck Universitäten gebraucht, obgleich an keine Fakultäten dabei zu denken war, weil wir in vielen Rücksichten Aehnlichkeiten zwischen den kaiserlichen hohen Schulen und unsern Universitäten finden. In dem lateinischen Theile des Reichs fehlten auf den meisten Anstalten selbst die Fakultäten nicht; es gab eine juristische, eine medicinische, eine philosophische; wir beschränken uns aber hier blos auf die griechischen hohen Schulen, welche die allgemeine Ausbildung fürs Leben, für Staatsgeschäfte und für den Unterricht Anderer zum Zwecke hatten, weshalb wir auch besonders auf Athen Rücksicht nehmen, das uns Eunapius, Libanius, Julian, und sogar Basilius und Gregor von Nazianz als den Sammelplatz der Bildungsfähigen und nach Bildung strebenden Jugend des ganzen Ostens beschreiben. Der Ausdruck Sophist, den wir hier häufig gebrauchen müssen, bezeichnet einen Gelehrten, der mit der Philosophie, der Redekunst, der Poesie der ältern und neuern Zeit des griechischen Volks bekannt, zugleich im Vortrage so geübt ist, daß er ohne Vorbereitung auftreten, und sich gleich einem Schauspieler hören lassen kann. Sophisten, welche in Athen gebildet waren, un-

terscheiden sich wesentlich von den in Kleinasien Gebildeten; ihr Vortrag hatte mehr Kern, der Vortrag der Letztern mehr Schwulst. Früher war ein Wettstreit zwischen der jonischen und attischen Schule und Manier; dieser dauerte noch unter Julian fort, doch hatte die athenische Schule vor der kleinasiatischen den Vorrang wieder erhalten. Jeder berühmte athenische Lehrer nahm eine gewisse Gegend von Asien in Anspruch, und die ungeheure Anzahl der Studirenden, welche sich in Athen vereinigte, theilte sich in Landsmannschaften und Clubbs. Ehe wir das Verhältniß der Lehrer und Lernenden nach Eunapius und Libanius näher beschreiben, wollen wir zuerst einige Worte über die kaiserlichen Anstalten für höhere Bildung vorausschicken. Was den lateinischen Theil des Reichs angeht, so hat Savigny so ausführlich von den Lehranstalten der Kaiserzeit geredet, daß wir kein Wort hinzusetzen wollen; wir beschränken uns auf die Schulen, wo griechische Philosophie und Redekunst ausschließend betrieben wurde, übergehen deshalb Berytus und Alexandria, und richten unsere Aufmerksamkeit besonders auf Athen. In Berytus bestand bekanntlich eine berühmte Rechtsschule, in Alexandria kämpften christliche und heidnische Gaukler und Mystiker, Fanatiker, Büßer und Wundergläubige, bis unter Theodosius nach blutigen Gefechten und grausamen Morden das Serapeum und alle andern Orte, wo vordem die heidnische Lehre gepredigt worden war, zerstört und verwüstet wurden. Die Lehranstalten in Athen, obgleich sie durchaus heidnisch waren, wurden von den griechischen Kaisern sorgfältig erhalten, und Eunapius, ein eifriger Anhänger der alten Lehre und heftiger Gegner des Christenthums, gesteht ein, daß die Blüthe der athenischen Lehranstalt eine Reichsangelegenheit sey, und daß die Gesetze des Reichs die Zahl der Lehrer bestimmten und den Zusammenfluß der Lernenden beförderten a).

---

a) Eunapius cum notis Boisonnadii et Wyttenbachii. Amstelodami 1822. 8vo. Vol. I. 79. Ἔδει γὰρ πολλοὺς εἶναι κατὰ τὸν νόμον τὸν Ῥωμαϊκὸν Ἀθήνησι τοὺς μὲν λέγοντας, τοὺς δὲ ἀκούοντας·

Da wir dieses Mal besonders von Eunapius Leben der Sophisten Gebrauch machen, dieser Schriftsteller aber höchst verdächtig und unzuverlässig, auch außer dem Kreise der eigentlichen Gelehrten weniger bekannt ist, so wird es nützlich seyn, ehe wir nach dem Leben des Proäresius, das er uns hinterlassen hat, die Einrichtung einer griechischen hohen Schule und das Verhältniß der Professoren zur Wissenschaft und zum Publikum anschaulich machen, einige Worte über Eunapius selbst voranzuschicken. Wir wissen von ihm außer dem, was er selbst gelegentlich in dem Leben der Sophisten vorbringt, wenig, außer daß er die alte Rhetorik und ihre Künstelei dem feierlichen Ton der christlichen Geistlichen und der ermüdenden Erbaulichkeit ihrer Kanzelredner vorzog, und von Mönchswesen und dogmatischem Unsinn abgeschreckt, zur Philosophie eines Plotin, Porphyrius, Jamblichus flüchtete, wo der denkende Geist und die lebendige Phantasie eines lebhaften Griechen mehr Spielraum fanden, als bei dem auf Concilien unter dem Einfluß der weltlichen Macht und herrschsüchtiger Bischöfe haarscharf bestimmten Dogma der Christen. Eunapius hatte nämlich unter Arcadius Regierung ein Alter von sechzig Jahren erreicht, lebte also zu einer Zeit, wo das mönchische Element des Christenthums sich nicht sehr wirksam zeigte. Er schrieb die Fortsetzung der Geschichte des Dexippus, der die Seinige bis auf Decius fortgeführt hatte; er verfaßte aber auch das Leben der berühmtesten Lehrer der alterthümlichen Philosophie und Beredsamkeit des Zeitraums von Constantin bis auf Arcadius. Von seiner politischen Geschichte haben sich nur wenige Bruchstücke erhalten, sie ist aber ganz in Zosimus Werk übergegangen, das man bekanntlich beim Mangel anderer und besserer Nachrichten häufig gebrauchen muß, wenn man die Geschichte der spätern römischen Kaiser behandelt. Zosimus theilt Eunapius Haß gegen das entartete Christenthum, und folgt ohne Bedenken seinen Spuren; es ist daher wichtig, daß wir aus den Leben der Sophisten den Grad der Glaubwürdigkeit kennen lernen, die er, und folglich auch Zosimus, verdient. Diese Glaubwürdigkeit ist aller-

dings nicht groß, wie wir unten an einigen auffallenden Beispielen zeigen werden; für den Gebrauch, den wir von den Leben der Sophisten machen wollen, scheint uns jedoch dieses Buch, das auch Wyttenbach, der sich viel damit beschäftigt hat, ein schlecht gebornes (male natum) nennt, sehr gut geeignet, da wir uns überall nur so weit auf Eunapius Zeugniß stützen werden, als wir die Thatsachen auch aus andern Quellen schöpfen können. Da Boissonnade dem zweiten Fehler, den Wyttenbach dem Buche vorwirft, daß es sehr verdorben sey (male servatum), so viel als möglich abgeholfen, und beide große Sprachgelehrte, Wyttenbach und Boissonnade, das Werk mit Anmerkungen versehen haben, welche besser sind, als des Eunapius Buch selbst, so können wir es mit doppelter Zuversicht gebrauchen. Wenn uns der Raum und unser Zweck erlaubte, noch über Constantin's Zeit hinaus die Geschichte des öffentlichen Unterrichts in den für das öffentliche Leben und für die Gesellschaft unentbehrlichen Wissenschaften rückwärts bis auf Hadrian's Zeit zu verfolgen, so würde Philostratus, ein früherer Biograph der griechischen Lehrer der schönen Wissenschaften, oder der Sophisten, uns die Materialien liefern müssen. Diese sind vielleicht in einigen Beziehungen besser und zuverlässiger, in andern aber eben so mangelhaft und unwahr, als die des Eunapius. Wir beschränken uns aber auf die Zeiten, in welchen das Christenthum mit dem Heidenthum kämpfte, um hie und da durch eine Vergleichung zu zeigen, daß die heidnische Wissenschaft zu trübe oder zu leer, die Lehrer derselben zu eitel und gemüthlos waren, um den Kampf mit einer Volksreligion, die sich der Gemüther bemächtigt hatte, aushalten zu können. Im größten Theil der asiatischen Städte war der Unterricht in der Philosophie, in der Redekunst, in den Staatswissenschaften, ein freies Gewerbe. Sophisten und Rhetoren reiseten, wie in Italien die Improvisatoren, denen sie auch in andern Beziehungen glichen, auf ihre Kunst in großen Städten herum und ließen sich dort hören, wurden bewundert und, wie in unserer Zeit Sänger und Sängerinnen von einem elenden Geschlecht, das

für Wissenschaft und Tugend keinen Sinn hatte, sondern Zeitvertreib und Ergötzen suchte, auf eine lächerliche und abentheuerliche Art gepriesen und vergöttert. Ließen sie sich irgendwo nieder, lehrten sie, so zahlten ihre Zuhörer entweder ungeheure Honorare, oder die Städte besoldeten sie. Die Städte Kleinasiens, Cäsarea in Kappadocien, Antiochia in Syrien, die zahlreichen griechischen Städte an der Küste des Mittelmeers, am Euphrat und Tigris, sowie die im Innern des Landes bis nach Bostra und zu den Trümmern von Palmyra legten große Bedeutung darauf, Männer zu besitzen, welche die Lernbegierigen der benachbarten Gegenden herbeizogen, und den literarischen Ruhm der Stadt erhielten. Constantinopel war gleich vom Anfange geistlich und hatte dergleichen heidnische Anstalten nie. Nichtsdestoweniger fühlten Constantin und sein fanatisch christlicher Nachfolger Constantius das Bedürfniß der heidnischen Wissenschaft in den Staatsangelegenheiten und zeigten gelegentlich, daß der Staat die Talente der heidnischen Sophisten nicht entbehren konnte. Der Sophist Sopater galt soviel bei Constantin, daß der leitende Minister, der Präfekt Ablavius, sich mit den christlichen Geistlichen, die auf den gemeinen Haufen großen Einfluß hatten, verbinden zu müssen glaubte, um ihn zu stürzen. Man benutzte den thörichten Wahn, den jene heidnischen Philosophen freilich durch ihre Neigung zu geheimnißvollen Gebräuchen und Lehren beförderten, daß die Sophisten Gewalt über die bösen Geister hätten, um Sopater zu beschuldigen, daß er die Getraide-Flotte von Constantinopel durch seine Geister am Einlaufen gehindert habe. Der Pöbel ward erbittert, und Constantin gestattete, daß der von ihm geachtete Mann den Vorurtheilen geopfert wurde. Sein Nachfolger Constantius nahm in der Noth des persischen Kriegs seine Zuflucht zu einem andern Sophisten, zu Eustathius, der sich vorher zu Cäsarea in Kappadocien aufgehalten hatte. Er ließ ihn zu sich nach Antiochia kommen, überzeugt, daß er durch sein Talent und seine Ueberredungskraft den Perserkönig bewegen werde, den Frieden einzugehen, den er kurz vorher einer ersten Gesandtschaft,

welche der griechische Kaiser an ihn geschickt hatte, nicht hatte gewähren wollen. Eustathius und zwei Hofbeamte des Kaisers waren freilich, wie wir aus Ammianus wissen, nicht glücklicher, als ihre Vorgänger, dies schadete aber dem Ruf des Sophisten so wenig, daß Eunapius dreist behauptet, er habe den Perserkönig bei dieser Gelegenheit beinahe bewogen, den königlichen Schmuck mit dem Philosophen-Mantel zu vertauschen, habe mehr von ihm erhalten, als er und der christliche Kaiser je gehofft hätten b), und würde noch mehr durchgesetzt haben, wenn die Magier nicht gewesen wären. Man sieht, auf welche Weise die beide Partheien, eine der andern, Legenden entgegensetzten. Die christlichen über Geistliche und Mönche findet man bei Eusebius, wie bei Sozomenus und Theodoret, die heidnischen bei Eunapius. Die Thatsachen selbst, die Berufung des Eustathius nach Antiochien, seine Sendung an den persischen König werden auch von Ammianus Marcellinus erwähnt, und beweisen hinreichend, welche Bedeutung ein Mann wie Eustathius, und die Wissenschaft, die er lehrte, einem eifrigen Christen, wie Constantius war, für den Staat zu haben schienen. Einer der Grundpfeiler der griechischen Kirche, ein Kirchenvater, der Verfasser der ersten Mönchsregel, kurz, der heilige Basilius, legt auf den Umgang mit Eustathius und auf dessen Unterricht nicht weniger Bedeutung, als der Kaiser, und dies Mal bedürfen wir des Eunapius Zeugniß nicht; bei ihm finden wir nichts davon, der Heilige selbst bezeugt es. Der Erste unter den Briefen des heil. Basilius in den Ausgaben, wo sie nach der Zeitordnung geordnet sind, ist an diesen Eustathius gerichtet, und könnte in keinem andern Ton abgefaßt seyn, könnte kein grösseres Verlangen nach seiner Belehrung aussprechen, wenn er

b) Eunapius läßt es bei dieser einzigen auffallenden Unwahrheit nicht bewenden, er versetzt sogar die Scene des persischen Ueberfalls von Antiochia aus Gallienus Zeit in die Zeit des Constantius, damit der Effekt vermehrt und sein Sophist als eine Theater-Gottheit vom Kaiser herbeigerufen werde.

an einen Apostel oder Propheten gerichtet wäre. Basilius schreibt zuerst dem Eustathius, daß er Athen ausdrücklich verlassen habe, um seinen Unterricht in Cäsarea, wo er damals noch lehrte, genießen zu können c). Daß er in Verzweiflung gewesen sey, ihn dort nicht anzutreffen, daß er sich angeschickt habe, ihn aller Orten aufzusuchen, ihm sogar ans Ende der Erde, oder, wie er sich ausdrückt, bis an die äußersten Enden Persiens und bis zum indischen Nyssa zu folgen. Diese Anspielung auf Eustathius Entfernung von Antiochien, auf seine persische Gesandtschaft könnte eine Hyperbel seyn, um zu zeigen, daß er seine Rhetorik nicht umsonst gelernt habe; er fügt aber ausdrücklich hinzu, er habe alles Mögliche gethan, um ihn aufzusuchen, und sey unaussprechlich erfreut, endlich durch einen Brief Nachricht von seinem Aufenthalt zu empfangen. Basilius sagt, er habe unendliche Schwierigkeiten überwunden, um ihm nach Syrien zu folgen d), sey trostlos gewesen, ihn auch dort nicht zu treffen, und sey seinetwegen nach Aegypten gereiset, wo er ihn eben so wenig gefunden habe. Daß übrigens Basilius fühlte, wie weit sein Glaube von der Philosophie des Eustathius entfernt sey, beweist er durch die gezwungene Anspielung auf die verschiedene Wirkung, welche Eustathius Lehre vom Schicksal und der Christen Glaube an eine leitende Vorsehung auf das menschliche Gemüth haben müssen. Aus diesen Andeutungen werden unsere Leser die Wichtigkeit, welche die Wissenschaft, deren Hauptsitz Athen geworden war, für den Staat hatte, errathen können, und begreifen, warum die Kaiser seit Antonin dem Philosophen die athenische Lehranstalt als Staatsanstalt betrachteten, und die Hauptlehrer reichlich besoldeten, zugleich aber auch darauf sahen, daß neben den Hauptlehrern eine Anzahl anderer auftraten. Das Verhältniß dieser Lehrer untereinander, zur Wissenschaft ihrer Zeit, zu den Gegenden von Asien, die ihre

---

c) Basili magni opera. Parisiis 1721 — 30 im 3ten Bande pag. 69 — 70.

d) Ὀψὲ δέ ποτε μυρίοις πόνοις τὴν Συρίαν καταλαβόντα.

Jugend nach Athen sandten, wollen wir aus Eunapius Leben des Proäresius anschaulich machen, nachdem wir vorher einige Worte über die Einrichtung der Staatsanstalt in Athen vorausgeschickt haben.

Schon Hadrian hatte den Grund zu den Stiftungen gelegt, welche Antoninus vermehrte und ordnete. Wir wissen aus Dio Cassius und aus Lucian, daß die vier Hauptsekten der alten Philosophie, die Stoiker, die Platoniker, die Epikuräer und die Peripatetiker einen besoldeten Lehrstuhl in Athen hatten, ob aber der Lehrstuhl der rhetorischen Wissenschaften damit verbunden war, oder ob die Besoldung von jährlich zehntausend Drachmen den Professoren der Philosophie in der doppelten Eigenschaft als Philosophen und Rhetoren angewiesen war, wagen wir nicht zu bestimmen; doch ist ausgemacht, daß für die Staatswissenschaften ein besonderer Lehrstuhl oder auch mehrere bestanden, daß aber die Professoren der Politik, wie man sie nannte, nur mit einem Talent, oder mit sechstausend Drachmen besoldet wurden. Die Hauptlehrstühle nannte man Throne, wie in den Städten, wo die Stiftungen städtisch waren. Die Wohlthat Marc Aurel's, als er die bedeutenden Besoldungen aussetzte, galt daher eben so sehr den Athenern, als der Wissenschaft; denn er ersparte der Stadt dadurch eine Ausgabe. Dafür behielt er sich Anfangs die Besetzung dieser Stellen vor, oder vielmehr, er überließ sie dem Herodes Atticus, statt daß in den Orten, wo die Stiftungen städtisch waren, wo die Besoldungen aus der Stadtkasse flossen, über die Ernennung der Lehrer von dem angesehenern Theile der Bürger, oder von dem größern Magistrat durch Mehrheit der Stimmen entschieden wurde. In späterer Zeit geschah dies indessen auch in Athen; als Ausnahme ward jedoch auch später einer oder der andere Lehrer unmittelbar vom Hofe ernannt. In Libanius Leben finden wir einen Kappadokier, den der Kaiser als Professor nach Athen schickt, und bei Philostratus erbitten sich die Athener einen gewissen Chrestus durch eine eigene Gesandtschaft an den Kaiser. Daß strenge Prüfungen dieser Wahl vorausgingen, wissen wir zuverlässig,

weil überall, wo der Wahlen gedacht wird, auch von den vorausgegangenen Prüfungen die Rede ist, auch in dem Theodosianischen Gesetzbuche darüber gesetzliche Bestimmungen gegeben werden. Die Prüfung der anzustellenden Lehrer ward unter Constantius vernachlässigt und ihre Ernennung den Stadtmagistraten und angesehenen Bürgern unbedingt überlassen; die Besoldungen aus der Staatskasse wurden eingezogen, oder der christlichen Geistlichkeit zugewendet. Julian wollte dem abhelfen, von ihm haben wir daher die erste Verordnung über die Prüfungen und über die Obervormundschaft der Regierung in Beziehung auf die Erziehung und Bildung der Bürger. Chrysostomus und mit ihm Godefroy, welche Julian nichts Gutes zutrauen, glauben, er habe durch dieses Gesetz e) die Ausführung seiner unduldsamen Verordnung, wodurch er die Christen von Lehre und Unterricht der Wissenschaft des Alterthums ausschloß, befördern wollen, es ist aber in dem Gesetz nichts enthalten, das uns zu dieser Vermuthung berechtigen könnte, besonders da Valentinian sieben Jahre später dieselbe Verordnung wiederholt und viel dringender als Julianus einschärft, auch dabei weit strenger gegen die heidnischen wandernden Philosophen verfährt, als Julian gegen die Christen f). Sowohl Julian's Verordnung, als besonders Valentinian's Einschärfung der Prüfung scheinen freilich ausschließend für die Stadt Rom und für den westlichen Theil des römischen Reichs bestimmt, da die letzte Verordnung nicht einmal Valens Namen neben dem der lateinischen Regenten an der Stirn trägt; doch sehen wir aus Eunapius, daß sie in Athen wenigstens treu beobachtet ward. Die Stellen wurden nicht auf Lebenszeit vergeben, jeder Sophist be-

e) Codex Theodosianus, lib. XIII. tit. III. l. 5. Tom. V. pag. 35.

f) Cod. Theodos. lib. XIII. tit. III. l. 7. Die Professoren und Aerzte waren von der Last der Stadtämter frei; darauf bezieht sich das Gesetz: Reddatur unusquisque patriae suae, qui habitum philosophiae indebite et insolenter usurpare cognoscitur; exceptis his, qui a probatissimis adprobati ab hac conluvione debeat secerni.

hauptete sich nur so lange in seinem Lehramte, als er seinen Ruhm behauptete, er nahm daher, wie wir unten sehen werden, in der Regel zu unwürdigen Mitteln seine Zuflucht, um ein Publikum zu erhalten oder um die Gunst desselben nicht zu verlieren. Die Bewerbung um diese Stellen, der Wettstreit der Rhetoren und Sophisten, Prüfung und Wahl derselben, das Buhlen der Lehrer um Zuhörer, der Zuhörer und Schüler, um Neuangekommene ihrem Lehrer zuzuführen, beschäftigte die Athener der spätern Zeit eben so ernsthaft und unablässig, als die Prozesse, die Reden der Sykophanten, die Angelegenheiten Griechenlands und ihre eigenen in Krieg und Frieden ihre Vorfahren. Die Prüfung der Lehrer übrigens sollte nach dem alten Herkommen und nach Julian's Verordnung eine doppelte seyn. Die erste wurde wahrscheinlich von dem Statthalter oder seinem Stellvertreter angestellt, und konnte auch einen polizeilichen oder politischen Zweck haben, sie betraf die Sitten des Candidaten; die andere bestand in einer Proberede, die vor einem Ausschuß der Notablen der Stadt, in welcher der Sophist auftreten wollte, gehalten ward g). Bei dieser Prüfung wurde, wie in den Gemeinden, die ihren Prediger wählen, eine größere Zahl Bewerber zugelassen, nachher wurden vermöge eines Beschlusses des gesammten Raths (curiae) die Notablen versammelt und diejenigen ausgewählt, welche die Vorzüglichsten schienen. Vor Julianus war von einer Bestätigung des Kaisers nicht die Rede, dieser dringt freilich in seinem Gesetze darauf, daß jedes Mal an den Hof berichtet und dessen Einwilligung eingeholt werde; es scheint indessen niemals dazu gekommen zu seyn.

Wir wenden uns nun zu Eunapius und Libanius, um die Wirkung dieser Einrichtungen und ihr Verhältniß zum Leben und zur Wissenschaft an einem besondern Fall anschau-

g) Dies liegt in dem Ausdrucke der Verordnung Julian's: doctores excellere oportet moribus primum, deinde et facundia, verglichen mit dem, was wir bei den Biographen finden.

licher zu machen. Wir beginnen mit dem Ruf der athenischen Lehranstalt und dem Einfluß derselben in Asien, weil sowohl Proäresius als Libanius durch den Ruhm athenischer Lehrer aus der glänzenden Hauptstadt Syriens nach Athen gelockt wurden. Die Reise aus Syrien nach Athen würde in unsern Tagen eine kurze Ueberfahrt seyn, für Libanius war sie wegen seiner schwächlichen Gesundheit und seiner Scheu vor Seereisen sehr langwierig und beschwerlich. Er reisete zu Lande nach Constantinopel, in der Hoffnung, ein Freund, der großen Einfluß bei Hof hatte, werde ihm dort eine kaiserliche Erlaubniß verschaffen, sich der Reichs-Schnellpost zu bedienen; wie er aber ankam, hatte der Freund seinen Einfluß verloren, und er mußte zu Schiffe nach Athen gehen. Für Proäresius war die Reise seiner drückenden Armuth wegen noch viel schwieriger. Eunapius erzählt nämlich von diesem seinem Lehrer und Helden h), er sey aus Armenien, wo er von guten aber armen Eltern geboren worden i), durch Unglücksfälle getrieben, nach Antiochia geeilt, wo er den Ulpianus gehört habe, der Hauptlehrer in dieser Stadt gewesen sey **). Der Ruf eines Julianus, der damals in Athen lehrte, dessen Leben Eunapius ebenfalls beschrieben hat, habe ihn nach Athen gezogen, wie seinen Mitschüler Hephästion, der eben so blutarm gewesen sey. Beide hätten zusammen nur ein einziges Ober- und Unterkleid, und ein Paar alte Decken zum Nachtlager gehabt, so daß wenn der Eine öffentlich erschienen sey, der Andere habe zu Hause bleiben müssen. Hier wollen wir aus dem Leben des Sophisten Julianus, zu dem Proäresius und sein Freund hineilten, Einiges einschieben, um unsere Leser in das Universitätswesen zu Julian's Zeit einzuweihen, und ihnen zu zeigen, daß es in unsern Tagen doch nicht ganz so arg ist. Julianus, heißt es, theilte damals den Beifall in Athen mit einen Lacedämonier, Apsines,

---

h) Eunapius vol. I. p. 78.

i) γεγονὼς γὰρ ἄνωθεν καλῶς, τούτο ἠτύχει.

**) κρατοῦντα τῆς Ἀντιοχείας.

der weniger Fülle, aber mehr Kunst und Gedrängtheit der Rede hatte, mit einem Epagathus, und Andern, die weniger bedeutend waren. Zu Julian wandten sich besonders die zahlreichen Syrer, so wie die aus dem an Syrien gränzenden Theile von Arabien nach Athen wandernden Griechen und Halbgriechen. Apsines hatte seine Landsleute, die Lacedämonier, für sich, deren Fäuste furchtbarer waren, als ihre Zungen; bei den Syrern war es umgekehrt. Julianus hatte sich ein kleines Haus in Athen gekauft, und in diesem einen offenen Hörsal, ganz im Styl und nach dem Muster der öffentlichen Theater, von polirtem Marmor, mit den Statüen der von ihm besonders hochgeachteten Sophisten ausgeschmückt. Auch die andern Professoren sahen sich genöthigt, sich kleine Theater bauen zu lassen, weil die Zahl der Fremden, besonders aus dem Orient, so ansehnlich war, der Kampf der Partheien so furchtbar, daß kein Sophist wagte, in einem Theater oder an einem zu allgemeinen Versammlungen bestimmten Orte aufzutreten, weil die öffentliche Polizei ihn hier nicht gegen die Kabale der Gegner schützen konnte. In seinem eigenen Theater wachten seine Schüler, daß die Anzahl der Fremden und besonders der Schüler des Gegners nicht zu groß würde, damit nicht etwa seine klatschenden Freunde von den Tobenden und Zischenden überstimmt würden; denn, sagt Eunapius, man stritt in Athen freilich damals nicht, wie in der Vorzeit, mit der Rede vor Gericht und im Volk um Kopf und Leben; es galt aber dem tobenden Geschrei und dem lärmenden Klatschen der von aller Welt Enden her versammelten Jünglinge. Leider blieb man dabei oft nicht stehen; man nahm seine Zuflucht zur Faust, wenn man mit der Stimme und dem bloßen Klatschen der flachen Hand dem bewunderten Lehrer nicht zu seinem verdienten Beifall helfen konnte; bei solchen Gelegenheiten zogen die Syrer den kürzern. Apsines, Julian's Nebenbuhler, hatte die Lakonier auf seiner Seite, und diese gebrauchten, nach des Eunapius Ausdruck, die schweren lakonischen Fäuste in diesem innern Kriege der Schulen, sie sandten Julian's Freunde, ihres Lehrers Gegner, mit

blutigen Köpfen nach Hause; Julian und die Seinigen, welche das Feld räumen mußten, führten Klage beim Prätor Achaja's, der in Korinth seinen Sitz hatte, und die Urheber des Unfugs in Ketten in die Stadt bringen ließ, wo er sein Gericht hielt. Eunapius erwähnt des öffentlichen Gerichts, das über die Sophistenschüler, die der Prätor sehr ungünstig aufnahm, gehalten wurde, weil bei der Gelegenheit Proäresius von seinem Lehrer aufgefordert ward, öffentlich zu reden, und gleich das erste Mal solchen Beifall erwarb, daß Julian und die Professoren, die neben ihm die Hauptstellen bekleidet, oder die Throne inne gehabt hatten, rathsam fanden, das Feld zu räumen, und der neuen Generation, einem Proäresius, Hephästion, Epiphanius, Diophant, von deren Wahl und Ernennung wir sogleich reden wollen, ihre Stellen zu überlassen. Ehe wir den Proäresius als Hauptlehrer in Athen anführen, wollen wir zuerst zeigen, wie Libanius, der später, als Proäresius, nach Athen kam, zu der Reise bewogen wurde, und wie dieser die Verhältnisse der Lehrer und Schüler bei seiner Ankunft fand. Libanius schildert uns zuerst k) seine frühere Erziehung, seiner Mutter Sorgfalt für seine moralische Bildung, ihre Gleichgültigkeit für seine geistige Entwicklung, ihre Sorgsamkeit, ihn den Verführungen einer verdorbenen syrischen Hauptstadt, wie Antiochia war, zu entziehen. Er berichtet, wie sie ihn auf dem Lande erzog, ihm Tauben, Pferde und ländliche Vergnügungen zur Unterhaltung verschaffte, wie er aber auf einmal allen diesen Belustigungen entsagte, um sich ganz den schönen Wissenschaften zu widmen. Sobald der Geschmack an Dichtkunst und Beredsamkeit der Alten erwacht war, suchte Libanius die besten Lehrer in Antiochia auf, und wendete sich deshalb an die berühmtesten So-

k) Man wird leicht sehen, daß wir hier der Rede περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης folgen, welche in der Ausgabe von Libanius Werken von Reiske, Altenburg 1784, die Erste ist. Zu dieser Rede hat Wyttenbach in der Bibliotheca critica vol. III. pars X^ma^. pag. 76. u. folg. vortreffliche Noten gegeben.

phisten, gesteht aber, daß kein einziger unter denselben seiner Erwartung entsprochen habe. Es sey ihm ergangen, sagt er, wie dem Hungrigen, der, wenn er kein Waizenbrod auftreiben könne, mit Gerstenbrod vorlieb nehmen müsse. In dieser Zeit machte er Bekanntschaft mit einem Kappadokier, also mit einem Mann aus einem Lande, das einer der Hauptsitze der heidnischen und christlichen Redekünstelei und Sophistik war, wie wir in Rücksicht der Erstern an Eustathius und vielen Andern sehen, die sich in Athen auszeichneten; in Rücksicht der christlichen Sophistik dürfen wir aber nur an Gregor von Nazianz und Basilius den Großen, die Zeitgenossen des Libanius, erinnern. Die Letztern haben eine andere Manier der Rhetorik, und das wenige ächt Evangelische, was im Wust ihrer süßlichen, übertriebenen und unnatürlich gekünstelten Reden durchschimmert, bringt sie dem Gemüth zuweilen nahe; das ist das Einzige, was sie unterscheidet 1). Der kappadokische Freund des Libanius unterhielt ihn beständig von Athen, und von dem, was er selbst von älteren Leuten von dem regen wissenschaftlichen Leben in Athen gehört habe, er sprach ihm von den Sophisten, die dort gegen einander aufträten, von den Reden, welche sie gehalten hätten, von ihrem täglichen Wettstreit der Rede, vom täglichen Kampfe und Siege. Diese Erzählungen entflammten den Wunsch in ihm, nach Athen zu gehen; doch scheint es aus dem Folgenden, als habe er besonders einen Lehrer im Auge gehabt, zu dem er nachher, durch die Studenten-Verbindung gehindert, nicht gelangen konnte. Wir haben von der Reise schon oben geredet, wir nehmen den Faden da wieder auf, wo er im Hafen von Athen angelangt ist, und dort von den verschiedenen Landsmannschaften und Verbindungen der Studirenden empfangen

---

1) Man lese bei Ullmann, Gregor u. s. w. S. 183 — 186, wo das natürliche richtige Gefühl, die Erinnerung der frühern Schule, das eigene gerade Wesen, mit theologischer Salbung, und einer angebildeten Manier, die dem wackern Mann fremd ist, ganz sonderbar contrastiren.

wird. Hier erfahren wir, daß auf den griechischen Universitäten Verbindungen ganz verschiedener Art bestanden, theils Landsmannschaften, theils Verbrüderungen, um den Ruf und die Frequenz der Vorlesungen gewisser Professoren aufrecht zu erhalten. Libanius beschreibt diese Verbrüderungen und ihre Folgen auf eine solche Weise, daß man glauben sollte, er redete von unsern Anstalten, nur mit dem Unterschied, daß die Studirenden in Athen sich herumtummeln, raufen, sich gewaltsam pressen konnten, wie in England die Matrosen gepreßt werden, ohne daß irgend Jemand davon Notiz nahm. Nur wenn es sehr arg zum Blutvergießen gekommen war, wenn der eine Theil Klage führte, wurden sie nach Korinth citirt, oder auch, nach dem der Fall war, mit Wache hingebracht. Schon im Vaterlande, ehe man nach Athen kam, wurde man für einen oder den andern Lehrer geworben, und nahm die Verpflichtung auf sich, in die Verbindung einzutreten, oder gar, wie dies bei Libanius der Fall war, Präses oder Senior der Verbindung zu werden. Die Einweihung in eine solche Verbindung, das Amt eines Senior beschreibt uns Libanius gerade so, wie wir es auch heutiges Tages beschreiben würden, nur daß, so viel wir wissen, das Pressen für irgend einen Lehrer, das Auffangen der Neuangekommenen, das gewaltsamme Fortschleppen Anderer in bestimmte Collegien und zu bestimmten Professoren nicht das Hauptgeschäft der Senioren ausmacht. Uebrigens beschreibt Libanius die tragischen Folgen solcher Verbindungen und die bittern Nachwehen der kurzen Freude über den erhaltenen Ehrentitel Präses oder Senior m) auf eine ähnliche Weise, wie wir uns darüber erklären würden. Er sagt, er achte sich glücklich, daß ihn die Mitglieder einer solchen Verbindung oder ihr Senior schon im Hafen aufgefangen und gehindert hätten, zu dem Professor zu gehen, um dessenwillen er eigentlich hergekommen sey, und daß ihn eine andere Brüderschaft am folgenden Tage der vorigen wieder entführt, sich einverleibt, durch Weihe und

m) τοὔνομα μάλα εὔφημον, ὁ τοῦ χοροῦ προστάτης.

Eid verpflichtet, und auf diese Weise es ihm unmöglich gemacht habe, einen andern Sophisten, als den der Brüderschaft, täglich zu besuchen. Den Sophisten, für den er schon in Antiochia geworben gewesen sey, so wie alle übrigen habe er nur dann gehört, wenn sie öffentliche Vorträge gehalten; dies sey aber vermöge einer Uebereinkunft von Allen nach der Reihe geschehen. Durch den gezwungenen Eintritt in eine andere Brüderschaft sey er der schon zu Hause übernommenen Verpflichtung entgangen; er habe sich als bloßes Mitglied einer Verbrüderung, an deren Angelegenheiten er keinen lebhaften Antheil genommen, leidend verhalten können und habe das lästige Seniorat nicht übernehmen dürfen. Die Geschäfte des Seniorats waren folgende: An der Spitze der gerüsteten Brüderschaft in den Piraeus oder auf das Vorgebirge Sunium zu ziehen, um die Ankömmlinge in Empfang zu nehmen; für seinen Sophisten zu pressen, und mit Knittel, Schwert, Steinen die andern Brüderschaften zu bekämpfen; im glücklichen Fall vor den Prätor von Achaia nach Korinth geschleppt zu werden. Dazu gehört nothwendig, setzt er hinzu, Trinkgelag auf Trinkgelag n), Schulden auf Schulden, und wenn Alles erschöpft ist, borgen zu fünf und zwanzig bis fünfzig Procent. Da Libanius den Sophisten, zu dessen Schule man ihn geführt hatte, nicht achtete, so hielt er es auch nicht für der Mühe werth, sich um des Mannes willen in die Schulangelegenheiten einzulassen, sondern studirte für sich, blieb von den Gelagen weg, beunruhigte niemand, und ward von niemand beunruhigt, weil er die einmal übernommene Verbindlichkeit erfüllte, des Scheins wegen den Sophisten, für den er gepreßt war, besuchte, ihn aber im Stillen verachtete, und andern nachahmte. So verflossen die vier Jahre seiner Universitätsstudien in Athen. Gelegentlich sehen wir, daß der Prätor von Achaia, der die Polizei und das Kriminalverfahren in den Händeln zu leiten hatte, eine Art Curatel über die Lehranstalt hatte. Er ward über die Unruhen, welche

n) δεῖπνα δὲ δείπνοις συνείροντα.

von den Professoren, die zu Libanius Zeit die Throne der Sophisten inne hatten, veranlaßt wurden, endlich so unwillig, daß er sie alle zusammen fortschicken und und andere an ihre Stelle ernennen wollte. Libanius war sogar zu einem ihrer Nachfolger ausdrücklich bestimmt. Man fand aber nachher entweder Mittel, den erbitterten Prätor zu besänftigen, oder mußte er erst an den Hof berichten und fand dort kein Gehör, genug, Libanius hatte bloß die Ehre, öffentlich zu der Ehrenstelle bestimmt gewesen zu seyn. Auf einer Reise, die er mit einem Freunde machte, ward er ersucht, in Constantinopel aufzutreten. In Constantinopel hatte bis dahin seit Sopater's Zeit kein Sophist aufkommen können; Bemarch, den Kaiser Constantius begünstigte, war ein sehr mittelmäßiger Lehrer, einen bedeutenden duldeten die Geistlichen nicht gern; in Nikomedien dagegen blühte die Lehre der Sophisten, weil der Magistrat Sorge trug, daß immer ein Mann von Ansehen und Ruf dort lehre. Dieser Magistrat rief auch den Libanius aus Constantinopel nach Nikomedien, und erreichte seinen Zweck, die Anstalt emporzuheben, völlig.

So wie uns Libanius die eine Seite des Unterrichtswesens und den lebendigen Antheil, den der eine Theil der damaligen Griechen an den Zänkereien und Rhetorkünsten der heidnischen Lehrer nahm, während der Andere mit noch größerer Heftigkeit für die dogmatischen Streitigkeiten der christlichen Geistlichen und für oder gegen die Beschlüsse der Concilien auf jede Weise kämpfte, so zeigt uns Eunapius eine andere Seite. Libanius tadelt und spottet, Eunapius spricht im Ernst und lobt, wahrscheinlich aber sprechen beide von derselben Zeit und von demselben Sophisten, denn wahrscheinlich war der Sophist, in dessen Schule Libanius gegen seinen Willen gerieth, jener Diophant, dessen Eunapius in der unten auszuführenden Stelle gedenkt. Ehe wir aus Eunapius die Wahl der Lehrer, und ihr Verhältniß zu einander und zur Obrigkeit schildern, und die Gegenden Asiens nennen, deren Jugend nach Athen strömte, und deren Einwohner, wie es scheint, den lebhaftesten Antheil an der Bil-

dung nahmen, die man in Athen erwarten durfte, wollen wir aus einem christlichen Schriftsteller, der Meister in der Kunst der Sophisten war, und dieses nach den Umständen bald eingestehen will, bald wieder einmal nicht, je nachdem er seine eigene Eitelkeit oder die Grundsätze seiner Religionspartei berücksichtigt, dieselben Einrichtungen in Athen, und den Eifer der Studirenden, den uns Libanius nicht eben von einer vortheilhaften Seite darstellt, beschreiben, zugleich aber die Studien näher bezeichnen, die ein solcher Sophist zu treiben pflegte. Gregor von Nazianz und Basilius der Große, zwei Freunde und Zeitgenossen, gründeten bekanntlich ihren Ruf durch diese Studien, die sie zu verdammen und zu verachten schienen; denn ihre Predigten und Briefe sind durch denselben Styl, durch dieselbe gekünstelte Sprache, durch denselben Reichthum an Worten und dieselbe Armuth an Ideen, die wir bei den heidnischen Sophisten finden, ausgezeichnet; beide waren mit Julian und Libanius zu gleicher Zeit in Athen, und Basilius war schon, ehe er dahin kam, als Rhetor bekannt. Gregor in seiner Gedächtnißrede auf Basilius den Großen o) will uns freilich glauben machen, daß in Constantinopel eine Anzahl vortrefflicher Redner und Philosophen gewesen sey, er will die ganz christliche Stadt nicht zurücksetzen; wir wissen aber, daß seine Nachricht falsch ist: Nikomedien hatte bessere Lehrer als die zweite Hauptstadt des Reichs, Athen war aber Universität der ganzen Welt. Gregor vergleicht das Toben und Lärmen, das Klatschen und Zischen, das Bewerben und Eifern der Sophistenschüler in Athen mit der Bewegung, dem Lärm und dem Zwist, der zu seiner Zeit in allen griechischen Hauptstädten unter den Partheien der Rennbahn über Vorzug und Sieg der Pferde, der grünen oder blauen oder der beiden andern Farben bei Wagenrennen herrschte, ganze Bürgerschaften theilte, und unaufhörliche Unruhen, Gefechte, selbst heftige Empörungen und Blutvergießen veranlaßte. Auf die-

o) Scti patris nostri Gregorii Theologi vulgo Nazianzeni opera omnia. Parisiis 1778. fol. Orat. XLIII. pag. 780. sqq.

selbe Weise, sagt er, wie da, wo die Wägenrennen gehalten werden, Jeder, mag er nun im Stande seyn, ein Pferd zu halten, oder nicht, mit Leib und Leben für gewisse Pferde und Wagen streitet, so sucht in Athen jeder Studirende die Zahl der Zuhörer seines Sophisten und dadurch zugleich dessen Einnahme zu vermehren. Es ist höchst merkwürdig p), ruft er aus; alle kleineren Städte, Berge und Ebenen, Häfen und Wege, jede Ecke des Landes, nicht blos von Attika, sondern von ganz Griechenland sind voll Menschen, die sich dieses oder jenes Sophisten mit Heftigkeit annehmen, und die Einwohner des Landes selbst nehmen Parthei, gleich den jungen Leuten aus der Fremde. Kein Ankommender kann den Aufpassenden und Werbenden entgehen, er wird entweder mit Güte oder mit Gewalt einem Sophisten-Chor einverleibt. In einem solchen Chor findet er entweder Freunde oder Verwandte oder Landsleute, die ihn zuerst bewirthen und zu ihren Schmäusen ziehen, oder einer der Hauptschüler des Sophisten, einer von denen, die ihm die Zuhörer zuführen, und der daher bei ihm in großen Ehren ist, weil zu den Vortheilen des Sophistengewerbes auch das gerechnet wird, daß man dergleichen Leute in seinem Dienste habe, nimmt ihn unter seine Obhut und führt ihn in die neue Welt ein. An den Bericht von der ersten Aufnahme Basil's knüpft Gregor unmittelbar die Erzählung von dessen sophistischer Klopffechterei mit den armenischen Sophistenschülern, wobei er mit großer Gewandtheit den Sekundanten machte. Bei aller geistlichen Salbung freut er selbst sich ungemein über diesen in den losen Künsten, die er nachher als Prediger zu frommen Zwecken anwandte, erworbenen Ruhm. Die Demuth, die er bei der Gelegenheit zeigt, würde er bei Julian oder einem andern Weltkinde mit einem ganz andern Namen belegen. Wir wollen unsern Lesern das Urtheil überlassen und seine eignen Worte anführen. Er sagt: Basilius und er selbst hätten den Teufel verachten

p) l. c. p. 782 —— Καὶ τὸ πρᾶγμά ἐστιν ἐπιεικῶς ἄτοπον καὶ δαιμόνιον.

gelernt, an einem Orte, wo die Teufel bewundert würden q), und seyen nichts desto weniger nicht blos bei ihren Freunden und Lehrern, sondern in ganz Griechenland berühmt geworden. Ja, fährt er fort, unser Ruf war über die Gränzen von Griechenland hinausgedrungen, wie uns von Vielen berichtet ward, die aus der Fremde kamen und uns mittheilten, was dort Tagesgespräch sey. Unsere Lehrer waren überall berühmt, wo Athen berühmt war, wir waren allen denen bekannt, denen unsere Lehrer bekannt waren; wir wurden überall zusammen genannt, zusammen gepriesen, ein berühmtes Paar! Wie kann man es denen, die nicht als Bischöfe noch angesehener, als Heilige noch berühmter zu werden hoffen durften, verdenken, daß sie den Sophistenruhm so eifrig suchten, wenn der Mann, der allem Weltlichen abgestorben seyn will, auf diesen leeren Tand solche Bedeutung legt!! Welche Wissenschaften man trieb, was einem vollendeten Sophisten zu erlernen nöthig schien, sagt uns Gregor gleich darauf, wenn er die Kenntnisse angiebt, welche Basilius sich in Athen erworben habe. In jener Rhetorik, sagt er, die, wie die Chimära bei Homer, des Feuers Kraft schnaubt, war ihm keiner gleich; er selbst war in seinen Sitten den Rhetoren sehr ungleich. Er war Meister in der Grammatik, d. h. in jener Wissenschaft, welche ächt griechische Worte und Redensarten wählen lehrt, welche die zur Erklärung der Schriftsteller und zur Belebung und Abwechselung der Reden unentbehrlichen historischen Kenntnisse vorträgt, zur Metrik anleitet, den verschiedenen Gattungen der Gedichte die Regel vorschreibt. Er war Meister in der Philosophie, d. h. in derjenigen Wissenschaft, welche selbst das Höchste ist, und ihren Freund in die Höhe führt. Er hatte sowohl die praktische, als die theoretische Philosophie studirt, hatte aber auch den dritten Theil derselben, der von logischen Beweisen, von künstlichen Schlüssen, von der Widerlegung des Gegners und den Streitsätzen handelt, den man Dialektik nennt, sich so zu eigen gemacht, daß

q) 'ενταῦθα δαιμόνων καταφρονήσαντες, οὐ θαυμάζονται δαίμονες.

es leichter war, sich aus den Irrwegen des Labyrinths herauszufinden, als den Schlingen seiner verfänglichen Schlüsse, wenn es deren bedurfte, zu entgehen. Von Astronomie, Geometrie, Zahlenlehre lernte er nur so viel, als nöthig war, um nicht von Jemand, der dieser Wissenschaften kundig wäre, in Verlegenheit gebracht zu werden; mehr davon zu wissen, verschmähte er, weil er dafür hielt, daß es dem Frommen zu Nichts dienen könne." Man bemerke hier, wie die Frommen damals, wie in unsern Tagen, mit den Sophisten in der Verachtung der mathemetischen und praktischen Wissenschaften ganz übereinstimmten. Die Einen verkünden einen blinden Glauben, die Andern einen Schein des Wissens; beiden ist der Verstand und sein in der Mathematik gegebenes Gesetz feindlich und widerwärtig. Wir werden die beiden Kirchenväter nachher über den Unterricht und die Lehre reden lassen, welche sie statt des Unterrichts empfehlen, der von der Erklärung der Schriften des Alterthums ausgeht; zuvor aber wollen wir auf die Sophisten und die Art, wie sie Eunapius darstellt, zurückkommen. Er erzählt uns im Leben des Proäresius, daß nach der Entfernung des Sophisten Julian, von der wir oben geredet haben, auch die andern Hauptlehrstühle erledigt waren, und eine neue Wahl ausgeschrieben wurde. Die Zahl der Bewerber war so groß, daß Eunapius sagt, er könne unmöglich alle nennen r), es seyen nicht blos drei Hauptlehrer ernannt worden, sondern auch einige Professoren zweiter Ordnung. Die Sophisten der ersten Ordnung seyen Proäresius, Hephästion, Epiphanius gewesen, Diophant und Sopolis hätten zu der niedern Ordnung gehört; Parnasius sey ihnen beigeordnet worden, um die Zahl zu füllen. Alle sechs, sagt Eunapius, hatten ihre Zuhörer, alle sechs hatten ihre Leute, die für sie warben, doch beschränkte sich der Ruhm und das Ansehn der drei Letztern auf ihren Hörsaal und auf den Katheder, den sie bestiegen; mit den Andern beschäftigte sich

---

r) **Eunapius I. p. 79.** *παραγγέλλουσι μὲν ἐπὶ τῷ κράτει τῆς σοφιστικῆς πολλοὶ καὶ ἄλλοι ὥστε ὄχλος ἦν καὶ ταῦτα γράφειν.*

nicht blos die Stadt Athen, sondern die verschiedenen Völker des römischen Reichs theilten sich zwischen den drei Sophisten nach Gegenden und Orten. Dies könnte eine Uebertreibung, eine der gewöhnlichen rhetorischen Wendungen scheinen, die buchstäbliche Wahrheit läßt sich aber theils aus dem, was unmittelbar folgt, theils aus dem, was wir vorher aus Libanius angeführt haben, leicht darthun. Wir machen dabei besonders aufmerksam auf den Eifer für den Theil der griechischen Wissenschaft, der den Arabern, ihrem Volkscharakter und der Natur ihrer Sprache und ihres Geistes nach, am nächsten lag, welcher in den von Griechen bevölkerten oder zur griechischen Sprache und Kultur übergegangenen Provinzen des Ostens herrschte, und sogar nach der Verwüstung von Athen durch Alarich und der Zerstörung der heidnischen Anstalten unter Justinian fortdauerte, weil es mit dem zusammenhängt, was wir am Schlusse dieses Aufsatzes von der Fortpflanzung der griechischen Wissenschaft, von der Ausbreitung derselben unter den Arabern zur Zeit des Caliphats in Damaskus bemerken werden. Ueber die Bildung der asiatischen Jugend auf der atheniſchen Universität und die Zahl der Studirenden, welche sich dort versammelte, berichtet uns Eunapius Folgendes: Zur Schule und zum Chor des Epiphanius, sagt er, gehörten die Gegenden von Mesopotamien, Syrien und was daran gränzt s). Die Araber sammelten sich um Diophant. Hephästion, fährt er fort, scheute sich, mit Proäresius auf die Dauer zu wetteifern, und entfernte sich aus Athen und aus dem Gewühl; zu Proäresius sammelten sich Alle, die aus Pontus und aus den angränzenden Provinzen kamen, denn sie betrachteten ihn als ihrem Lande angehörig. Zu ihm sammelte sich ferner Alles, was aus Bithynien und aus den

---

s) Eunapius Worte lauten pag. 79: *Ἡ γὰρ ἑῴα καθάπερ τι γέρας Ἐπιφανίῳ ἐξῄρητο.* Dazu bemerkt Wyttenbach vol. II. pag. 294. **Orientis regio dicitur hic proprie quae Atheniensibus ortui aequinoctiali solis proxima videbatur, Mesopotamia et Syria: Arabia ad ortum australem, Pontus et vicinae terrae ad ortum septentrionalem censebantur.**

Provinzen am Hellespont stammte, Alle, die aus den Gegenden östlich von Lydien, aus dem Lande, welches von Karien, Lycien, Pamphylien und dem Gebirge des Taurus begränzt wird, sich in Athen vereinigten, nebst denjenigen, die aus Aegypten und dem Theile von Libyen kamen, der die bewohnbare und bekannte Welt von der unbewohnbaren und unbekannten scheidet. War übrigens, wie Eunapius ausdrücklich sagt, Proäresius ein Christ, der also von den Teufeln, die nach Gregor in den Büchern der Alten steckten, nichts zu fürchten hatte, so schützte ihn sein Glaube wenigstens gegen die Sophisteneitelkeit und den Professorenstolz so wenig, als viele der überfrommen und übergelehrten Theologen unserer Zeit, welche uns gar zu gern die Dogmatik der Zeiten des Constantius durch dieselben Mittel wieder aufdringen möchten, deren man sich ehemals bediente, um sie einzuführen. Proäresius heidnische Betriebsamkeit für heidnische Künste kann um so weniger bestritten werden, da ein Heide ihn deswegen lobt. Er brachte es in Athen in kurzer Zeit so weit, daß sein Anhang dem aller andern Sophisten an Zahl und an Faustkraft überlegen war, so, daß die übrigen Landsmannschaften und Verbrüderungen sich endlich alle vereinigten, um seine rüstigen Verfechter mit vereinter Kraft zu bekämpfen. Jetzt entstand ein Krieg auf Tod und Leben, es wurde unaufhörlich gefochten, und der Prätor von Achaja täglich mit Klagen behelligt. Er hielt Proäresius für den Urheber des Unfugs, und wies ihn endlich aus der Stadt. Eunapius will das freilich nicht eingestehen; er meint, die Gegner hätten den Prätor gewonnen t). Der Letztere wartete, bis ein jüngerer Mann, also einer aus der neuen Schule, entweder der Frommen oder der Sophisten, die das Ministerium begünstigte und auf die Universitäten verpflanzen wollte, Prätor ward, dieser wirkte vom Kaiser seine Zurückberufung aus. Er fand bei seiner Rückkehr die Schwierigkeiten

t) Eunapius bedient sich bei der Gelegenheit eines sonderbaren Ausdrucks, den wir ohne Wyttenbach's Hülfe nicht würden verstanden haben. Er sagt: δεκάσαντες τὸν ἀνθύπατον.

viel größer, als das erste Mal, seine Feinde hatten sich vereinigt, seine Schüler und Freunde waren von den andern Verbindungen weggefangen, und der Schule anderer Sophisten einverleibt, nur Tuscianus, wahrscheinlich vorher Senior der Schaar des Proäresius, war übrig geblieben. Bei dem Wiederauftreten des Proäresius, bei seinem Wettkampf um die Stelle werden die Professoren beinahe behandelt, wie man Opernsänger oder Tänzer in unserer Zeit behandeln würde; derjenige unter ihnen, der das größte Kunststück gemacht hat, wird auf eine ähnliche übertriebene Weise geehrt und gesucht, wie man jetzt in unsern Städten eine Sängerinn oder einen Schauspieler zu suchen und zu ehren pflegt. Der Prätor läßt die Sophisten kommen, versammelt das Volk und ihre Schüler um sich, giebt ihnen, wie dem Proäresius, Aufgaben, die sich der Letztere absichtlich erschwert, so wie er allerlei Kunststücke anbringt, die ihren Zweck nicht verfehlen. Der Prätor hat z. B. die Künste der Gegner des Proäresius dadurch vereitelt, daß er jedes Zeichen des lauten Beifalls oder Mißfallens streng verboten hat. Proäresius weiß sich zu helfen, denn an den Stellen, wo sonst seine Schaar durch ein Stichwort das Zeichen zum Klatschen zu erhalten pflegte, oder wo ein Kunstgriff, eine Wendung, ein Witz, das Klatschen hervorrief, macht er eine Pause, und bezeichnet auf diese Weise der zahlreichen Versammlung das gewöhnliche Klatschen durch eine Reihe künstlicher Pausen. Er wird als Sieger und Meister erkannt, und der Prätor mit seinem ganzen Gefolge begleitet ihn nach Hause. Daß er seine Kabalen fortsetzte, daß die Unruhen in Athen fortdauerten, daß er zum zweiten Male die Stadt räumen mußte, damit den Unruhen ein Ende gemacht werde, deutet Eunapius nur dunkel an; dagegen spricht er bestimmt aus, daß er seinen Zweck erreichte, großen Lärm in der Welt zu erregen und am Hofe für einen großen Mann zu gelten. Constans, der damals in Gallien lebte, ließ den Sophisten an seinen Hof kommen, und dieser setzte den Kaiser in Erstaunen durch seine Fertigkeit im Reden und durch seine Kunst, Schmeicheleien anzubringen. Die Gallier erstaunten

über seine Riesengestalt, über seine Verachtung ihrer Winterkälte, seine Sitte, eiskalt zu trinken, ohne Fußbekleidung einherzugehen, sich nur leicht gegen die Kälte zu verwahren. Der Kaiser zog ihn zur Tafel. Er schickte ihn endlich nach Rom, Proäresius scheint aber die Kunst, der römischen Aristokratie und den Damen zu schmeicheln, nicht so gut verstanden zu haben, als er den athenischen Studenten und dem Kaiser zu gefallen wußte: er erbat sich die Erlaubniß, wieder nach Athen zurückgehen zu dürfen. In Rom, heißt es, ward ihm eine Bildsäule mit einer prächtig klingenden Inschrift errichtet, und der Kaiser gab ihm einen Amtstitel (magister militiae oder armorum), um ihn in den Stand zu setzen, den Athenern eine jährliche und regelmäßige Kornaustheilung zukommen zu lassen. Den Römern schickte Proäresius statt seiner den Alexandriner Eusebius, der ihm gut für die Römer zu passen schien, weil er, wie Proäresius sagte, mit den vornehmen Herrn und Damen, die den Ton in der Hauptstadt angaben, besser umzugehen verstehe, als er; Eunapius deutet aber an, daß ihm Eusebius in Athen einigermaßen im Wege gewesen sey u). Eunapius verhehlt uns nicht, wie kräftige Männer jener Zeit recht gut eingesehen hätten, daß solche Lehre und solche Lehrer, wie die genannten Männer, keine neue Generation bilden, keine im Leben brauchbare und tüchtige Männer erziehen könnten. Er erzählt uns, daß der bekannte Präfect von Illyrien, Anatolius, einer der tüchtigsten Staatsbeamten des Constantius, seinen Unwillen über das Leben und die Grundsätze der berühmten Professoren in Athen, so wie über die verderbliche Wirkung ihrer Eitelkeit und ihres Hochmuths auf die Sitten und den Charakter der Jugend laut geäußert habe. Anatolius war in Berytus, einem durch seine gründliche Rechtsschule berühmten Orte geboren; er hatte dort den Grund zu seiner Bildung gelegt, er

---

u) Es heißt: Eusebius, habe Proäresius gesagt, sey: *κολακεύειν τε εἰδὼς καὶ σαίνειν, τὸ ὑπερέχον στασιώτης δὲ κατὰ τὰς Ἀθήνας ἐφαίνετο.*

war in den Künsten der Sophisten geübt und mit ihnen bekannt; nichts desto weniger rief er, als er nach Athen kam und den Lärm des Klatschens hörte, das Partheimachen der Professoren erfuhr, in Gegenwart der Sophisten aus: Wie bedaure ich die Eltern, welche ihre Kinder Leuten anvertrauen, die sie auf diese Weise gebrauchen und an dieser Art Beifall Vergnügen finden! Auf die Verachtung der Lehrer der heidnischen Schulen gründeten in jenen unglücklichen Zeiten Mönche und christliche Geistliche das System ihres Angriffs auf die Alterthumswissenschaft; sie sprachen dieser allen Inhalt geradezu ab, und wollten nur das Studium der Form übrig lassen; denn daß die Alten in dieser Rücksicht Muster seyen, gestanden selbst Basilius und Gregorius von Nazianz, die mächtigsten Beförderer des unseligen Mönchsthums, gern ein. Wohin aber die wunderliche Verbindung des Unterrichts, der auf die Vorstellung gegründet war, daß man sich die Form der Alten aneignen könne, ohne auf ihren Inhalt Rücksicht zu nehmen, eine Vorstellung, die durch das ganze Mittelalter in den Schulen herrschte, führen mußte, sehen wir aus der ermüdenden Weitschweifigkeit und der unnützen Spitzfindigkeit der Predigten dieser heiligen Männer. Die einfache Moral gedehnt und übertrieben, Spiel mit Symbolen und Bildern, Zank über Dreieinigkeit, Substanz und Wesen der Gottheit, gesuchte Worte, Wendungen, Redensarten. Wohin diese christliche Sophistik führte, wollen wir an den beiden Apollinaris deutlich machen, zuerst aber an den beiden Kirchenvätern zeigen, wie unglücklich es wäre, wenn man in unsern Tagen auf die Grundsätze eines Basilius und Gregor zurückkäme, wenn man, wie es hie und da scheint, aus Heuchelei oder mißverstandener Frömmigkeit auf Dialektik von der einen, auf Befangenheit oder Beschränkung von der andern Seite eine neue Mönchsmoral gründen wollte. Man würde unfehlbar Heuchler und Scheinheilige begünstigen, jeden kräftigen Geist aber niederdrücken und die künftigen Generationen dem Despotismus und der geistlichen Tyrannei preiß geben,

wie dies durch die seit Constantin den Sophisten entgegengesetzte Lehre geschehen ist. Wir finden in der Correspondenz zwischen Libanius und Basilius, welche ungeachtet ihrer ganz entgegengesetzten Ansicht des Lebens und der Wissenschaft stets Freunde blieben, zwei Billets, aus denen auf den ersten Blick hervorgeht, daß in Beziehung auf die Triebfedern der Habsucht und des Geizes die Häupter der christlichen Lehranstalten und die der heidnischen Schulen sich durchaus nichts vorzuwerfen hatten; in Rücksicht des Hochmuths und der Eitelkeit wollen wir nachher dasselbe beweisen. Um die Correspondenz des Libanius und des heiligen Basilius zu würdigen, muß man wissen, daß sie sich wechselseitig achteten als Meister in der Art Styl, welche man in ihrem Jahrzehnt bewunderte. Sie wechselten häufig Briefe, denn Basilius empfahl dem Sophisten reiche Armenier und Kappadokier zur besondern Aufsicht, wobei sich der Sophist gut stand, dagegen erbat Basilius für Aermere Befreiung vom Honorar und andere Fürsorge. Sie suchten sich dabei einer den andern in witzigen Wendungen und Feinheiten zu übertreffen, und geben gelegentlich manchen Wink über die Verhältnisse der Zeit. Die Gegend, wo Basilius als Bischof alles galt, und über alles schaltete, lieferte das beste Bauholz; Libanius wendet sich daher bei Gelegenheit eines Baues an ihn um Balken und Pfosten. Er schreibt bei dieser Gelegenheit spöttisch: Ein christlicher Bischof ist im Allgemeinen ein Mann, der nicht leicht fahren läßt, was er einmal hat, oder von dem etwas zu bekommen wäre v), ich muß also fürchten, daß du um so hartherziger seyst, je beredter du bist, nichtsdestoweniger u. s. w. Libanius hatte bei dieser Gelegenheit ein Wort gebraucht, das nur selten bei Plato vorkommt, und dessen Bedeutung nicht ganz ausgemacht ist, daran knüpft Basilius seine Antwort. Wenn, sagt er, das Wort, das Libanius mit seiner sophistischen Gelehrsamkeit aus den dunkeln Stellen des Plato ent-

v) Basil. Magni epistol. CCCXVII. edit. Paris. Vol. III. p. 459. πᾶς ἐπίσκοπος πρᾶγμα δυσγρίπιστον.

lehnt habe, Gierigkeit und Habsucht bedeute, so möge er doch einmal überlegen, wer geiziger sey, der Stand, den er in seinem Briefe bespöttele, oder das Geschlecht der Sophisten, das ein Gewerbe mit Worten und Reden treibe w). Wer von uns Bischöfen forderte je eine Abgabe von denen, die seine Predigten anhörten? Wer nahm von denen, die er katechisirte, einen Lohn? Ihr habt Reden feil, wie die Honigbereiter den Honig. Dann fügt er hinzu, daß er ihm dreihundert recht lange Balken schicken wolle. Daß Libanius nicht Unrecht hatte, daß Bischöfe und Heilige über große Schätze verfügten, kann man daraus sehen, daß Basilius im Stande war, zahlreiche Mönchsanstalten zu gründen, daß er, wie Kaiser und Könige zu ihrer Verewigung Bäder und öffentliche Gebäude errichteten, eine Verpflegungsanstalt baute, die einer Stadt am Umfange glich, und nach seinem Namen Basilias genannt ward. Das scheint vortrefflich; nur war es Schade, daß die zu solchen Anstalten und Einrichtungen nöthigen Summen in einem Lande, wo man zum Nichtsthun ohnehin aufgelegt war, den Familien und dem Verkehr entzogen und für Leute angewendet wurden, die für sich selbst hätten sorgen, oder neben dem Beten auch arbeiten können. Man machte Arme, um Arme zu versorgen, die Reichen wußten wohl, was sie thaten, der Mittelstand gab sein Schärflein und ging unter. Man kennt die Wirkung der Armentaxe in England, sowie der Versorgung der Armen durch die Klöster und Stiftungen im Mittelalter und bis auf unsere Tage. Wo man Bettler fütterte, waren Bettler und Gesindel am zahlreichsten. Diese Wirkung des neuen Systems blieb nicht lange aus, wer daran Schuld war, sehen wir aus einem Briefe des heiligen Gregor von Nazianz. Er macht den guten Leuten, welche Geld zurückbehalten wollten, das ihre von den Geistlichen beredete und bearbeitete alte Mutter ihrer Familie entzogen hatte, um es in die Hände der Geistlichen, als der vorgeblichen Vormünder der Armen, zu bringen, die

w) Sie sind gewohnt, sagt er, τελωνεῖν τοὺς λόγους.

Hölle so heiß, als ein terminirender Kapuziner des siebenzehnten Jahrhunderts nur immer hätte thun können. Er spricht deutlich aus, daß seine Lehre die Kirche zu einem Abgrund mache, der Häuser und Güter und Vermögen ganzer Familien verschlinge, und die Nachbleibenden mit der ewigen Seligkeit tröste. Gregorius schreibt x) den Kindern, deren Mutter der Kirche eine, wie es scheint, sehr bedeutende Summe vermacht hatte, da sie den kleinern Theil des Vermögens den Kindern, den größern der Kirche angewiesen, als sie nicht auszahlen wollten, ob sie gleich Christen waren: „Bedenkt wohl, daß, um mit der Schrift zu reden, ein wenig mit Gerechtigkeit besser ist, als Reichliches mit Unrecht; bedenkt aber ganz besonders, daß sehr viele Leute gewesen sind, die Haus und Hof der Gemeinde der Gläubigen heimgegeben haben; ja, daß es nicht an Christen gefehlt hat, die freiwillig ihre ganze Habe der Kirche dargebracht und dabei den schönsten Gewinn erhalten. Sie erwählten in der Hoffnung des ewigen Lebens und dessen Reichthums die Armuth in diesem! Drum säet auch ihr nicht sparsam, damit ihr reichlich ärntet, schenkt euch und euern Kindern den herrlichsten Reichthum dadurch, daß ihr der Kirche nichts von dem entzieht, was ihr im Testament bestimmt ist; nein, gebt Alles mit freudiger Seele, oder vielmehr gebt es Gott wieder, denn es gehört ja Gott. Nur das ist für Gewinn zu achten, was ihr für eure Seelen gewonnen." Kann man sich wundern, daß die Freunde der alten Bildung mit Bitterkeit auf das christliche Prediger- und Mönchswesen blickten, daß sie die Generation, welche nach Basil's und Gregor's Anweisung ihr Leben einrichtete, und den Aberglauben, dem sie sich hingegeben hatte, bitter schalten? Wir wollen Eunapius zuerst darüber reden lassen und dann einige Stellen aus Libanius anführen. Eunapius redet im Leben des Aidesius von der Zerstörung des Serapeums und anderer Orte des alten mystisch symbolischen

---

x) Es ist der achtzigste seiner Briefe, überschrieben Aerio et Alypio, die Stelle ist in der Mitte des Briefs.

Kultus, welche durch den Kampf des fanatischen Haufens der heidnischen Mystiker mit den christlichen herbeigeführt ward: Diese christlichen Helden, sagt er y), welche unser Heiligthum vernichteten, befleckten ihre Hände bei dieser Gelegenheit freilich nicht mit Blut, desto mehr aber mit ungerechtem Raube; sie rühmten sich, die Götter besiegt zu haben, und rechneten sich Tempelraub und Heiligthumsschänderei zum Ruhme an! In die heiligen Orte brachten sie Mönche, Leute, die zwar aussehen, wie Menschen, aber ein Leben führen, wie Schweine, und ganz öffentlich Dinge leiden und thun, die man nicht nennen oder erzählen mag. Bei den Christen gilt es für Frömmigkeit, wenn man das, was Andere für göttlich halten, verachtet, und in unserer Zeit ist ein Mann, der einen schwarzen Rock trägt, Herr über Leben und Tod z) Anderer, und darf ungestraft öffentlich alle Schaam aus den Augen setzen. Das ist der gerühmte Schritt, den das menschliche Geschlecht, wie man sagt, zum Bessern gethan hat! Dergleichen Mönche wurden auch nach Kanopus verpflanzt, und das Menschengeschlecht von der Verehrung einer Gottheit, die nur im Geiste geschaut und angebetet wird, zur Anbetung armseliger Menschen durch den Zauber des Aberglaubens heruntergebracht. Zur Anbetung und Verehrung sammeln sie Gebeine und Schädel von Leuten, die ihrer Vergehungen wegen vom weltlichen Richter bestraft sind, und machen diese zum Gegenstande ihres Gottesdienstes, werfen sich an ihren Gräbern nieder, und glauben der göttlichen Vollkommenheit theilhaftig zu werden, wenn sie sich durch Berührung todter Gebeine beflecken. Sie nennen diese ihre Götzen Märtyrer, Fürsprecher bei Gott und Fürbitter für den, der die Gottheit anruft." Libanius in seiner Rede für die Tempel nennt die Mönche Schwarzröcke, die mehr fressen, als Elephanten, und ewige Bewegungen im Volk erregen, dem sie eine Last sind, er erklärt sich aber über

---

y) Eunapius in vita Aedesii vol. I. pag. 45.

z) Eunap. l. c. τυραννικὴν γὰρ εἶχεν ἐξουσίαν τότε πᾶς ἄνθρωπος μέλαιναν φέρων ἐσθῆτα.

die Verhältnisse des ganzen Unterrichtswesens, des geistlichen und christlichen, sowie des sophistischen und heidnischen, wie es seit Constantin's Zeit sich gestaltet hatte, in der vier und zwanzigsten Rede, dem sogenannten Apologeticus a), ganz ausführlich und gründlich. Wäre es uns vergönnt, einen Gegenstand, den wir in diesen Blättern nur berühren und andeuten, oder durch Stellen der verschiedenen Schriftsteller von verschiedenen Seiten beleuchten wollen, zu erschöpfen, so würde eine Prüfung und Erklärung der so eben angeführten Rede zur Schilderung des allmähligen Verfalls der klassischen Wissenschaft und ihrer Ursachen in den Zeiten von Constantin bis Theodosius vortrefflich dienen können. Wollten wir die Rede des Sophisten zu dieser Absicht gebrauchen, so würden wir ihm freilich so wenig, als dem Eunapius unbedingt trauen dürfen; es würde aber leicht seyn, die Hauptsachen aus den christlichen Schriftstellern zu belegen. Uebrigens findet Libanius die Ursachen vom Verfall des Geschmacks, von der Gleichgültigkeit gegen geistige Bildung, und von der Nachlässigkeit und Trägheit des neuen Geschlechts nicht blos in den Einrichtungen und Lehren derjenigen Christen, welche Verachtung gegen Alles, was die Vorwelt groß und schön genannt hat, zur Religionspflicht machen, und statt der Grundsätze, welche die Helden der Griechen und Römer befolgten, und denen sie die Unsterblichkeit verdanken, Mönchsmoral empfehlen, sondern auch in andern Umständen, die unserer Aufmerksamkeit nicht unwerth sind. Wir wollen uns begnügen, einzelne Stellen anzuführen, die mit dem Vorhergehenden in näherem Zusammenhange stehen. Er redet zuerst von Constantin und dessen Maasregeln gegen den heidnischen Kultus, dann geht er zu Constantius über und zeigt, wie der Fanatismus, dem dieser mit seinen Rathgebern und Ministern huldigte, den Wissen-

a) Da ich von der Reiskischen Ausgabe nur den ersten Theil besitze, so muß ich die andern Werke des Libanius nach verschiedenen Ausgaben citiren, die Reden nach der Ausgabe von Morellus, Parisiis. 1627. Die Briefe nach der in Amsterd. 1738. Fol.

schaften verderblich geworden sey. Constantius, sagt er b), nahm von seinem Vater den Funken des Unheils und sorgte dafür, daß er sich zur Flamme anfache. Der Eine nahm den Göttern nur ihren Reichthum; der Andere warf die Tempel nieder, schaffte jeden heiligen Brauch ab, und überließ sich Leuten, die wir alle kennen. Schon aus diesem Satz kann man schließen, wie übel es den schönen Wissenschaften der Alten c) erging; denn nach meinem Urtheil ist beides verwandt, alte Religion und alte Literatur, das zeigt sich daraus, daß Sophisten und Philosophen und alle, denen die Weihe des Merkurs (des Gottes der Redner) und der Musen zu Theil geworden ist, dem Christenthum nicht huldigten, und daher auch von Constantius keiner Rücksicht gewürdigt, nie in seinen Palast gerufen wurden. Er kannte sie gar nicht, er sprach kein Wort mit ihnen, er lobte sie nicht, er hörte ihre Reden nie an; dagegen hegte und pflegte er, hatte zu Lehrern und Rathgebern Leute ohne griechische Bildung, verwünschte Eunuchen, denen er alle Geschäfte überließ, während er für sich selbst nur den kaiserlichen Namen behielt. Er trug den kaiserlichen Ornat, jene aber hatten die kaiserliche Macht. Diese Hofleute, weil sie selbst unwissend waren, verbannten alle wissenschaftliche Bildung, und suchten auf jede Weise die Männer, welche sich diese Bildung angeeignet hatten, um alles Ansehn zu bringen. Sie gaben sich daher Einer dem Andern das Wort, daß sie alle zusammen darauf sehen wollten, daß ja nicht etwa ein Mann von Bildung und Wissenschaft zufällig dem Kaiser bekannt würde. Sie führten zu seiner Bekanntschaft nur Feinde der Götter, Menschen, die an den Gräbern zu den todten Heiligen beten, statt zu der lebendigen und erwärmenden Sonne. Sie brachten Leute zu den obern

b) Libanii apologeticus. Vol. II. (der Ausgabe 1627. Fol.) p. 591.

c) τὴν ἐπὶ τοὺς λόγους ἀτιμίαν. Uebrigens ist hier der Text, dem wir folgen, ganz verdorben, wir haben uns durch eine Verbesserung, die man leicht errathen wird, geholfen, da wir den verbesserten Text nicht zur Hand haben.

Stellen, die nicht besser waren, als ihre Sklaven, mag man auf ihre Geistesbildung oder auf ihre Beschäftigung sehen, ja einige sind noch schlechter, als Bediente. Die Veränderung war ganz plötzlich. Der Sohn eines Kochs, eines Walkers, der sich vorher in den Winkelgassen herumtrieb, der es für ein Uebermaas des Glücks hielt, wenn er einmal nicht Hunger zu leiden brauchte, erschien auf einmal in schimmerndem Glanz, auf einem glänzenden Roß, mit stolzer Stirn, umgeben von einer Menge von Dienern, in einem großen Palast, reich an Landgütern, von Schmeichlern umdrängt, seine Tafel war glänzend, sein Geschirr golden. Wenn auch noch einmal einer der Professoren der Redekunst einen Antheil an der Regierung erhielt, so war dieses der Lohn seiner niedrigen Schmeichelei, so daß er, wenn er klug gewesen wäre, viel besser gethan hätte, gering und arm zu bleiben, als auf diese Weise empor zu kommen. — — — — Nach einigen Zwischensätzen sagt er — die jungen Leute in den Schulen, die dieses sahen und überdachten, wie oft mochten sie wohl zu sich selbst sagen; was hilft mir doch alles Studieren, wenn ich dadurch nur mir selbst alle möglichen Unbequemlichkeiten und Zurücksetzungen schaffe? Was helfen mir alle die vielen Bücher der Rhetoren und Anderer, wenn das Ende von Allem ist, daß ich ohne den geringsten Antheil an Aemtern und Ehren herumlaufe, die ganz andern Leuten zu Theil werden? Er geht dann auf andere Umstände über, die wir übergehen, da sie mit der Herrschaft des Christenthums und der Einführung des christlichen Unterrichts zu Constantius Zeit nicht zusammenhängen.

Julian beurtheilt das Verhältniß der christlichen Lehrmethode, des Mönchswesens und der Predigt des blinden Glaubens in ihrer Wirkung auf das Leben und den Staat seiner Zeit auf dieselbe Weise, als Libanius. Er sagt in seiner Schrift gegen das Christenthum d): „Warum gebt ihr euch

d) Jul. opera ed. Spanhemii pag. 229.

überhaupt mit der griechischen Wissenschaft ab, wenn ihr neben euren heiligen Schriften keiner andern mehr bedürft? Es muß ja viel wichtiger seyn, die Leute vom Lesen dieser Schriften abzuhalten, als vom Genuß des Opferfleisches. Denn Paulus selbst sagt ja, der Genuß des Opferfleisches schadet keinem, nur der Bruder, der es sieht, wird dadurch geärgert; aber durch diese Schriften, ihr Allweisen, wird jeder unter euch, der von der Natur eine Phantasie und einen höher strebenden Geist empfing, von der abergläubigen Lehre, zu der ihr euch bekennt, abwendig gemacht. Jeder, in dessen Seele nur ein Funken edlerer Art ist, wird durch jene Schriften zum Abfall von eurem albernen Glauben bewogen; ihr thut daher viel besser, wenn ihr eure Leute von den Schulen und von den Wissenschaften, als wenn ihr sie von Opfern und Opfermahlzeiten abhaltet. Wenn ihr also unsere Schulen besucht und unsern Sophisten eure Kinder übergebt, so geschieht dies, weil ihr selbst einsehet, wie viel besser unsere Wissenschaft als die Eurige für den ist, der ein verständiger und brauchbarer Mann werden will. Nach eurer Lehre wird nie ein Mann gebildet werden können, der dem Bilde der großen Männer der bessern Zeiten entspräche, ja nicht einmal einer, der den gewöhnlichen Menschen unserer Zeiten nur ähnlich wäre. Durch die Bildung nach unserer Art wird jede Natur wenigstens besser, als sie ohne diese Bildung seyn würde. Menschen ohne alle Anlagen werden durchs Lesen der Alten aufmerksam gemacht, daß sie sich bemühen müssen, sich über sich selbst zu erheben, diejenigen aber, die von der Natur gute Anlagen erhalten haben, und diese durch Lehre und Wissenschaft der Alten ausbilden, werden eine göttliche Wohlthat für das menschliche Geschlecht. Diese Letztern sind es, die entweder der Menschheit das Licht neuer Erkenntniß anzünden, oder ihre Staatsverfassungen einrichten, oder viele Siege über Feinde erfechten, oder sie durchwandern und erobern viele Länder und Meere, und werden deshalb den Göttersöhnen beigezählt. Der Beweis von dem Allen, fährt Julian fort, liegt am Tage. Ihr sucht aus eurer Jugend die

besten Köpfe aus, und haltet sie zum Studium der Schrift an; wird aber Einer von Allen, wenn er zum Mann herangewachsen, besser oder verständiger, als ein Dummkopf, der seine Lection auswendig gelernt hat, dann sollt ihr mich einen Lügner und einen gallsüchtigen Verläumder nennen dürfen. Leider seyd ihr aber alle so abgeschmackt armselig (δυςτυχεῖς) und dumm, daß ihr die langweiligen Predigten und das theologische Geschwätz der Leute, die keine Seele verständiger, keine standhafter und edler in ihrem Beruf, keine besser machen können, göttlich und von Gott eingegeben nennt; diejenigen aber, von denen ihr Mannhaftigkeit, Verstand, Gerechtigkeit lernen könntet, nennt ihr Satanskinder, wer ihnen Gehör gibt, wird von euch Anbeter Satan's gescholten." Man wird aus der Heftigkeit und Bitterkeit der angeführten Stelle leicht sehen, daß man Julian so wenig, als den christlichen Schriftstellern, oder dem Eunapius unbedingt trauen darf, wir wollen indessen zeigen, daß die Christen und zwar sehr bedeutende christliche Gelehrte wirklich der Meinung waren, die ihnen Julian nur aus Spott zutraut, und daß sie einen Rath befolgten, den er ihnen nur aus Haß und Verachtung ertheilt. Sie meinten, nur Metrik, Grammatik, Rhetorik dürfe man aus den Schriften des Alterthums lernen, was den Inhalt angehe, so wären die jüdischen Bücher weit vorzuziehen. Wir wollen des Beispiels wegen nur den Versuch der beiden Apollinaris, Vater und Sohn, die heidnischen Bücher ganz entbehrlich zu machen, des Gregor von Nazianz ähnliche Unternehmung und seine Erklärungen über den Werth der Schriften des Alterthums anführen, weil sich in beiden Fällen eine gleiche Verachtung des Inhalts der Alten zeigt. Beide Apollinaris kamen zwar später wegen ihrer dogmatischen Meinungen in übeln Ruf, Basilius der Große tadelt auch an manchen Stellen die Vielschreiberei des Vaters, eines zu seiner Zeit unter den Christen sehr angesehenen Mannes, er tadelt ihn aber nur von Seite seiner Glaubensirrthümer, nicht wegen des närrischen Beginnens, von dem wir reden wollen. Das Unternehmen der beiden Männer verdient

um so mehr Aufmerksamkeit, als ja Gregor's von Nazianz Gedichte einen ähnlichen Zweck haben und der Kirchengeschichtschreiber Sokrates nöthig findet, das Studium der Alten gegen Leute, welche unwillig waren, daß man nicht bei den nachgemachten Alten des Apollinaris stehen geblieben sey, zu vertheidigen. Als nämlich Julian den Christen untersagt hatte, an heidnischen Lehranstalten Stellen zu bekleiden, und keine christlichen Grammatiker, Rhetoren und Sophisten auf denselben dulden wollte, erklärten die beiden Apollinaris, sie wollten dafür sorgen, daß man an den christlichen Schulen der Alten nicht mehr bedürfe. Der Eine übernahm die Verfertigung der Prosa, der Andere wollte die neue christliche Poesie schaffen. Der Vater schrieb eine christliche Grammatik; er machte aus Mosis Büchern ein Heldengedicht e), aus den historischen Büchern des A. T. aber Dramen, theils im daktylischen Versmas, theils in allen Versmaßen der griechischen Tragödie. Dabei sorgte er dafür, daß alle griechischen Sprachformen, alle Figuren der Redekunst in seinen neuen Büchern vorkämen. Während der Vater den einen Theil der alten Literatur aus dem alten Testamente nachmachte, schuf der Sohn aus dem neuen Testament den Andern. Er machte aus den Evangelien und der Apostelgeschichte Platonische Dialoge! Gregor von Nazianz macht den Homer entbehrlich durch ein langes Epos über sein Leben, die Lyriker durch seine vermischten Gedichte und Jamben, die alten Tragiker und Komiker durch seine Tragi-Komödie vom leidenden Christus. Diese Fabriken travestirter Werke des Alterthums hatten freilich Anfangs kein Glück; es verflossen aber kaum hundert Jahr, so ward im Occident wie im Orient der Grundsatz des Apollinaris und Gregorius als ein ächt christlicher angenommen und ausgeführt, wie man an Salvianus, Prudentius, Orosius sehen kann, deren Namen wir nennen, weil sie wahrscheinlich unsern Lesern bekannter sind, als ähnliche griechische Schriftstel-

---

e) *Τὴν τέχνην γραμματικὴν χριστιανικῷ τύπῳ συνέταττε, τάτε Μωυσέως βιβλία διὰ τοῦ ἡρωικοῦ λεγομένου μέτρου μετέβαλε.*

ler. Damit man nicht glaube, daß nur Apollinaris, der, wie Basilius sagt, auch andere mehr jüdische, als christliche Grillen eingesogen und verbreitet hatte, auf den Gedanken kam, auf Unwissenheit und Barbarei eine Art Glauben zu gründen, aus dem nothwendig der blindeste Aberglauben entspringen mußte, wie Apollinaris eigene Grillen am besten beweisen f), so wollen wir einige Stellen aus Gregor's Briefen hinzufügen. Er schreibt im sieben und dreißigsten Briefe an Gregor von Nyssa, die frommen Männer der Gemeinde hätten ihm kund gethan, wie er, sein lieber Freund, jetzt leider einen heidnischen, einen ruhmlosen Ruhm suche, wie er in der Stille zum Schlimmeren herabgekommen sey, und wie ihn der Teufel in falschen Ehrgeiz verstrickt habe. Was ist dir begegnet, ruft er ihm zu, weisester Mann, was hat dir selbst an dir so mißfallen, daß du jene heiligen und gar lieblichen Bücher, die du einst dem Volke erklärtest, weggeworfen und unter die Füße getreten, dagegen die herben und falschen der Heiden wieder zur Hand genommen hast, und lieber ein Rhetor, als ein Christ seyn willst? Ich habe gerade umgekehrt den Ruhm des Rhetors mit dem eines Christen vertauscht, und sage dafür Gott den größten Dank. — — Dann fährt er fort: „Wirf mir nicht ein, daß der Alten Bücher vortrefflich geschrieben sind, rede mir nicht von deiner Rhetorik. Wie? War ich nicht ein Christ, als ich mich mit den Alten beschäftigte und die Regeln der Beredsamkeit vortrug? War ich nicht gläubig und treu, als ich noch unter den Jünglingen mich befand?" In diesem Ton wird die Bußpredigt

---

f) Basilius epist. CCLXIII. Opp. Vol. III. pag. 406. sagt: Da er (Apollinaris) eine Fähigkeit hatte, über alles Mögliche zu schreiben, so füllte er die Welt mit seinen Büchern und vergaß, was der Prediger sagt: Hüte dich, viele Bücher zu machen. In vielen wird auch viel gesündigt — —. Seine theologischen Behauptungen stützt er nicht auf Schriftbeweise, sondern auf Vernunftschlüsse, daher der Unsinn seiner jüdischen Behauptungen, daß die Christen zum Gesetz, zur Beschneidung, zum Opferdienst u. s. w. zurückkehren würden.

fortgesetzt, er kündigt ihm an, daß er (Gregor von Nyssa), weil er die Alten lese und erkläre, für ihn gewissermaßen gestorben sey, daß man daher für ihn, wie für einen Todten, zu Gott beten müsse, der ja auch die Todten aufzuerwecken im Stande sey! Ganz in demselben Ton ist das Schreiben an den Rhetor Eudoxus, (der sieben und fünfzigste der Briefe) abgefaßt. Gregor erkennt Eudoxus Vorzüge an; er gesteht ihm Talent, Philosophie, Tugend und Ruhm zu, scheut sich aber nicht, von der Wissenschaft des Eudoxus, d. h. von der Alten Weisheit, auf folgende Art zu reden: „Jene Philosophie, die du dir angeeignet hast, erfordert, daß du nicht ferner strebest, in Dingen zweiter Ordnung den zweiten Rang zu behaupten, sondern vielmehr den ersten in Dingen des ersten Rangs. Denn selbst wenn du unter den Rednern und Gelehrten den ersten Rang hättest, solltest du doch diesen ersten Platz unter den Dohlen verschmähen, da du ein Adler werden kannst. Wie lange willst du zögern, dich über niedrige, an der Erde kriechende Dinge zu erheben, und auf einen Schatten stolz seyn? Warum willst du nicht die Ergözzungen des Lebens, die mehr Schmerz als Vergnügen bringen, Andern überlassen?" In diesem Ton, der für die Kanzel vortrefflich paßt, aber nur diejenigen überzeugt, die durchaus überzeugt seyn wollen, oder mit dem Prediger schon vorher einerlei Meinung waren, geht es durch den ganzen Brief fort. Im neunzigsten Briefe (an Adamantius) zeigt sich die Verachtung der edlen Geistesbildung noch deutlicher. Der Heilige hält es nicht für kleinlich, seine alten Schriftsteller um einen guten Preis zu verkaufen, als sich eine Gelegenheit zeigt; doch gibt er eine Predigt mit in den Kauf, die den Käufer gegen das Gift, das der Heilige feil hat, warnen soll. Er schreibt seinem Freunde: Er habe den Quark, nach dem Adamantius so begierig sey, längst in den Winkel geworfen, Motten hätten viele der Schriften des Alterthums, die er ehemals angeschafft habe, gefressen, der Rauch habe andere zerstört; seit Gregor die Kinderschuhe ausgezogen gehabt, habe er aufgehört, mit den Alten zu stammeln, und

streite lieber über den Ausgang des heiligen Geistes, über die Mönchsregeln, und über die Art und Weise, wie Christus Gott sey, als daß er den Pindar lese. Adamantius thue viel besser, wenn er ihm nachahme, und, statt dergleichen Zeug zu lesen, die heiligen Bücher auswendig lerne. Weil aber der schlechtere Wunsch über den bessern Grundsatz bei ihm die Oberhand habe, so wolle er ihm die Schriften, die er aus Staub und Moder hervorsuchen könne, aus Freundschaft überlassen; er bitte sich indessen gelegentlich das Geld dafür aus.

Wir glauben deutlich gemacht zu haben, daß die Sophisten, so schlecht sie waren, für die Verstandesbildung viel besser sorgten, als solche christliche Lehrer und Lehranstalten. Man wird erwarten, daß die Christen und ihre Lehrer vom Stolz, der Eitelkeit, der Streitsucht der heidnischen Sophisten weit entfernt waren, leider sehen wir aber aus der Geschichte jener Zeit, daß die Eitelkeit der heidnischen Professoren und der Hochmuth der christlichen Heiligen sich vollkommen aufwog, daß also die Jugend auch in Rücksicht der Sittlichkeit sich unter der Leitung der Erstern nicht besser befand, als unter der Führung der Andern. Was besonders die Reichen, die großen Städte und ihre Bewohner angeht, so wirft Julian mit Recht den Antiochiern vor, daß ihre ganze Frömmigkeit eine arge Heuchelei sey, daß er unablässig strebe, seine Berufspflichten zu erfüllen, und seinen Geist auszubilden, während die Einwohner der ganz christlichen und im Christenthum eifrigen Stadt jede Pflicht versäumten, und vom Gebet zu Zerstreuungen und Lustbarkeiten eilten, die er verabscheue. Er sagt in seiner Spottschrift gegen die Antiochier h): „Ich habe euch alle, oder doch die Meisten unter euch beleidigt, euren Magistrat, eure Reichen, euer Volk. Das Volk, welches größtentheils der Lehre folgt, die den Göttern des Alterthums feind ist, zürnt mir, weil es sieht, daß ich die Religion meiner Väter wieder angenommen habe, und ihr sehr ergeben bin; die Reichen sind erbittert über mich, weil ich ihnen nicht erlaube,

h) Juliani Misopogon. Opp. pag. 337 — 338.

ihre Produkte so theuer zu verkaufen, als sie gern möchten; alle miteinander aber **) sind der Tänzer und der Schauspieler wegen mit mir unzufrieden. Nicht als wenn ich sie hinderte, diese zu besuchen, oder sie ihnen entzöge, sondern nur, weil ich mich weniger darum bekümmere, als die Frösche in den Sümpfen." Dasselbe, was hier Julianus den Antiochiern vorwirft, läßt sich sehr leicht von den christlichen Alexandriern und Römern beweisen, und in Kleinasien hatte, wie aus Basilius Briefen hervorgeht, alles Mönchthums ungeachtet die neue christliche Jugendbildung keine besseren Früchte getragen. Basilius Landbischöfe, deren er aus Eitelkeit unzählige gemacht hat, treiben mit den Weihen Handel, und alle seine Ermahnungen und Drohungen, dem schändlichen Gewerbe, welches sie, wie er sagt, mit dem Namen eines gottesfürchtigen beehren, zu steuern, sind vergebens hh). Der Diakonus Glycerius bringt die christlichen Schüler des Heiligen durch sein Betragen in so übeln Ruf, daß beide Vertheidiger des Mönchswesens, Basilius und Gregor, sich alle mögliche Mühe geben müssen, um die Sache zu unterdrücken. Sie bieten dem schändlichen Menschen Verzeihung und sogar die Beibehaltung seiner Priesterstelle an, wenn er nur zu ihnen zurückkommen und sich ruhig halten will. Dieser Mensch, der seines handfesten Körpers und Glaubens wegen, wie Basilius sagt, Diakonus geworden ist, bedient sich des Vorwands, die Jungfrauen im heiligen Gesang zu unterrichten, um eine Art Nonnenkloster um sich zu sammeln. Die christlichen Jungfrauen haben an dem kräftigen, derben Geistlichen und Gesanglehrer großes Gefallen, er steht als eine Art Abt oder Beichtvater an der Spitze und lacht den Dekan und den Landbischof aus, die ihm sein loses Betragen verweisen. Der Bischof nimmt sich endlich der Sache an, jetzt geht aber der Diakonus mit allen Mädchen durch, und läßt sie öffentlich tanzen und singen. Die ganze Nachbarschaft strömt hinzu, um diesem Schau-

**) Dies ist der Punkt, um dessen willen wir die ganze Stelle anführen.

hh) Epistol. LIII. u. IV. Basil opp. vol. III. pag. 147 — 149.

spiele beizuwohnen, und des Scandals erfreuen sich all lusti-
gen Leute der Umgegend. Die Eltern und mit ihnen Basilius
und Gregor versuchten lange vergebens, der Sache ein Ende
zu machen, die Mädchen lachten die Eltern aus, und der Vor-
steher der christlichen Nonnengesellschaft hörte auf die Heiligen
nicht. Dies sind freilich nur einzelne Beispiele und könnten
nur Ausnahmen seyn, wir haben sie aber ausdrücklich aus
einem Kreise gewählt, wo man dergleichen am wenigsten er-
warten sollte, und übergehen die aus allen Kirchengeschichten
bekannten Gräuel, Mordthaten, Mißhandlungen, welche durch
die ewigen Streitigkeiten über die Glaubensartikel und deren
dialektische Bestimmungen veranlaßt wurden. Diese letztern
gehören mehr der politischen Geschichte an, wir halten uns
an das, was mit dem Unterrichtswesen der Zeit und dem
Einfluß der einen oder andern Schule näher zusammenzuhän-
gen scheint. In dieser Beziehung wird es nicht unpassend
seyn, noch einige Bemerkungen über den Charakter und den
Ton der Häupter der heidnischen Sophisten und der christli-
chen Mönchsschulen beizufügen. Wenn wir von beiden nicht
viel Vortheilhaftes sagen können, so liegt die Schuld an der
Sache und an den Menschen, nicht an uns. Wir wollen
übrigens, wie wir schon vorher gethan haben, die Stellen
selbst, den Bericht der Freunde der genannten Männer oder
ihre eignen Ausdrücke wiedergeben, und überlassen das Ur-
theil dem Leser. Was die Sophisten angeht, so würden wir
sie ungerecht beurtheilen, wenn wir Maximus, von dem wir
zunächst reden, und der seinen Hochmuth theuer genug bezah-
len mußte, als Repräsentanten der Sophisten überhaupt an-
sehen wollten. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß gerade
in dieser letzten Zeit des römischen Staats viele unter den
heidnischen Gelehrten und Sophisten mit eben dem uneigen-
nützigen Eifer der Wissenschaft dienten, als die christlichen
Geistlichen ihrem Glauben oder ihrem Vorurtheil. Selbst ein
Libanius und Julian hatten nicht mehr Eitelkeit, als die Hei-
ligen Basilius und Gregor, und waren bei aller Heftigkeit
gerechter und gemäßigter gegen die Christen, als der zuletzt

genannte Heilige gegen die edelsten Heiden. Der größte Philosoph der Zeiten Julian's, Maximus, ist einer der Männer, deren Leben wir bei Eunapius finden, und seine Geschichte ist für den Zustand der Wissenschaft und des Unterrichts der letzten Zeiten des Heidenthums eben so wichtig durch die Rolle, die er unter Julian gespielt hat, als durch die schändliche Verfolgung, welche ihn nach Julian's Tode traf. Wir sehen am Beispiel dieses Mannes, daß die Geheimnißkrämer und Hierophanten der Heiden, die sich des Umgangs mit den Göttern und Geistern rühmten, denselben Hochmuth nährten, und eben so begierig nach weltlicher Macht und Ansehen waren, als die Geistlichen der Christen, die eben so überspannte Grundsätze predigten, als sie. Wir dürfen die Rolle, welche Maximus in Julian's Zeit spielte, um so weniger unerwähnt lassen, als daraus hervorgeht, daß noch unter Constantius Regierung der Unterricht der berühmten heidnischen Lehrer in großem Ansehn stand, und daß die aus der Schule des Aidesius hervorgegangenen Männer in Kleinasien und in Syrien förmliche Akademien bildeten. Auch wird sich gelegentlich zeigen, daß Julian's Unvorsichtigkeit bei der Begünstigung seiner Lehrer, die Hofgunst, deren sie genossen, sowie das willkührliche und gewaltsame Verfahren, vermöge dessen man der Bildung und dem Lichte der Vernunft, dem Zeitgeist zum Trotz, Eingang verschaffen wollte, der Erhaltung der wahren Wissenschaft und der Beförderung der Verstandesbildung, welche die Sophisten dem blinden Glauben der Christen entgegensetzten, mehr schadete, als alle Feindseligkeit der christlichen Kaiser. Maximus ganze Familie war durch Rhetorik berühmt, der Eine seiner Brüder, Claudianus, war einer der letzten Lehrer der heidnischen Wissenschaften in Alexandria, und nach der nicht ganz unwahrscheinlichen Meinung vieler Gelehrten, der Vater des lateinischen Dichters Claudianus; der zweite Bruder, Nymphidianus, hatte eine Anstalt in Smyrna begründet, die in großem Ruf stand; Maximus selbst war der berühmteste Schüler des Aidesius, und trat in Ephesus auf, während seine Mitschüler, Chrysanthius, Priscus und Eusebius

den Ruhm ihres Lehrers und seiner Schule in Griechenland und in den Städten Kleinasiens aufrecht erhielten. Er trieb neben seiner Rhetorik die mystischen Künste der Geheimnißkrämer seiner Zeit, er bestrickte Julian durch tönende Perioden schwülstiger Rede, durch Träume phantastischer Seher, durch Sinnbilder wunderlicher Mythologie. Er war es, der ihn antrieb, die heiligen und geheimen Weihen des Hierophanten in Athen, den Eunapius nicht zu nennen wagt, zu suchen. Diese Weihen und Mysterien hörten nach Eunapius erst dann auf, als die Schwarzröcke (die Mönche) zugleich mit den Barbaren Alarich's in Athen eindrangen i). Indem Julian diesem Maximus das Ohr lieh, vereitelte er seinen eigenen Plan, den Aberglauben auszurotten und durch bessern Unterricht ein kräftigeres Geschlecht zu erziehen. Denn Maximus rief statt der dialektischen Klopffechter für eine neu geschaffene Glaubenslehre, von denen es seit Constantius Zeit am Hofe gewimmelt hatte, die elendesten Sophisten und alberne Hierophanten an den Hof, und diese wurden bald eben so verhaßt, als kurz vorher die zänkischen Mönche und Bischöfe gewesen waren. Die verständigsten unter den heidnischen Gelehrten, ein Chrysanthius, ein Libanius, erschienen gar nicht am Hofe; Priscus fand sich zwar ein, ließ sich aber nicht wie sein Freund, der Hierophant, von der Hofgunst berauschen. Maximus erschien gleich nach seiner Ankunft bei Hofe in fürstlichem Glanze; er häufte Schätze und Reichthümer, vergab Stellen und vertheilte die Gunstbezeugungen des Kaisers; er zeigte den Uebermuth eines Lieblings, und den Stolz eines Ministers, während er Tag und Nacht mit seinem Kaiser von Mysterien und heiligen Weihen, von Göttern und Dämonen redete, und sich und Julian, die alte Religion und die Bildung, die sie befördern wollten, tödlich verhaßt machte.

---

i) **Eunapius l. p. 52—53.** *Ὅτε Ἀλλάριχος, ἔχων τοὺς βαρβάρους, διὰ τῶν Πυλῶν παρῆλθεν ——— Τοιαύτας ἀυτῷ τὰς πύλας ἀπέδειξε τῆς Ἑλλάδος ἥτε τῶν τάφεια ἱμάτια ἐχόντων ἀκολύτως προςπαρειςελθόντων ἀσέβεια κ. τ. λ.*

Wenn Maximus die Grundsätze der Cyniker bekannt hätte, wie man glaubt, so wäre die Aehnlichkeit mit den christlichen Mönchen und Bußpredigern noch größer. Daß Libanius eine andere Art Hochmuth hatte, die nicht weniger lächerlich, aber weit weniger gefährlich war, sehen wir vorzüglich aus seiner Rede gegen k) diejenigen, welche ihn hochmüthig und prahlerisch genannt hatten, sowie aus der in seinem Alter gehaltenen oder geschriebenen an die jüngere Generation, die ihn nicht mehr mit Beifallklatschen aufnahm, wenn er sich öffentlich hören ließ l). Am deutlichsten sieht man aber das Leere und Eitle der Wortkünstelei aus dem lächerlichen Briefe Julian's an Libanius, als ihm dieser eine seiner Reden zugeschickt hatte. Es ist der vierzehnte unter Julian's Briefen, er lautet m): „Einen großen Theil deiner Reden habe ich gestern vor dem Mittagessen gelesen; nachdem ich gespeiset hatte, las ich das Uebrige, ohne abzubrechen. Ob du Glückseliger, der du so reden, oder vielmehr so empfinden kannst! O Rede! O Seele! O Verstand! O Eintheilung! O Gründe! O Ordnung! O Eingang! O Ausführung! O Harmonie! O köstlicher Redebau!" Wir glauben freilich, daß Einiges in dem flüchtig geschriebenen Billet Scherz seyn mag; aber welcher Geschmack! Welche Uebertreibung! Daß es mit der Letztern völlig Ernst ist, sehen wir aus den unmittelbar nachher folgenden Schreiben an den Liebling Maximus. Wer dieses gelesen hat, wird sich nicht mehr wundern, wenn der Mann irre an sich selbst ward, seine Stellung mißbrauchte und den Haß der Christen auf sich lud. Wir wollen auf sein Schicksal und zugleich auf das Schicksal der Gelehrten, zu deren Grundsätzen er sich bekannte, zuerst einen Blick werfen, dann die christlichen Sophisten, die wir den heidnischen immer gegenüber gestellt haben, in ihren Verhältnissen unter einander und zu den edlen Heiden etwas näher betrachten. Jovian,

---

k) *Πρὸς τοὺς βαρὺν αὐτὸν καλέσαντας.*

l) *Πρὸς τοὺς νέους, περὶ τοῦ λόγου.*

m) **Juliani Opera ed. Spanhemii pag. 382—383.**

der unmittelbare Nachfolger Julian's, dem die zänkischen Geistlichen schaarenweise am Rande der Wüste entgegenkamen, um ihn für die eine oder andere spitzfindige Bestimmung der Lehre von der Gottheit Christi einzunehmen, ehe er noch den Fuß auf das alte Reichsgebiet gesetzt hätte, ließ sich durch das Schimpfen und Zanken nicht bewegen, Julian's Freunde zu verletzen; er ehrte in Maximus und den andern Sophisten die Wissenschaft. Valentinian und Valens hatten für Wissenschaft keinen Sinn, sie gaben nur den Mönchen Gehör, und diese beschuldigten den Geheimnißkrämer, daß er durch seine Zauberei an den Krankheiten der beiden neuen Regenten Schuld sey. Maximus und Priscus wurden verhaftet. Der Letztere, der kein Geld hatte, wurde von den christlichen Rathgebern der Kaiser frei gelassen; Maximus dagegen, der sich unter Julian bereichert hatte, sollte eine große Geldsumme bezahlen. Er konnte oder wollte nicht zahlen, er blieb daher in Haft, und ward von seinen frommen Verfolgern grausam gepeinigt. Nach einem vollen Jahr trat der heidnische Redner Themistius, der damals in Constantinopel viel Aufsehen machte, und dessen sich Valens bediente, um Thaten gegen die Gothen, die er niemals gethan hatte, in prächtiger Rede preisen zu lassen, vor seinem Kaiser auf, und suchte Maximus, den man damals als eine Stütze der Wissenschaft gegen den blinden Glauben ansah, zu retten. Schon vorher hatte ihn Klearch, Statthalter der ganzen Westküste von Kleinasien, ein Mann von Bildung, der, ungeachtet er kein Christ war, bei Valens in großer Gunst stand, in Schutz genommen. Klearch und Themistius wirkten ihm die Freiheit aus; seine frommen Verfolger waren aber unversöhnlich, ihnen war Maximus ein gefährlicher Teufelsbanner, seine Hinrichtung eine Wohlthat für die von seinem Zauber bedrohte christliche Gemeinde. Seine Schützer waren daher kaum entfernt, als er als Zauberer eingezogen, verurtheilt und in Ephesus enthauptet ward. Libanius sagt, mit ihm sey die alterthümliche Bildung ausgestorben, und nach seiner Zeit untergegangen. Vergleichen wir mit diesen Sophisten, ihrem eitlen und unruhigen Treiben die

beiden Verbreiter und Gründer der ascetischen Moral und einer jede Kraft und Thätigkeit tödtenden Lehre vom leidenden Gehorsam, von einem stillen, gottseligen Leben in der Einsamkeit oder im Kloster, und dies neue System des Jugendunterrichts, das sie einführten, so sehen wir leider auch diese unaufhörlich schaltend und waltend, streitend und zankend und ihre Thaten stets im Widerspruch mit ihren Worten. Basilius redet immer von Ruhe und Stille, von Demuth und Bescheidenheit, von Einsamkeit und Gehorsam; dennoch muß unser zwar protestantischer, aber der Autorität der Kirchenväter zu Gunsten des Glaubens ungemein günstiger Lebensbeschreiber des Gregorius von Nazianz einräumen, daß, als die beiden frommen Leute alle möglichen Mittel anwandten, um Basilius zum Bisthum von Cäsarea, der Hauptstadt von Kappadokien, zu bringen (natürlich blos zur größern Ehre Gottes, und zum Vortheil der Gemeinde), sie neben den andern Gründen auch den gehabt hätten, daß Basilius der kirchlichen Oberaufsicht nicht allein am würdigsten, sondern auch dem Herrschen gar nicht abgeneigt gewesen sey. In der That, er schreibt und redet nur von Demuth, Einsamkeit, Liebe, geht er aber nach Pontus, so beklagt er sich, daß man ihn dort nicht gut habe leiden können, natürlich, weil die Leute nicht viel taugen. Wird er nachher Presbyter seines Bischofs, so zerfällt er sogleich mit diesem, und sein Freund hat alle Mühe, Scandal zu verhüten. Freilich hat der Bischof Schuld. Basilius ist kaum Bischof, so zerfällt er mit seinem alten Busenfreunde Gregor von Nazianz; er sieht ihn über die Achsel an und macht ihn zum Bischof eines elenden Fleckens. Von nun an ist er im ewigen Kampf, bald für die Natur Christi, bald für das Wesen des heiligen Geistes; gegen Anomöer und Pneumatomacher ist er ein Felsen im Meere, an dem ihre Wogen sich brechen, wie er sich bescheiden ausdrückt; die Sabellianer machen ihm Kummer; gegen die Arianer gürtet er sich mit dem Krebs des Glaubens und gegen die Apollinaristen mit dem Panzer der geistlichen Streitkunst. Freilich fühlt er selbst, daß er um Worte und

Sylben, um Dinge streitet, die kein verständiger Mann für bedeutend halten würde; er will das auch gar nicht läugnen, sagt aber n): „Das, worüber ich streite und was ich zu bestimmen suche, ist freilich gar klein, wenn es blos von außen her betrachtet wird; es ist scheinbar verächtlich, aber die Bedeutung dieser Kleinigkeiten und Worte, wenn man sie symbolisch nimmt, ist groß. Es ist damit, wie mit dem Saamen des Sesam, der zwar der kleinste unter den trockenen Pflanzensaamen ist, aber, wenn man ihn ordentlich säet, eine Pflanze giebt, die einem Baume gleicht. Mancher wird lachen, wenn er meinen Eifer über Sylben sieht; die Gottlosen werden aber eine unerfreuliche Frucht ihres Lachens ärndten. Ich kümmre mich wenig um der Menschen Schmähungen, achte ihren Tadel nicht, und setze meine Forschung und Prüfung fort." Die Forschungen, die er meint, sind seine eignen Predigten und Streitschriften, denn er gesteht an einer andern Stelle stolz ein, daß er weder die heilige Schrift, noch die Bücher neuerer Schriftsteller zu lesen Zeit oder Lust habe o). Die Frucht dieses Vergessens der Schrift und der edleren Bildung aus heidnischen Schriften mußte verderblich werden. Der Heilige muß Unwissenheit und Barbarei begünstigen, wenn er, der sich mit jedem Sophisten seiner Zeit dreist messen konnte, einen Ruhm darin sucht, alle griechische Bildung, alle Beredsamkeit zu verachten p). Diese Verachtung der sophistischen Bildung ist freilich bloß Affectation, denn er künstelt, so viel nur immer möglich ist, am Ausdruck und weit-

n) Basilii liber de spiritu sancto cap. I. Opp. tom. III. p. 8. oben.

o) Wir wollen die Stelle hersetzen, damit man nicht glaube, daß wir dem Heiligen etwas Uebles nachsagen ohne Grund. Epist. CCXLIV Vol. III. p. 378 heißt es: *Οὐδὲ τῇ ἀναγνῶσαι, τῶν θεοπνεύστων γραφῶν φιλοπόνως καὶ καθ' ὃν δεῖ τρόπον συγχωρεῖ παραμένειν.*

p) Epist. XX. Vol. III. pag. 197 schreibt er dem Sophisten Leontius: Die unablässige Geschäftsthätigkeit, in der ich mich gegenwärtig befinde, wird mich entschuldigen können, wenn ich so selten schreibe, zugleich macht auch der Schmutz der Rede, den ich aus dem steten Umgange mit Ungebildeten angenommen habe (τὸ οἱονεὶ ἐῤῥυπῶσθαι λοιπὸν τῇ

eifert mit den Sophisten im rhetorischen Spiel, aber die Schule, die er begründete, die Geistlichen, Mönche, Prediger und Gelehrten, welche durch seine und seines Freundes Bemühung statt der Sophisten die Lehrer des neuen Geschlechts wurden, hielten sich an sein Wort und sein Beispiel. Der Trägheit ist nichts erwünschter, als ein Wissen, zu dem nur Glauben und Nachsprechen einer Formel, nicht Denken, gehört. Auf dieselbe Weise, wie wir hier durch die Bemühung des Stifters des neuen Volks- und Jugendunterrichts Barbarei hereinbrechen sehen, droht sie auf der andern Seite dem Staate noch weit mehr, weil derselbe unablässig thätige, einflußreiche Mann, der Heilige und Redner seiner Zeit, nicht bloß Freiheit von allen Abgaben für die zahlreichen und rüstigen Menschen fordert, denen er den Namen Mönche gibt, sondern auch für sich selbst die weltliche Criminalgerichtsbarkeit in Anspruch nimmt, nicht bloß über Geistliche, sondern sogar über Diebe, wenn sie auf Diebstahl in seiner Kirche ertappt werden q). Was Gregor von Nazianz angeht, dessen Feindschaft gegen heidnische Bücher und Studien, dessen Fanatismus wir schon oben aus einigen Stellen seiner Briefe angedeutet haben, so wollen wir nur noch wenige Worte über Hochmuth und Unduldsamkeit hinzusetzen. Wir können uns hier viel kürzer fassen, da wir auf den neusten Lebensbeschreiber des Heiligen verweisen dürfen, der zu ehrlich ist, um die Wahrheit verhehlen zu wollen. Man wird sie aus dem Nebel seiner zarten, theologisch-philologischen Einkleidung leicht herausfinden, ohne daß wir mit profaner Leuchte vorangehen. Wir wollen nur zwei Punkte berühren. Zuerst wird jedermann mit uns rufen, woher so viel Zorn in himmlischen Seelen (Tantaene animis coelestibus irae?), wenn Gregor

---

καταχορεῖ συνηθείᾳ πρὸς ἰδιωτισμὸν), mich scheu, mit euch Sophisten Briefe zu wechseln, denn ich fürchte, daß ihr mir zürnt und es nicht ertragen könnt, wenn ihr Dinge und Worte hört, die euer feines Gehör beleidigen. Du dagegen u. s. w.

q) Epistola CCLXXXIV und LXXXVI Vol. III. pag. 425—26.

unmittelbar durch Basilius Ernennung zum Bischof von Cäsarea durch dessen Stolz so sehr beleidigt und durch seine Ernennung zum Oberhirten von Stasima so bitter gekränkt wird? Sein beleidigter Hochmuth kennt keine Schranken; er schreibt die gröbsten Briefe. Einer derselben schließt folgendermaßen r): „Auf! arbeite wacker fort! faß' Dir ein Herz, reiß' alles, was Deinem Stolz dienen kann, gleich einem Waldstrome, mit Dir fort! Kümmre Dich nichts um Freundschaft, nichts um unsere alte brüderliche Herzlichkeit, um den lange und traulich gepflogenen Umgang! Bekümmere Dich nichts um die Meinung, welche die Menschen aus Deinem Betragen von Dir fassen werden; gib Dich ganz Deinen eigenen Eingebungen hin! Der einzige Gewinn der mir von Deiner Freundschaft übrig bleibt, wird der seyn, daß ich künftig keinem Freunde mehr traue." In dem andern s) heißt es gleich im Anfange, in Beziehung auf das elende Nest, welches Basilius seinem alten Freunde als Bisthum hatte anweisen wollen, und welches dieser mit stolzer Demuth verschmähte: „Du wirfst mir Trägheit und Unthätigkeit vor, weil ich Dein Stasima nicht habe annehmen wollen; bist Du böse, daß es mir nicht geht wie euch, daß ich mich nicht wie ihr um Bisthümer, wie die Hunde um ein hingeworfenes Stück Fleisch, herumbeiße?" Im dritten endlich antwortet Gregor auf seines ehemaligen Freundes Zuschrift in einem Briefe, der mit folgenden Worten beginnt: „Du springst ja in Deinem Briefe stolz jubelnd gleich einem übermüthigen Füllen auf der Weide! Es wundert mich gar nicht, daß Du von der neulich erlangten Ehre ganz voll, uns zeigen willst, welches Ansehn Du erlangt hast, und Dich deßhalb größer und glänzender zu machen suchst, wie die Mahler thun, wenn sie ausgezeichnet schöne Gestalten mahlen." Man könnte dies nur für Aeußerungen halten, die ihm während der ersten Aufwallung entschlüpften; daß ist aber keineswegs der Fall, seine Selbstbiographie beweist

r) Greg. Nazianzeni epistolae, epist. XXII.

s) l. c. Epist. XXIII.

uns, daß der beleidigte Hochmuth eines Heiligen eben so unversöhnlich ist, als die gereizte Eitelkeit eines Sophisten. In der in Verse gebrachten Prosa über sein eigenes Leben wird in mehr als hundert Versen über Basilius und seinen Stolz geklagt, und Stasima als der erbärmlichste Ort in der Welt komisch beschrieben. Wir verweisen unsere Leser auf das vortreffliche Gedicht selbst t), weil wir nicht wagen, solche Poesie in Prosa aufzulösen. Wenn Gregor so mit dem Heiligen, mit seinem Busenfreunde umging, so wird man leicht vermuthen, daß er Julian nicht gelinde beurtheilt; daß er aber nach dessen traurigem Tode Schimpf- und Schandreden auf ihn hält, über seinen Tod laut jubelt, daß er ihm körperliche Gebrechen vorwirft, alle seine Fehler übertreibt, und alle Tugenden zu Lastern macht, daß er ganz keck offenbar lügt und verläumdet, wird man gewiß von dem Gründer eines frommen Unterrichtssystems, das die von Julian beschützten und empfohlenen Wissenschaften verdrängen oder ersetzen sollte, nicht ahnen. Dennoch ist es leider nur zu wahr, und sein Freund und Genosse Basilius sucht ihn durch seine Predigten kräftig zu unterstützen, oder wenigsten Gregor's Schimpfreden zu verbreiten und anzupreisen, empfiehlt sie den christlichen Studierenden und kann nicht Worte genug finden, ihren ästhetischen Werth zu preisen. Er selbst hat auf ähnliche Weise gegen Julian geredet, und Baronius so wie die Benedictiner, die Gregor's Werke herausgegeben haben, rühmen es als das größte Verdienst des heiligen Mannes, daß durch diese nach Julian's Tode (als dieser selbst sich nicht mehr vertheidigen konnte und Freunde nicht mehr vertheidigen durften) gehaltenen Reden seinem Andenken ein ewiges Brandmal aufgedrückt sey. Wie würdig, wie anständig Gregor sich über einen verdienten Regenten ausdrückt, wie er über einen Mann redet, der als Kaiser an Basilius, von dem er wußte, daß er ihm und seinen Ueberzeugungen feind sey, freundschaftlich, höflich und ehrend schrieb, wollen wir durch Andeutung einiger

t) l. c. Epist. XXIV.

Stellen bezeichnen, ohne uns am Schlusse eines Aufsatzes, der fast wider unsern Willen länger geworden ist, als er Anfangs werden sollte, auf die Art, wie Basilius und Gregor von Julian und seiner wissenschaftlichen Vorstellung von Religion und Volksbildung reden, näher einzulassen. Gleich im Anfange der ersten Rede u) ruft Gregor Völker und Zungen, Stämme und Nationen, Mitwelt und Nachwelt herbei; ja, er fordert die Engel auf, seinen Schmähungen ihr Ohr zu leihen. Dann beginnt er zu schimpfen. Julian ist ein Drache, ein Abtrünniger, ein Sanherib, ein Feind des menschlichen Geschlechts, der allen verhaßt ist, ein Unhold, der viel auf Erden geraset und gedroht, der viel Ungerechtigkeit gegen den Höchsten gedacht, viel geredet hat. Er, Gregor, ist ein zweiter Jesajas, nur daß dieser seinen Fluch spricht gegen Israel, welches von seinem Gotte gewichen, er gegen einen Tyrannen, der seinen Gott verleugnet, und darum zur Freude des Heiligen den Tod gefunden hat, den seine Gottlosigkeit verdiente. — Man bemerke, daß Julian gegen die Perser tapfer fechtend umkam. — Dann verachtet er v) die Wissenschaften, die Julian liebte und begünstigte, und tadelt ihn dennoch, daß er keine christlichen Lehrer der Beredsamkeit dulden wollte. Dann ruft er wieder nach der Reihe alle Arten von Menschen, alle Stände und Geschlechter zum Triumphgesang über Julian's Tod. Weiter unten geht er Julian's ganzen Lebenslauf durch, gibt davon einen hämischen Bericht, und erzählt den Frommen, daß die Märtyrer des grausamen, treulosen, erbärmlichen Gallus Gebete und Gaben, zu der Zeit, als Gallus und Julian noch Christen gewesen, als beide zu den Heiligen gebetet hätten, günstig aufgenommen, des edeln Julian Geschenke verschmäht hätten! Darf man sich wundern, daß ein Libanius und Eunapius von den Märtyrern nichts wissen wollten, wenn diese und

u) *Κατὰ Ἰουλιάνου βασιλέως στηλιτευτικὸς πρῶτος* Opp. I. p. 78.

v) l. c. pag. 79 unten und 78 oben. Er sagt: *οἵ γε καὶ σφόδρα τούτους περιφρονοῦμεν τοὺς λόγους.*

die Heiligen, die zu ihnen beteten, so urtheilten? Ist Julian den Christen gnädig, ist er mild, so ist alles bloß Heuchelei. Denn wer nicht glaubt, was Gregor verlangt, der ist, wie Julian war, ein Panther, der nie die Farbe ändert, er ist der Mohr, der nie weiß wird, er ist das Feuer, das nie zu brennen aufhört, er ist der Teufel, der ein Mörder war von Anfang, er ist ein Chamäleon und ein Proteus w). Wir übergehen, wie noch der Heilige mit dem todten Julian ganze Seiten hindurch auf dieselbe Weise zankt, ihn schimpft und apostrophirt, wie der italiänische Fastenprediger mit seinem Käppchen zu zanken pflegt, das er in die Ecke geworfen hat, wo es den unbußfertigen Sünder vorstellen soll. Wir bedauern, daß wir Gregor's Lobrede auf die Mönche nicht ganz einrücken können. Er setzt nämlich den gewöhnlichsten Mönch über alle namentlich aufgezählten Philosophen und Gesetzgeber des Alterthums. Was sind, du frecher und — wie sich zu unserer Freude gezeigt hat — sehr sterblicher Mensch, fährt er Julian an, alle deine bewunderten Männer x) gegen die Mönche? Was haben sie gethan, was sich mit den Wundern der Mönche vergleichen ließe? Fragt man, was denn die christlichen Geistlichen und Mönche thun können, so antwortet er: Ihre Thränen sind die Sündfluth aller Vergehungen, sind die Sühne der Welt. Ihre zum Gebet ausgestreckten Hände löschen Flammen aus, schläfern reißende Thiere ein, stumpfen die Schwerdter ab, jagen der Feinde Reihen, wenn sie in Schlachtordnung gestellt sind, in die Flucht **), und glaube mir, gestorbener Julian, auch deinen gottlosen Mund werden sie stopfen, wenn du gleich mit deinen Teufeln eine

w) Gregor. oratio IVta. l. c. cap. LXII. pag. 105.

x) Greg. orat. IVta. l. c. cap. LXXI und LXXII. pag. 110 und 111. Er nennt Solon, Sokrates, Plato, Xenocrates und Diogenes, Epikur, Krates, Zeno, Antisthenes, Homer und Aristoteles, Kleanth, Anaxagoras, Heraklit.

**) Man bemerke, das sagt er zu eben der Zeit, als die Gothen das griechische Reich überschwemmten und verwüsteten und die andern germanischen Völker das lateinische.

Zeitlang das Spiel der Gottlosigkeit spielst! Gregor kann nicht läugnen, daß Julian ein vortrefflicher Regent war, er weiß sich aber auch dabei zu helfen. Der erträgliche Gang der Verwaltung, sagt er y), Nachlaß an Steuern, sorgfältige Wahl der Beamten, Bestrafung der Verbrecher und andere Vortheile, die sich auf das kurz dauernde Glück und auf die Freude dieses irdischen Lebens beziehen, verdanken wir ihm zwar, aber was ist das Alles, verglichen mit dem Glauben und seiner Bewahrung?

Wir brechen hier ab und überlassen dem Leser, die beiden Reden im Zusammenhange zu lesen, damit er unser Erstaunen theile, wenn er erfährt, daß unter solchen Umständen, bei einer solchen fanatischen Wuth der nach Julian's Zeit unumschränkt herrschenden Geistlichkeit, im Orient noch Schulen, Akademien, Lehrer übrig blieben, welche im siebenten Jahrhundert gewisse Fächer und Theile der alten Wissenschaft den Arabern überliefern konnten, von denen sie weiter gebracht und später zu den Lateinern verpflanzt wurden. Darüber wollen wir hier am Schlusse nur eine kurze Bemerkung beifügen, da der Raum dieses Mal eine weitere Ausführung nicht erlaubt. Die Schule, welche in Athen bestanden hatte, litt zuerst durch Alarich's Einfall in Griechenland, nachher durch den Einfluß der Mönche auf die Regierung; sie erhielt sich aber nichtsdestoweniger und wir können den Zusammenhang der athenischen Lehre mit der Schule in Alexandria und mit den syrischen Anstalten bis auf die Zeiten der Araber verfolgen. Es heißt freilich, und Gibbon hat die Geschichte sehr ausführlich erzählt, daß Justinian durch ein Edict die heidnischen Schulen geschlossen habe, es heißt sogar, daß die sieben Philosophen Diogenes, Hermas, Eulalius, Priscianus, Damascius, Isidorus beim persischen König Chosroes oder Nuschirwan Zuflucht gesucht hätten; untersucht man aber die Sache genauer, so findet sich für Justinian's Fanatismus in dieser Sache kein anderes Zeugniß, als Malala oder eine

y) Greg. Nazianz. Opp. l. c. cap. LXXV. pag. 113.

Handschrift des Vaticans, die Niemand gelesen hat. So viel ist gewiß, daß der Ruhm gelehrter griechischer Schulen aus Athen in die syrischen Städte überging, und daß in allen heidnischen oder christlichen Schulen, wo die Alterthumswissenschaft gelehrt ward, ebenso, wie in Alexandria der Platonismus der Lehre des Aristoteles, die dem arabischen Hange zur Spitzfindigkeit näher lag, als die des Plato, schon vor Muhammed gewichen war. Mit dieser Veränderung hing ganz genau zusammen, daß Medizin und Naturwissenschaften, Mathematik, Physik, Astronomie und Astrologie auf den syrischen Schulen vorzugsweise neben dem Aristoteles getrieben wurden. Daß der Orient Sitz der Wissenschaften geworden war, die vorher in Athen allein blühten, sehen wir aus den wenigen Nachrichten, die wir von dem Leben berühmter Lehrer des fünften Jahrhunderts auftreiben können. Wir wissen z. B., daß die beiden berühmten athenischen Lehrer Syrianus und Proclus Alexandrier waren, und daß der Letztere den Hierokles nach Alexandria sandte, um die Wissenschaft der Sophisten oder Philosophen, wie man es nimmt, aufrecht zu erhalten. Proclus selbst und Marinus, der in Athen an Proclus Stelle kam, beschäftigten sich beide eifrig und glücklich mit den mathematischen Wissenschaften. Später lehrte Isidorus, am Ende des fünften Jahrhunderts, abwechselnd in Athen und Alexandria, und in den syrischen Schulen entstand die Sitte, die Philosophie an die Erklärung des Aristoteles zu knüpfen, welche später die Araber dort lernten und sehr weit trieben. Isidorus Schüler Damasius, Simplicius und Johann Philoponus sind im sechsten Jahrhundert die Ersten derjenigen neuen philosophischen Deuter oder Mißdeuter des Aristoteles, die nach Art der Scholastiker mit ihm umgehen. Ihre Schüler lehrten auf den syrischen Schulen und vereinigten Arzneiwissenschaft mit der aristotelischen Philosophie, als die Araber erschienen. Die mathematischen Wissenschaften wurden ebenfalls mit großem Eifer getrieben und mehrentheils von Leuten, die dem Christenthum nicht geneigt waren. Diophant, dem die Araber ihre Algebra un-

streitig verdankten, wird freilich von Bombelli schon in das Jahr 160 v. Chr. gesetzt, und würde also hierher nicht gehören, aber Meermann und Montucla setzen ihn in die Zeit Julian's, und er kann auch nicht viel später gelebt haben, da Hypatia, die um 415 das Opfer des christlichen Fanatismus ward, einen Commentar über ihn herausgegeben hat. Hypatia lehrte in Alexandria öffentlich, und Synnesius, ein Christ, war ihr Zuhörer und genoß lange Zeit ihren Unterricht. Pappus und Theon, der Vater der Hypatia, suchten ebenfalls die mathematischen Wissenschaften im Orient aufrecht zu erhalten, als man dort jede andere Art von Verstandesbildung zu verfolgen anfing. Schon diese Männer leiteten auf den Weg, den die Araber nachher mit so vielem Glück weiter fortsetzten. Sie verbanden Geographie und Astronomie mit dem Studium der reinen Mathematik. Theon schrieb über Ptolemäus und über Aratus; Agathodämon kam im fünften Jahrhundert auf den Gedanken, Ptolemäus mit Karten zu versehen, wodurch Donis, Benedictinermönch in Reichenbach, der die Handschrift mit Agathodämon's Karten entdeckt hatte, veranlaßt wurde, in den Ausgaben des Ptolemäus von 1478, 1482 und 1486 diese Einrichtung des Agathodämon, welche das Studium der Geographie ungemein erleichterte, beizubehalten und die Zahl der Karten zu vermehren. Wir könnten die Namen der Griechen, welche auf den syrischen Schulen Lehrer der Araber wurden, anführen, wir brechen aber hier ab und bemerken nur noch zum Schluß, daß unter den Ommaijaden, die in Damascus ihren Sitz hatten (660 — 750), Griechen die ersten arabischen Lehranstalten für Mathematik, Baukunst, Astronomie, Arzneiwissenschaft gründen halfen. So gründeten z. B. Theodokus und Theodunus, die beiden Leibärzte des Chalifen Abd-el-Maleb die berühmte Schule der Arzneiwissenschaft in Damascus, aus welcher Phorat-ibn-Schonatha hervorging.

Ueber Aschbach's Geschichte der Ommaijaden in Spanien.*)

Das gelehrte Publikum kennt Herrn Aschbach's Gründlichkeit und Sorgfalt in Benutzung der Quellen schon aus seiner Geschichte der Westgothen; das oben genannte Werk enthält die Geschichte von Spanien von der Zeit an, wo dort der Faden der westgothischen Geschichte abgebrochen ward, bis auf das Jahr 1037. Schon die Uebernahme einer Arbeit von solcher Ausführlichkeit über eine abschreckende Zeitperiode beweiset wissenschaftlichen Muth, da der Verfasser dabei schwerlich auf das größere Publikum rechnen konnte, sondern darauf ausgehen mußte, für Männer von Fach, für Kenner und Forscher ein schätzbares Material zu liefern, indem er das Brauchbare und Nützliche aus Schutt und Trümmern, aus Dunkel und Verwirrung fleißig und treu ans Licht brachte. Der Verfasser dieser Anzeige, der, ob er gleich Conde noch nicht benutzen konnte, doch selbst nach Durchlesung des angezeigten Werks immer noch glaubt, daß er in seiner Weltgeschichte diesen Theil der spanischen Geschichte nicht ganz unglücklich behandelt habe, ist daher gewissermaßen verpflichtet,

*) Geschichte der Ommaijaden in Spanien nebst einer Darstellung des Entstehens der spanischen christlichen Reiche. Von Joseph Aschbach, Professor in Frankfurt am Main. 1r Theil 364 S. 2r Th. 376 S. 8vo. Frankfurt a. M. bei Varrentrapp.

Herrn Aschbach's Bemühungen, sobald er nur kann, anzuerkennen und das Publikum auf das obengenannte Werk aufmerksam zu machen. Herr Aschbach hat Quellen benutzt, die zum Theil schwer, zum Theil ohne besondere Verbindungen und Umstände in Deutschland gar nicht zu erlangen sind; das geht aus seiner Anzeige der gebrauchten Hülfsmittel hervor. Er gibt theils in der Vorrede des ersten Theils über die Quellen und ihren Gebrauch vollständige Rechenschaft, theils hat er ein genaues Verzeichniß der von ihm benutzten Hülfsmittel dem zweiten Theile Seite 368—376 angehängt. Da er im Buche selbst beweiset, daß er uns nicht, wie jetzt überall geschieht, Citate und Büchertitel wie Sand in die Augen wirft, so hat dies Verzeichniß mehr Werth für uns, als dergleichen sonst in unsern Augen zu haben pflegt. Non multa sed multum.

Da Conde unter uns Deutschen durch die in Carlsruhe erschienene Uebersetzung bekannter geworden ist, so wollen wir zuerst Herrn Aschbach's Verhältniß zu diesem spanischen Werk mit seinen eigenen Worten andeuten. Er sagt S. VII der Vorrede: „Alle bisherigen Arbeiten dieser Art hat das neueste Werk über diesen Gegenstand von dem Spanier Conde übertroffen, der schon früher durch die Herausgabe der Geographie Spaniens von dem Araber Scherif Aledris und durch die Abhandlung von den mohammedanischen Münzen seine ausgezeichneten Kenntnisse und Studien in der Geschichte der Araber beurkundet hat. Sein Werk, welches in vier Abtheilungen die ganze Herrschaft der Muhammedaner in Spanien umfaßt, gibt in den zwei ersten Theilen, d. h. im ersten Bande, die Geschichte der Ommaijaden. In Wahrheit, fährt er fort, ist es keine kritische Geschichte nach den Anforderungen des jetzigen Standpunkts der historischen Wissenschaften mit den nothwendigen Untersuchungen, Forschungen und Vergleichungen in den verschiedenen gleichzeitigen Quellen, sondern es liefert als eine treue und sorgfältige Uebersetzung ganzer arabischer Geschichtswerke dem Historiker trefflichere und ausführlichere Materialien als alle seine Vorgänger.

Die arabischen Schriftsteller, die er für die Ommaijadische Geschichte übersetzte, sind — es folgen die Namen, die wir weglassen — wovon keiner vor dem zehnten Jahrhundert lebte, die meisten aber im zwölften Jahrhundert schrieben, freilich nach Nachrichten früherer Schriftsteller; sie sind daher immer authentischere Zeugen, als die obengenannten Sammler arabischer Geschichten, Noveiri, el Mogrebi, el Chatib, Ibn Khaldun u. s. w., die im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderte lebten, und aus Mangel kritischen Forschens eine Menge Irrthümer in ihre Geschichte hineinbrachten." Herr Aschbach spricht dann auch von Isidorus Pacensis, er hat aber ganz übersehen, daß Pagi in seiner Critica in Annales Baronii, dem er überhaupt zu wenig Ehre anthut, da er sich oft viele Mühe hätte sparen können, wenn er ihn sorgfältig benutzt hätte, fast den ganzen Isidorus Pacensis eingerückt hat, und zwar nur die Stellen, die von Bedeutung sind und da, wo man ihrer bedarf. Pagi hat den Text so correct als möglich gegeben, und Ref. hat sich ganz gut damit helfen können, obgleich er, weil von keinem Thucydides und keinen Dingen die Rede ist, die auf der Goldwage gewogen zu werden verdienen, ihn nicht mit dem Texte in der España sagrada verglichen hat. Es wäre allerdings zu wünschen, daß der letzte Text irgendwo abgedruckt würde, immer würde aber der Herausgeber wohlthun, den Text, wie ihn Pagi gibt, zu vergleichen. Wenn der Verfasser den Plan, nach dem die bisherigen drei Bände spanischer Geschichten, die er uns geliefert hat, geschrieben sind, durchführt, so erhalten wir ein Buch, welches uns in den Stand setzt, die Quellen der spanischen Geschichte leichter benutzen zu können. Er hilft uns durch das Labyrinth der verwickelten, oft verdrießlichen und ermüdenden, immer eintönigen Kriege, Streitigkeiten, Theilungen, Wiedervereinigungen, romantischer Mährchen und Uebertreibungen, Mordthaten und Frevel, ritterlicher Tapferkeit und Galanterie, spanischer Abentheuerlichkeit und Prahlerei, fanatischer Gräuel und Verbrechen einen Weg zu bahnen und im chaotischen Dunkel verwirrender Händel ein Licht

zu finden. Der Spanier Ascargota, obgleich er beweiset, daß er Masdeu und andere neuere spanische Bearbeiter der Geschichte gut kennt, streift freilich zu sehr oben hin, er übergeht die Mauren ganz, doch hätte Herr Aschbach manchen Wink von ihm benutzen und sich dadurch manches Einzelne, das nicht frommt, ersparen können. Wir wollen, um unsern Lesern die Uebersicht des Buchs zu erleichtern, zuerst den Gang kurz angeben, den der Verf. durch die beiden Bände hindurch verfolgt hat, dann die Stellen bemerken, die uns besonders wichtig scheinen und worauf wir unsere Leser aufmerksam machen möchten, und zuletzt einige Bemerkungen, theils über den Inhalt, theils über die Form mittheilen; nicht sowohl um dem Verfasser Belehrungen oder Winke zu geben, oder das Publikum auf Mängel aufmerksam zu machen, als vielmehr, um zu beweisen, daß wir das Werk aufmerksam gelesen haben. Herr Aschbach schickt zuerst eine kurze Einleitnng von zwanzig Seiten über Entstehung des Califats und Ausbreitung der Eroberungen der Araber voraus, und geht dann im ersten Capitel des ersten Buchs zur Geschichte der Eroberung von Spanien über. Hier so wie im zweiten Capitel über die Unternehmungen der Statthalter der Chalifen von Damascus in das Frankenland könnte sich vielleicht der Verfasser etwas kürzer gefaßt haben; wir wissen es ihm indessen darum nicht weniger Dank, daß er so vielen Fleiß auf die undankbare Geschichte von Raubzügen gewendet nnd jeden einzelnen Punkt in den Noten erörtert hat. Das dritte und vierte Capitel behandelt er mit eben dem Fleiße und eben der Genauigkeit im Einzelnen die Geschichte der innern Kriege der Mohammedaner kurz vor und unmittelbar nach dem Sturz der Ommaijaden in Syrien. Das erste Capitel des zweiten Buchs (S. 109 seqq.) ist dem ersten Regenten Abderrahman I. gewidmet, die zwei folgenden Capitel berichten die Entstehung und Bildung der kleinen christlichen Herrschaften in Spanien. Der verrätherischen und feigen Capitulation Theodemirs in Andalusien, um die Gothen in ein Joch zu geben, das sich die Griechen in Asien zu ihrem Ver-

derben auflegen ließen, wofür Theodemir und die Seinigen auf kurze Zeit den Schein einer Unabhängigkeit in einem Winkel Andalusiens behielten, hatte der Verfasser an einer andern Stelle erwähnt, obgleich er die Sache nicht so würdigte, wie sie es verdiente; hier gedenkt er der Asturischen Herrschaften und der sogenannten spanischen Mark der Franken. Theodemir's Freunde und Nachfolger hatten bekanntlich das Schicksal, das Jeder verdient, der wahre Ehre für Schein und das höchste Gut des Menschen für niedern Vortheil und Genuß aufopfert und verkauft, der nicht wagt, den Tod der Schande und Sclaverei vorzuziehen. Die folgenden ersten Capitel des dritten Buchs enthalten die Geschichte Hescham's I. und Hakem's I., im dritten Capitel wird Abderrahman's II. Geschichte mit der Geschichte der gleichzeitigen asturischen Könige und der fränkischen Grafen von Barcelona verbunden. Im ersten Capitel des vierten Buchs treten wieder neben den Mauren unter Muhammed dem Ersten die Geschichten der Kriege Ordoño des Ersten und Alfons des Großen sehr bedeutend hervor, das zweite und dritte Capitel beschäftigen sich dagegen wieder fast ausschließend mit maurischen Händeln, ausgenommen, daß auch hier Alfons der Große eine bedeutende Rolle spielt. Das folgende vierte Capitel ist ganz dem asturischen Königreich unter Alfons dem Großen, so wie das fünfte der Entstehung des Königreichs Navarra und der erblichen Grafschaft Barcelona gewidmet. Fast die ganze erste Hälfte des zweiten Theils S. 1—160 nehmen die wichtigen und anziehenden Geschichten der Regierung der beiden bedeutendsten Chalifen der spanischen Dynastie Abderrahman des III. und Hakem des II. ein. In Rücksicht des zweiten Capitels wünschten wir, daß Herr Aschbach einen Blick auf Ascargota geworfen hätte. Dieses Capitel handelt nämlich von Abderrahman's Händeln mit den kleinen christlichen Staaten, Herr Aschbach hätte aus Ascargota sehen können, daß selbst ein Spanier auf diese Geschichten wenig Bedeutung legt, er hätte uns Manches ersparen können. Dasselbe wird mancher Leser vom vierten Capitel, nämlich

von den afrikanischen Geschichten urtheilen, aber mit Unrecht. Dieses Stück ist keine Episode, es ist wesentlich nothwendig zum Verständniß, nicht blos der Kriege und Eroberungen Abderrahman's, sondern ganz besonders zu der Einsicht in den Zusammenhang der späteren Expeditionen der sogenannten Morabethuns oder Moraviden, wie Franzosen und Spanier sagen, und der Almohaden, von denen freilich der Verfasser hier nicht reden kann, da sie in eine spätere Zeit fallen, als die, welche dies Werk umfaßt, er wird aber späterhin auf das hier Gegebene zurückweisen können. Das folgende Buch beginnt mit der anziehenden Geschichte der Verwaltung Almanzors, der seinen Chalifen unter Vormundschaft nahm, und die Geschichte dieses kräftigen Regenten läuft durch drei Capitel fort bis S. 238. Die folgenden Capitel, das vierte dieses sechsten Buchs und die drei ersten Capitel des siebenten führen uns wieder in das Labyrinth maurischer Händel, verwirrender Thronstreitigkeiten, Usurpationen und Fehden von Leuten, deren Namen die Nachwelt lieber vergessen als behalten wollte; das letzte Capitel dieses Bandes ist den christlichen Staaten in Spanien in der Zeit von 1002—1037 gewidmet.

Da der Verfasser dieser Anzeige bei der Angabe des Inhalts und des Ganzen hie und da Stellen angedeutet hat, die ihm, ohne Schuld des Verfassers, weniger anziehend scheinen, so will er jetzt diejenigen andeuten, die ein allgemeines Interesse haben, und welche er seinen Lesern nachzulesen empfiehlt. Gleich im ersten Bande bemerken wir die genaue Erzählung des merkwürdigen Zugs gegen die Franken zu Karl Martell's Zeit, den Abderrahman ben Abdallah el Gafeki unternahm. Bekanntlich umgab dieser Zug der Mahommedaner und die Niederlage, welche eine Folge derselben war, das Karolingische Haus mit einem heiligen Schein, den sonst Karl Martell, der die geistlichen Güter und Pfründen an seine Helden vergabte, durchaus nicht verdient hatte; man betrachtete fortan das Frankenreich als eine Vormauer der Christenheit, und die rohen Begleiter Karl's erhielten das Ansehen von

Kämpfern für den Glauben; es bildete sich also nach und nach der Begriff, welcher der späteren Ritterschaft anklebte und durch die Eroberung von Toledo (1085) und durch die Kreuzzüge ganz innig mit dem Lehnwesen vereinigt ward. Der ganze Abschnitt von Seite 64—82 ist in Beziehung auf deutsche und französische Geschichte wichtig und anziehend. Man muß es dem Verfasser sehr Dank wissen, daß er in den Noten jeden einzelnen Punkt der Geschichte der Raubzüge der maurischen Horden so genau geprüft hat. In der Geschichte des ersten Omijaden, oder wie der Verfasser schreiben zu müssen glaubt, Ommaijaden (Ref. ward missbilligt, weil er so schrieb), stoßen wir auf die Geschichte Karl's des Großen, auf den Zusammenhang seines Zugs über die Pyrenäen und werden auf die Nothwendigkeit des Studiums der allgemeinen Geschichte zum Verständniß der vaterländischen aufmerksam gemacht. Wir sehen, daß Saragossa sich in jenen Zeiten nicht weniger hartnäckig vertheidigte, als in unsern Tagen. Dies wird Seite 130 berichtet. Die Nachrichten über Abderrahman's Gebäude und dergleichen hätten in Verhältniß zu den Kriegsgeschichten etwas mehr Raum einnehmen dürfen, als die vierzehn Zeilen Seite 134. Derselbe Fall ist in der Geschichte Heschams, wo uns die wenigen Zeilen über die innere Verwaltung und die Künste S. 194 unbefriedigt lassen. Viel reicher sind die Nachrichten über die Verwaltung und den Zustand des maurischen Reichs unter Abderrahman II., die man von S. 271—76 zerstreut findet, und gewiß mit Vergnügen lesen wird. Dasselbe gilt in noch höherem Maaße von dem ausführlichen Abschnitt des zweiten Theils, wo im sechsten Capitel des fünften Buchs die innere Geschichte des ommaijadischen Reichs unter Abderrahman III. von S. 104 bis 128 gegeben wird. Noch anziehender ist, was der Verfasser im achten Capitel von S. 145—160 unter der Aufschrift: „Zustand der Künste und Wissenschaften in Spanien zur Zeit des Chalifen Hakem" zusammengestellt hat, womit man vergleichen muß, was weiter unten S. 233—38 gesagt wird, wobei die Nachrichten, welche Seite 173 gegeben worden, so wie die

Notiz über Abdelmelic's Hochzeit S. 175 — 176 nicht übersehen werden dürfen. Außerdem hat der Herr Verfasser eine erste Beilage, oder kurze Uebersicht der Wissenschaften, welche von den Arabern in Spanien cultivirt wurden, eine zweite über die Baukunst der Araber in Spanien, eine dritte über die Sculptur, Malerei und Musik, eine vierte über die Industrie und eine fünfte über das Kriegswesen zur Zeit des Chalifats, dem zweiten Theile beigefügt. Diese Andeutung der allgemein belehrenden und anziehenden Stellen wird nach Ref. Meinung ein besseres Lob des Buchs seyn, als die allgemeinen Redensarten und posaunenden Verkündigungen der Leute, die unter uns aus den Anzeigen der Bücher, die sie gewöhnlich nicht einmal gelesen haben, ein Handwerk machen. Ref. will jetzt noch einige Bemerkungen hinzufügen. Zuerst fällt ihm bei diesem schätzbaren Buche ein, wie sehr es zu wünschen ist, daß unsere deutschen Schriftsteller auf ihre Sprache mehr achten, als sie zu thun pflegen *), und sich nicht in ihrer Muttersprache Fehler erlauben, welche ihnen, wenn sie lateinisch schrieben, niemand verzeihen würde. Es ist hier nicht vom Styl, nicht von der Lächerlichkeit der blühenden und schwülstigen Redensarten, der Zierlichkeit, der Beredsamkeit und dergleichen die Rede, denn es geschieht dem denkenden Mann ein rechter Dienst, wenn ihm das Lernen nicht durch Romanenstyl und französische oder diplomatische Redekunst, die aus Nichts Etwas und aus dem Großen Kleines macht, erschwert wird. Dergleichen wird in Residenzen bewundert, der hausbackene Verstand, wie er jetzt hie und da sehr zierlich und artig genannt wird, bebt davor zurück. Wir reden blos von der Sprache. Gleich vorn in der Vorrede, in der oben angeführten Stelle über Conde, ist eine Nachlässigkeit sichtbar, wie wir sie nicht selten durch das ganze Buch antreffen. Eine kritische Geschichte nach den Anforderungen eines Standpunkts ist kein Deutsch; auch sagt man nicht, Untersuchungen, Forschungen und Vergleichungen in den

*) S. die Beilage am Schlusse dieser Recension.

Quellen. Um nur ein Beispiel aus dem Buch selbst zu wählen und zu zeigen, daß blos Mangel an Aufmerksamkeit schuld ist, führen wir an: 1r Theil S. 230: so entstand an den Thoren von Cordova durch das Volk aus den sehr bevölkerten Vorstädten ein großer Tumult und Auflauf. Gleich darauf: Hakem — der die Gesetze des Korans durch sein Weintrinken gering schätzt. Wir glauben an diesen wenigen Beispielen hinreichend deutlich gemacht zu haben, was wir eigentlich sagen wollten, wir setzten deshalb dieses nicht weiter fort, sondern wenden uns von den Worten und Wörtern zu den Sachen. In dieser Beziehung scheint uns zuerst die Verbesserung des **Isidorus Pacensis**, die (Seite 26 in der Note) der Verfasser vorschlägt, da er **Graecos** in **Saracenos** ändern will, nicht glücklich. Gerade weil Isidor mit dem Ausdrucke **Graecos** und **Romanos** abwechselt, hat er, weil beide Namen gleich bedeutend sind, und die Byzantiner sich immer nur Römer nennen, gerade diese bezeichnen wollen. Bis ins achte Jahrhundert waren ja die Griechen in jenen Meeren sehr mächtig, warum konnte nicht der letzte König der Gothen mit ihnen im Kampf seyn? Führten doch die Griechen den Mauren nach Spanien aus Italien, Dalmatien und Illyrien viele Sclaven zu, wie der Verf. dieser Anzeige in seiner Geschichte der bilderstürmenden Kaiser nachgewiesen hat. Ebenso sehen wir nicht ein, warum der Verfasser, blos auf Isidorus Pacensis gestützt, Seite 42 läugnen will, daß Musa nicht seine flüchtige Reiterei in das gothische Gebiet jenseits der Pyrenäen habe streifen lassen, wie Conde und Cardonne berichten. Daß er dies nicht gethan habe, als er die Pyrenäen einmal erreicht hatte, wäre sogar gegen alle Analogie und Wahrscheinlichkeit. Was den Zug Abderrahman's gegen Karl Martell angeht, so wundert es uns, daß der Verfasser Seite 67 das längst verlachte Mährchen arabischer und fränkischer Bulletins von 400,000 Mann und außer diesen noch einer zahllosen Menschenmenge zur Colonisation wieder aufgetischt hat. Wo sollten so viele Menschen hergekommen seyn, da die Einwanderung so bedeutend nicht war

und doch ein Theil in Spanien zurückbleiben mußte? Wovon sollten diese Leute in den Gegenden gelebt haben, wo man noch jetzt ohne Zufuhr aus der Fremde eine Armee von hundert Tausend Mann nur mit Schwierigkeit ernähren könnte, — geschweige damals. Es ist durchaus nothwendig, neben der bloßen Glaubenskritik, welche blos fragt, ob eine Thatsache einen Zeugen, eine sonst gute Quelle oder Urkunde für sich habe, noch eine andere anzuwenden, nach der etwas ganz Ungereimtes nicht wahr seyn kann, wenn es auch noch so oft wiederholt ist. Daher Cicero's Urtheil, daß wo die letztere Kritik angewendet werde, die historischen Studien ingeniosorum seyen, dagegen tantummodo ad iudicia veteris memoriae cognoscenda gebraucht, blos curiosorum. Von den 375,000 Mann, die zwischen Tours und Poitiers auf dem Schlachtfelde geblieben seyn sollen, will doch auch der Verfasser S. 71 nichts wissen. Daß er die Geschichte des spanischen Zugs Karl's des Großen, dessen Zusammenhang mit den maurischen Geschichten und die Folgen dessen zerspalten hat, so daß wir, um das Ganze übersehen zu können, Seite 131 und 170—174 vergleichen müssen, scheint uns unbequem und hat außerdem den Nachtheil, daß an der einen Stelle aus fränkischen Nachrichten ein anderer Bericht hervorgeht, als auf der andern aus arabischen und spanischen. Auf diese Weise wird die Geschichte zu sehr der Chronik genähert, weil wir auf der einen Stelle die richtigen arabischen Namen, auf der andern die kauderwelschen der lateinischen Chroniken finden. Der Verfasser nennt mit Recht den Ibn Alarabi der fränkischen Chroniken Hussein el Abdari, und unter diesem Namen kommt er in der Erzählung Seite 129—30 immer vor, ganz anders auf Seite 171—174, wo dieselbe Sache wieder erzählt wird. Hier finden wir nicht allein S. 173 den Ibn al arabi wieder, sondern S. 172 kommt auch (ein wahrer Minotaurus) als arabischer Name das Wort Abithaurus vor, sowie Seite 185 ein Abutaurus. Wäre der Verfasser nicht so genau, so würden wir dies nicht rügen. Was der Verfasser über die spanische Musik und über Guido

von Arezzo als Erfinder des Solfirens S. 275 nach la Borde oder Murphy sagt, muß aus Arteago rivoluzioni del teatro musico Italiano I. p. 143 und aus Tiraboschi storia della letteratura Italiana berichtigt werden. Daß der Name des Solfirens nicht von den arabischen Noten, zu denen wir kein großes Zutrauen haben, sondern von dem Verse von Paulus Diaconus hymnus in Sct. Johannem, an den die Tonleiter gelegt ward, herrührt, ist bekannt. Der Vers, der das ut, re, mi, fa, sol, la herab, ist folgender (wir unterstreichen die Sylben):

Ut queant laxis resonare fibris
Mira gestorum famuli tuorum,
Solve pollutis labiis reatum
Sancte Johannes.

Doch sagen die Italiäner selbst, daß Guido und Michael, die beiden Mönche des Klosters Pomposa, ihre Kenntnisse in Spanien schöpften. Die Verbindung Abderrahman's III. mit König Otto hatte Ref. in seiner Weltgeschichte schon berührt, er hatte hier mehr zu finden erwartet, als er im 2. Theile S. 103 gefunden hat; reich an Nachrichten ist dagegen das folgende fünfte Capitel; doch kann sich der Verfasser dieser Anzeige einiger Zweifel und Bemerkungen nicht enthalten. In den Erzählungen von dem vielen Golde und Silber — hier sogar auch Quecksilber — von der wunderlichen Art, wie das Alles angebracht seyn soll, glaubt Ref. den arabischen Mährchenschreiber zu erkennen, der seinem gierigen Landsmann den Mund nach der Gunst des Goldbesitzers und Goldvertheilers wässerig macht, wie Bonaparte den eiteln Franzosen durch ein Bulletin in Entzücken und Staunen versetzt; der Verständige denkt in beiden Fällen, es ist nicht alles Gold was glänzt. Die Gruppe von zwölf Thieren aus massivem Golde, mit Edelsteinen besetzt, um die natürlichen Farben nachzuahmen, macht uns schon mit offenem Munde staunen; die große Perle des Kaisers Leo, die unter diesen und andern vielen kostbaren Dingen, allein von der Decke herabhängend, immer noch Effect macht, bringt aber unsern Verstand zum

Stillestehen. Was muß das für eine Perle gewesen seyn! Dies fällt aber dem Herrn Aschbach nicht zur Last, er giebt uns den Bericht der arabischen Schriftsteller, welche, glücklicher als Thomas, auch dann glauben, wenn sie nicht sehen; nur ihre Nachricht vom Bau der Moschee in Azzähra bei Cordova hätte er ihnen nicht S. 108 nacherzählen sollen. Wir wissen in der That nicht, ob es Scherz oder Ernst ist, wenn Herr Aschbach den Arabern nacherzählt, daß diese Moschee von tausend Arbeitern in acht und vierzig Tagen erbaut worden sey. Wir wissen wohl, daß es jetzt wieder Leute genug gibt, welche die Geschichte dahin zurückbringen möchten, wo sie sich befand, ehe der Menschheit das von den Bequemen und Trägen gehaßte Licht aufging, das den Gauklern, Mystagogen, Heuchlern und Sophisten so unangenehm ist; der Verfasser gehört indessen zu diesen Leuten, deren Beginnen aller Bemühungen ungeachtet, schmählich scheitern wird, durchaus nicht, er hätte daher an den Dom von Cöln, an die Kathedrale von Mailand, oder nur an die tägliche Erfahrung denken dürfen. Auch in den folgenden Geschichten sind sehr viele handgreifliche Unwahrheiten. Wenn, nach S. 110, Abderrahman jährlich nur dreimal hundert Tausend Ducaten (Dinars) verbaute, so konnte er unmöglich Feenpaläste bauen, und noch viel weniger so viel gediegenes Gold anbringen, oder nur viele goldne Thiere gießen lassen, geschweige denn goldne Löwen und Tiger, Schwäne und Pfauen so mit Edelsteinen besetzen, daß sie dadurch ihre natürlichen Farben erhielten. Es lohnt sich der Mühe nicht, die Sache zu untersuchen, weil es bekannt ist, daß Araber und Spanier durchaus nichts berichten können, ohne ungeheuer zu übertreiben, und daß sie so glücklich sind, ihre eignen Lügen für wahr zu halten. Es geht ihnen damit gerade wie den Franzosen mit ihren Rodomontaden, mit ihren tönenden Phrasen und ihren Helden; Gott sey dem gnädig, der ihnen die Wahrheit sagt! Das sieht man jetzt am besten an der Aufnahme, die Bourienne bei den Liberalen findet; denn die Anhänger des Alten verdienen keiner Erwähnung. Wir wollen damit nicht sagen,

daß die Klatschereien, die er aufgeschrieben hat, alle wahr sind, sondern nur, daß gerade das Wahre keinen Glauben findet. Die Einkünfte Abderrahman's können, wenn er zu den hier angegebenen orientalischen Erpressungsmitteln seine Zuflucht nehmen mußte, wenn sein Vezier ihm auf die hier erwähnte Weise als Saugschwamm diente und seine Unterbeamten wieder als Saugschwämme gebrauchte, unmöglich so bedeutend gewesen seyn, als sie hier angegeben werden. Was sollen wir aber zu den 212000 Häusern von Cordova sagen? Ein solcher Anwachs erfordert doch Zeit, man denke, wie lange London schon immer gewachsen ist, und doch wäre London, eine Seestadt, der Mittelpunkt des Welthandels, die Residenz der obersten Regierung unermeßlich reicher und bevölkerter Länder in beiden Indien, bei weitem nicht halb so groß, als die Hauptstadt von Spanien? Credat Judaeus Apella! Bei Erwähnung der Art der Auflagen und ihrer Erhebung stutzt auch der Verfasser, der, in einer Handelsstadt lebend, nicht übersehen konnte, daß Druck und Erpressung mit der Blüte der Reiche unvereinbar sind, und daß, wo Wenige auf Unkosten der größern Menge schwelgen, der Wohlstand nicht dauerhaft seyn kann. Er sagt selbst S. 116: „Wie bei diesen ungeheuern Abgaben der Handel blühen und der Wohlstand des Landes immer mehr gesteigert werden konnte, bleibt ein großes Problem, dessen Auflösung eine nicht unwürdige Aufgabe für einen Staatsmann wäre.“ Wenn ein solcher Staatsmann sich finden sollte (wie wir daran nicht zweifeln, denn in unsern Tagen ist Alles möglich), so müßte man besorgt um ihn seyn, denn er würde gleich einem Delphischen Orakel von ganz Europa umlagert seyn und bei Tag und Nacht keine Ruhe haben. Das achte Capitel, vom Zustande der Künste und Wissenschaften in Spanien zur Zeit des Chalifen Hakem II., enthält nach Conde und Murphy Alles, was über den Eifer für Literatur und über die literarischen Anstalten in Spanien zu einer Zeit, wo ganz Europa von tiefem Dunkel bedeckt war, bekannt geworden ist. Wir zeichnen Seite 145—159 um so mehr aus, als einer unserer vor-

nehmen und rednerischen oder erfindenden und entdeckenden Schriftsteller sich gewiß ganz anders damit gebrüstet hätte, als der bescheidene Verfasser. Man findet dort ohne alle Declamation nur einen gedrängten Bericht und brauchbare Nachrichten. Uebrigens hofft Referent, daß unter den Büchern der hier erwähnten Bibliothek von sechsmal hundert Tausend Bänden nicht viel so unnütze Bücher waren, als das Buch in hundert Abschnitten, für einen orientalischen Despoten über die Staatsklugheit der Fürsten und die Grundsätze einer guten Regierung von zwei grundgelehrten Pedanten geschrieben, die für ihre Dedication Staatsräthe wurden. Für uns ist es interessant zu erfahren, daß man schon in der Residenz Cordova, wie in andern Residenzen, auf den Gedanken gekommen war, von abstrakten Philosophen, Sophisten und Hofleuten auf der einen, von grundgelehrten Leuten auf der andern, von Diplomaten und kecken Schwätzern auf der dritten, eine Literatur verfertigen zu lassen, die man von der Residenz aus als Mode-Artikel und Antidotum einschwärzen könnte. Das hieß auch unter den Arabern Wissenschaftlichkeit. Die beiden Staatsräthe haben es sich gewiß nicht nehmen lassen, daß sie allein und neben ihnen der für den Koran eifernde Iman der Hauptmoschee Recht hätten. Es ist nichts Neues unter der Sonne. Auch das erste Capitel des sechsten Buches über Almanzor's Verwaltung von Spanien enthält anziehende Nachrichten. Was der Verf. bei Gelegenheit der Anstalten, die unter Almanzor in Spanien bestanden, S. 236 von den durch Gerberts (den nachherigen Sylvester II.) in Europa verbreiteten arabischen Zahlzeichen sagt, ist keineswegs ausgemacht; eher sind sie durch den bekannten Constantin, den man den Philosophen nannte, welcher Robert Guiscard empfohlen war, im Kloster Monte Cassino lebte und aus dem Arabischen viele Bücher übersetzte, eingeführt worden. Gern würde Ref. auch noch von den Beilagen handeln, seine Anzeige ist aber schon zu ausführlich geworden.

Schlosser.

Beilage zu S. 280.

Wie gegründet diese Klage ist, wollen wir mit einigen Beispielen zu beweisen suchen, und zwar aus einem Schriftsteller, dessen Sprache selbst in Lehrbüchern als musterhaft gepriesen wird. Wir meinen unsern berühmten Historiker Heeren. Eines seiner vielgelesenen Werke führt den Titel: „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien.“ Die europäischen Staaten, die nach den Sitten und Bestrebungen der Völker, wie nach der Politik ihrer Cabinette so mannichfach unterschieden sind, die aus Republiken, Autokratien und constitutionellen Monarchien, aus Land- und Seemächten bestehen, die sich gegenseitig ihre Länder mit Festungen und Zolllinien verschließen, die große Heere und Flotten halten, um sich zu bekriegen, diese Staaten können unmöglich ein System bilden. Denn wenn es auch einzelne Fälle gibt, wie z. B. bei dem Grundsatze der Legitimität, wo sämmtliche, oder doch die meisten und mächtigsten europäischen Staaten in ihrer Politik von einer und derselben Idee geleitet werden, so gibt es dafür zehn andere Fälle, wo jeder Staat seine eigene Regierungsweise hat, welche der seines Nachbars geradezu widerstreitet, also mit derselben in dem Begriff eines Systems nicht zusammengestellt werden kann. Der Verfasser erklärt zwar Th. I. S. 6 u. f. der vierten verbesserten Auflage, was man unter System zu verstehen habe, wir zweifeln aber, daß er sich selbst ganz klar geworden sey. Das System der europäischen Staaten sey nämlich der Inbegriff ihrer Verhältnisse gegen einander, und sein allgemeiner Charakter seine (des Systems?) innere Freiheit, d. i. die Selbständigkeit und wechselseitige Unabhängigkeit seiner Glieder; es sey ein System herrschender Monarchien, worin die Republiken, die vereinigten Niederlande etwa ausgenommen,

gleichsam nur tolerirt worden seyen. Darauf entgegnen wir: Wir wollen zugeben, daß man Verhältnisse, die tausendfachen Veränderungen unterworfen sind, ein System nennen könne, wir wollen zugeben, daß die Selbständigkeit der Staaten der allgemeine Charakter dieses Systems sey, wir wollen auch nicht fragen, was man unter allgemeinem Charakter eines solchen Systems verstehen müsse, wir erinnern aber an die Vernichtung des deutschen Reichs, an den Untergang von Genua, von Venedig, von Polen. Wenn Selbständigkeit der Mitglieder der allgemeine Charakter des Systems ist, so ist entweder das System charakterlos geworden, oder die genannten Staaten waren blos außerordentliche Mitglieder, die im Systemsrath keine Stimme hatten. So scheint es der Verf. auch verstanden zu haben, denn er behauptet, die Republiken, die Niederlande etwa (etwa!) ausgenommen, seyen gleichsam (gleichsam!) nur tolerirt worden. Man erlaube uns jedoch die beschribne Frage: warum hat man denn die Republiken gleichsam tolerirt? Konnte man vielleicht nicht anders? — — Wir glauben durch diese wenigen Andeutungen hinreichend bewiesen zu haben, daß es durchaus keinen Sinn hat, wenn man von einer Geschichte des Systems der europäischen Staaten spricht. Aber gesetzt auch, es sey das Alles ganz so, wie Heeren sagt, so hat doch dieses sogenannte System der europäischen Staaten ganz gewiß keine Colonien.

Wir wollen anderswo aufschlagen. Im Handbuche der Geschichte der Staaten des Alterthums heißt es S. 411 der dritten, oder S. 381 der vierten verbesserten Auflage: „der ausführlichste, und, bis auf seine Hypothese, alles in Rom aus Griechenland ableiten zu wollen, doch am meisten kritisch seyn wollende, Schriftsteller u. s. w. ist Dionys von Halikarnaß." Wer in aller Welt hat jemals von einer Hypothese des Willens gehört, und wer wird es für ein Lob halten, was es doch seyn soll, wenn von einem Schriftsteller als Eigenthümlichkeit angeführt wird, er wolle kritisch seyn. Wie, wenn Jemand z. B. vom Verfasser der

Ideen über die Politik und den Handel der vornehmsten Völker des Alterthums das Urtheil fällte, er sey der ausführlichste und, bis auf seine Hypothese Handelsstraßen finden zu wollen, wo keine sind, doch am meisten kritisch seyn wollende, Schriftsteller über den Handel der alten Völker!

S. 403 der neusten Ausgabe heißt es von Montesquieu's Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer: „Von Neueren darf hier nur Einer genannt werden; wer möchte neben ihm stehn?" Wenn Montesquieu in diesem Theile der Wissenschaft in der That so einzig hoch dasteht, wie Herr Hofrath Heeren ihn stehn sieht, wer möchte sich neben ihn stellen? Aber wer möchte nicht neben ihm stehn?

S. 462 wird von Wieland's Schriften, und zwar von allen ohne Ausnahme, das höchst merkwürdige Urtheil gefällt, sie seyen für jeden Deutschen das Hauptmittel zu der lebendigen Ansicht des griechischen, wie des römischen Alterthums in den verschiedensten Perioden. Also eilt, ihr Jünglinge, löscht den Durst am Quell Aristipp's! Ebendaselbst nun wird auch von Wieland's Bearbeitung der Briefe Cicero's gesagt: „sie führt tiefer in die Kenntniß des damaligen Roms, als keine römische Geschichte es thut." Wäre die Negation richtig gebraucht, so müßte man auch sagen können: Hannibal ist ein größerer Feldherr als Keiner. — Dergleichen Mängel sind um so auffallender, da Heeren die Sprache so in seiner Gewalt hat. Wer kann z. B. die Einleitung in den dritten Theil seiner Ideen lesen, ohne sich des reinen und hellen Stroms der Rede recht innig zu erfreuen? Fast scheint es, als sey hie und da die Richtigkeit des Gedankens oder des Ausdrucks einer geistreichen Sentenz, einer feinen Wendung, oder dem Wunsche, glücklich durch die Klippen des Anstoßes zu seegeln, aufgeopfert worden, weshalb auch wohl, namentlich bei den kurzen Bemerkungen unter den Büchertiteln, so viele durchaus nichtssagende Urtheile vorkommen. So wird S. 383 von Levesque's Histoire critique de la république Romaine gesagt: „Wer noch länger

mit blinder Bewunderung den Ruhm des alten Roms anstaunen will, muß dieses Werk nicht lesen." Als ob überhaupt Jemand, der die Menschen noch länger mit blinder Bewunderung anstaunen will, irgend ein gutes Geschichtswerk lesen dürfte! — In dem seltsam gedrechselten Urtheil über Niebuhr's römische Geschichte, auf der folgenden Seite, heißt es: „Scharfsinn ist nicht immer Wahrheitssinn." Also wäre doch Scharfsinn zuweilen Wahrheitssinn! Ein köstlicher Trost für die guten Einfältigen, die Sinn für Wahrheit haben und gern Scharfsinn hätten. Und glaubt Herr Hofrath Heeren wirklich, Niebuhr habe keinen Sinn für Wahrheit? Es scheint allerdings, denn unter den Fehlern, die man bei Niebuhr finden soll, gehört auch (S. 384) ein stetes Streben, das bisher Angenommene (also gleichviel ob es wahr oder falsch sey) umzustoßen. In der That eine harte Beschuldigung, die Niebuhr's Forschungen ziemlich allen Werth rauben würde. Nach unserer Meinung wäre Niebuhr richtiger gewürdigt worden, wenn von ihm, statt von Montesquieu, gesagt worden wäre: Von Neuern darf hier nur Einer genannt werden; wer möchte sich neben ihn stellen? Ein großes Verdienst, auch wenn man im Einzelnen Vieles auszusetzen hat, muß dankbar und freudig anerkannt werden, man mag es diesseit der Mauer finden, oder jenseit. Doch wir entfernen uns von unserm Zweck. Wir werden später auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Es sey uns erlaubt, noch einige Worte über eine Recension von Aschbach's Geschichte der Ommaijaden zu sagen, die sich im 208ten Stück der Göttinger gelehrten Anzeigen (vom 26. Dec. 1829) befindet, und einen neuen Beweis liefert, wie leicht man sich das Recensiren zu machen pflegt. Schon der erste Satz dieser Recension enthält zwei Irrthümer; es wird da nämlich gesagt, die Geschichte der Westgothen und die der Ommaijaden bildeten vereint eine schätzbare Einleitung in die Geschichte der spanischen Monarchie im Mittelalter. Erstlich können zwei Werke, die zusammen mehr als die Hälfte des Mittelalters umfassen, keine Einleitung in dasselbe bilden, und zweitens giebt es im Mittelalter,

was der Recensent natürlich weiß, gar keine spanische Monarchie, da Spanien bis gegen das Ende des Mittelalters aus mehreren Reichen bestand. Wollte man aber einen Druckfehler annehmen und „Monarchieen" lesen, so würde das Uebel nur ärger. Im zweiten Satze bedauert der Recens., daß Herrn Aschb. das Werk l'Art de vérifier les dates entgangen sey, welches in der Continuation, Partie III, tom. 2 und 3 wichtige, aus Pariser Handschriften gezogne und mit Conde's Nachrichten verglichene Aufschlüsse über die moslemische Herrschaft in Spanien gebe. Wenn ein Buch nicht angeführt wird, so ist dies noch kein Beweis, daß es dem Schriftsteller entgangen sey. So sind z. B. Schlosser's Werke, so viel wir wissen, nirgends von Heeren angeführt, ohne daß wir darum annehmen dürften, sie seyen seiner Aufmerksamkeit entgangen; hat er doch in seiner ausgesuchten Literatur der alten Geschichte (Werke Th. VII, S. 2) auch Schröckh's allgemeine Weltgeschichte für Kinder angeführt, die ihm viel eher entgehen konnte! An und für sich ist dies auch kein Tadel; non multa, sed multum; es fragt sich nur, und das muß bewiesen werden, ob das Buch durch Benutzung dieses oder jenes Hülfsmittels gewonnen haben würde. Wir unsres Theils bezweifeln, daß die Benutzung der Art de vérif. les dates für die Geschichte der Ommaijaden von so wesentlichem Nutzen gewesen wäre. Denn erstlich erklären die Herausgeber (tom. II, p. 350) selbst, daß ihr Werk zum Theil nur ein Auszug aus Conde sey, und von wichtigen handschriftlichen Nachrichten, wie sie z. B. von Depping benutzt worden sind, haben wir nichts verspürt. Sie selbst sprechen nirgends, soviel wir gesehen haben, von ihren wichtigen handschriftlichen Quellen, ob sie gleich Casiri, Cardonne, Dombay u. A. citiren, sondern fast immer nur im Allgemeinen von arabischen oder christlichen Schriftstellern, so daß der Leser das Uebrige, Name, Alter, Grad der Glaubwürdigkeit u. s. w. errathen mag. Wir müßten also annehmen, daß sie ihr Licht absichtlich unter den Scheffel stellen, was gewiß gegen alle schriftstellerische Analogie wäre. Wenigstens hätten sie doch da, wo sie von Conde sprechen, den

ihnen, als ihre Arbeit schon vorgerückt war, Silvestre de Sacy mittheilte, über das Verhältniß ihrer Handschriften zu den von Conde benutzten etwas sagen müssen. Allein auch hier gedenken sie ihrer Handschriften mit keiner Silbe; sie sagen nur sehr bescheiden, und, wenn ihnen wirklich keine oder nur unbedeutende eigene Quellen zu Gebote standen, sehr verständig: „C'est, nämlich Conde, le meilleur, sans contredit, et le plus complet qui ait paru sur cette matière. Nous en avons tiré utilement parti, sans nous assujétir néanmoins à suivre toujours son autorité (tom. II, p. 297.)." Sie sind also nur nicht immer seiner Auctorität gefolgt, sie sind nur zuweilen von ihm abgewichen. Und wie sehr sie diesem Führer vertrauen, davon nur Ein Beispiel. Tom. III, p. 126 heißt es bei Gelegenheit eines Kriegs zwischen Castilien und den Arabern von Granada: „Cardonne et Chénier donnent, sur cette guerre, des détails plus circonstanciés, dont nous n'avons cependant point fait usage, parce qu'il n'est pas facile de les concilier avec ceux que nous a fournis Conde." Nach den Götting. Anzeig. dagegen wäre Conde nur eine schätzbare Zugabe zu ihrem eignen, viel größern Reichthum. Wie es nun aber auch mit ihrem Reichthum beschaffen sey, wir wollen sehen, ob sie ihn immer gehörig benutzt haben. Wir glauben es nicht. So heißt es tom. II. p. 422 in der Anmerkung: tous les auteurs arabes sont d'accord sur la date de la bataille de Calatañasor et de la mort de Mohammed al-Mansour. Wirklich, meine Herrn, alle arabischen Schriftsteller stimmen überein? Vergleichen Sie gefälligst Aschbach II, S. 230, wo die abweichenden arabischen Schriftsteller namentlich angeführt sind. Les historiens espagnols, heißt es weiter, wie gewöhnlich ganz ins Allgemeine hinein, se sont donc trompés en rapportant ces deux événements à l'année 998. Man sehe bei Aschbach a. a. O. ob dem so ist. — In der Art de vérif. les dates t. II, p. 363 wird die Empörung der Vorstädter in Cordova, als ob gar kein Zweifel obwaltete, ohne Weiteres in das Jahr 818 gesetzt, während der genaue Aschbach, der nach Conde das Jahr

816 annimmt, I, S. 231 die verschiednen chronologischen Angaben anführt. — Ebenso wird die Einnahme von Barcelona unter Abderahman II, ohne die mindeste Angabe der Quelle oder eines Widerspruchs, in das Jahr 822 oder 823 gesetzt, während doch z. B. die Annales Bertiniani sie dreißig Jahre später setzen. S. Aschb. I, S. 267. Wir hätten noch mehreres anführen können, wollen dies aber lieber Herrn Aschbach überlassen, der vielleicht eine ausführliche Kritik dieses Abschnitts der Art de vérifier les dates beabsichtigt.

Sodann äußert Recensent, daß Villanueva's Viage literario Herrn Aschbach manche Aufschlüsse gegeben haben würde; er glaubt also, es sey nicht benutzt worden. Hätte er sich im Viage recht umgesehn, so müßte er wissen, daß dieses Buch erst für die Zeit nach den Ommaijaden besonders wichtig wird, und hätte er sich in Aschbach's Ommaijaden recht umgesehn, so müßte er wissen, daß Villanueva allerdings nicht blos benutzt, sondern auch citirt worden ist. S. Th. I, S. 364.

Mit vornehmer Flüchtigkeit wird S. 2077 behauptet, Aschbach habe die Nachrichten über Pelayo recht gut zusammengestellt, „wobei er freilich Masdeu's Vorarbeiten benutzen konnte." So! Nach Masdeu regiert Pelayo zwei, nach Aschbach (I, S. 150) regiert er achtzehn Jahre. Nach Aschbach stirbt Pelayo 751, nach Masdeu stirbt er sechs Jahre später, 757. „Prüft man jedoch alle Nachrichten und Umstände genau," fährt der Recensent fort, also andeutend, Aschbach habe sie nicht genau geprüft, „so scheint der Sieg Pelayo's erst in die Mitte des achten Jahrhunderts zu fallen," mithin — setzen wir hinzu — ohngefähr um dieselbe Zeit, die Aschbach annimmt. Aus seinem gepriesenen Ahmed el Mokri, der, beiläufig gesagt, im siebzehnten Jahrhundert lebte, kann er dies nicht geschöpft haben. Dieser enthält zwar die „wahren Quellen über Witiza's und Julian's Geschichte, wie die Araber sie erzählen" (S. 2076), wobei freilich auch noch die wahren Quellen der Christen zu beachten seyn möchten, allein bei Pelayo's

Geschichte scheint er gegen seine Gewohnheit einmal auf unwahre Quellen gestoßen zu seyn. Denn er behauptet, und die Orientalisten können es in den Göttinger Anzeigen auf arabisch lesen, Pelayo sey als Geißel in Cordova gelassen worden und zur Zeit Alhor's (Al-Haour's), der Spanien schon 716 verlassen mußte, zu seinen Landsleuten entflohn. Neu ist das eben nicht, nur Schade, daß es auch nicht wahr ist. Wie kommt es aber, daß unter allen Stellen, die sich auf die vorliegenden Geschichten beziehen, gerade nur die angeführt wird, wo Mokri mit dem Recensenten in Widerspruch ist? Warum belehrt er uns nicht über die Geschichte Witiza's und Julian's, wo Mokri die wahren Quellen enthält? Wußte er nicht, daß Murphy (Shakespeare und Horne), der ja hauptsächlich Mokri folgt, die Sache schon mitgetheilt hat? Sollte er vielleicht Murphy nicht gelesen haben? Es heißt in dessen History of the Mahometan empire in Spain London 1816 S. 79: „who (Pelayo), being settled at Cordova as a hostage for the chief man of his country, fled from that city whilst Alhurru-bn-Abdirrahman ruled, in the year 98 of the Hijra." u. s. w. Bei Pelayo wird in Parenthese belehrend hinzugefügt, „dessen Name an πέλαγος erinnert." Das ist ohngefähr ebenso, als wenn man sagen wollte: „der große Orientalist Silvestre de Sacy, dessen Name an silva erinnert." Ist dieser Pelagius etwa der Erste, der den Namen geführt hat? Ein wenig gelehrter und ingeniöser wäre es, wenn man an die Purpurfarbe, pelagium, dächte, worauf sich noch allenfalls eine scharfsinnige Hypothese nach dem neuesten Geschmack bauen ließe.

Nach allem Obigen gränzt es an das Wunderbare, daß Recensent, wie er S. 2075 versichert, mit den von Aschbach gewonnenen Resultaten „nach sorgfältiger Prüfung" fast durchgängig einverstanden ist. Bezieht sich aber dieses Einverständniß, im Gegensatz zur Geschichte der Ommaijaden, nur auf das zunächst vorhergehende, das Entstehen der christlichen Reiche in Spanien, so dürfen wir erwarten, daß der Recensent, im Besitz des Ahmed el Mokri und mit besserer

Benutzung der Art de vérifier les dates und des Viage literario, der Geschichte Spaniens unter den Arabern eine ganz veränderte Gestalt geben wird. Wir werden ihn alsdann ohne Zaudern als Imperator begrüßen.

Bercht.

Ueber Bignon's Geschichte von Frankreich

vom 18. Brumaire (1799) bis zum Frieden von Tilsit. *)

Als Bignon, dem von Napoleon in seinem Testament ausgesprochenen Wunsche gemäß, die Geschichte der französischen Diplomatie von 1792 bis 1815 zu schreiben beschloß, fühlte er selbst, daß er einen schlüpfrigen Boden betrete, auf dem er zwei feindlichen Partheien, welche beide den Grundsatz haben: wer nicht für uns ist, der ist wider uns, wohlgerüstet gegenüber stehen müsse. Während die Einen ihn der Undankbarkeit beschuldigen, werden ihn die Andern als Schmeichler und Schönfärber anklagen. Er hat sich daher bemüht, in der Vorrede zu seinem Werke in einem Gespräche zwischen dem Geschichtschreiber und seinem Leser die Vorurtheile gegen seine Unpartheilichkeit zu zerstreuen. „Ich will für Napoleon weder Sleidan noch Paul Jovius werden, die Karl V. seine Lügner nannte, weil der Eine zu viel Böses, der Andere zu viel Gutes von ihm gesagt habe. Ich will suchen, gerecht zu seyn." — Eitles Bemühen, — entgegnet ihm der Leser — Sie werden

*) **Histoire de France depuis le 18 Brumaire jusqu' à la paix de Tilsit p. M. Bignon.** Bis jetzt 4 Bände, welche bis zur Schlacht von Austerlitz gehn. Dieses Werk ist eigentlich nur ein Theil einer größern Arbeit desselben Verf., welche die Zeit von 1785—1815 umfassen soll. Auf dem Titel steht das Motto: „**Je l'engage à écrire l'histoire de la diplomatie française de 1792 à 1815.**" **Testament de Napoléon.**

seine Fehler, seine Ungerechtigkeiten, seine Verbrechen, vielleicht ohne es zu wollen, verhüllen, mildern. „Seine Fehler? Seine Ungerechtigkeiten? Warum? Er war Mensch; er bleibt noch groß genug. Seine Verbrechen? Sir Walter Scott führt drei Thatsachen an, die man so nennen könnte. Zwei derselben werden von diesem Schriftsteller selbst in Zweifel gezogen. Wer wagte es, das dritte zu leugnen? Ich werde die Wahrheit sagen." Und weiter unten: „Ich sage nicht wie Nestor: „ich habe mit Männern gelebt, die besser waren, als Ihr," aber ich sage Euch: ich habe mit den meisten Menschen gelebt, die historische Personen geworden sind; ich habe die Kaiser und die Könige, die Staatsmänner und die Krieger gekannt. Ist es denn ein Unrecht, die Dinge und die Menschen in der Nähe gesehen zu haben? Es wäre das Unrecht der besten Geschichtschreiber Italiens, eines Guicciardini, Macchiavell und Fra Paolo. Man wirft mir vor, ich würde mit meinen Leidenschaften und Vorurtheilen schreiben. Werdet Ihr mich nicht mit den Eurigen lesen? Uebrigens ist die Kluft, welche die Vergangenheit von der Gegenwart trennt, so tief, daß auf dem Ufer, auf welches der Schiffbruch mich ausgesetzt hat, die Leidenschaften, die mich vielleicht im Sturm bewegten, wohl gedämpft seyn können. Damit Sie im Stande sind, mich ganz zu beurtheilen, will ich Ihnen eine Uebersicht meines politischen Lebens geben. Nachdem ich 1797 die diplomatische Laufbahn betreten hatte, führte mich mein Geschick in die Schweiz während der Revolution von 1798; nach Italien in den Unglücksfällen von 1799; nach Berlin in Preußens glücklichen Jahren von 1800 bis 1804; und nach einem dreijährigen Aufenthalt in Kassel führte es mich wieder nach Preußen (als Generaladministrator des eroberten Landes) in den unglücklichen Tagen dieser Macht von 1806 bis 1808. Ich war (als Generaladministrator) in Wien 1809, in Warschau und Wilna 1811 und 1812, in Krakau und Dresden 1813. Ich kehrte nach Frankreich zurück mitten durch die feindlichen Heere 1814." — Darauf — fragt der Leser weiter — wurden

Sie politischer Schriftsteller? — „Ich sah die französische Nation entmuthigt, an sich selbst verzweifelnd; ich suchte ihr zu zeigen, was sie im Vergleich mit allen Mächten Europa's sey, und diese Lage war herrlich (admirable), wenn nicht Menschen, welche Frankreich nicht kannten, die Regierung irregeleitet und neue Stürme hervorgerufen hätten. Zu gleicher Zeit vertheidigte ich den ehrwürdigen König von Sachsen gegen den auf dem Wiener Congreß ersonnenen Plan, ihn zu berauben; denn ich kann mit Stolz die Bemerkung machen: wenn ich viel, vielleicht zu viel geschrieben habe, so habe ich wenigstens meine Feder nur dazu gebraucht, die Schwäche gegen die Gewalt zu vertheidigen. Ich habe den Großherzog von Baden vertheidigt, als man sein Land zu zerstückeln drohte, die constitutionelle Monarchie von Neapel gegen die Congresse zu Troppau und Laybach, die Fürsten von Anhalt gegen Preußen, die Rechte der Nationen gegen die heilige Alliance, und die ganze Menschheit in meiner Abhandlung über die Aechtungen. *) Sodann erzählt er, wie und warum er in den hundert Tagen Dienste genommen, wie er mit Guilleminot, Davoust und dem Grafen Bondy die schlecht gehaltne (trop mal observée) Convention unterzeichnet habe, die den Verbündeten zum zweiten Mal die Thore von Paris geöffnet; seine Wirksamkeit als Deputirter; seine Abneigung sowohl gegen Despotismus, wie gegen Revolutionen, wobei uns gesagt wird, Napoleon's Despotismus sey nur eine Dictatur gewesen, und zwar eine nothwendige, denn Napoleon habe nicht die Freiheit gewollt, sondern die Herrschaft Frankreichs (la suprématie de la France) über Europa.

---

*) Edler Mann! Aber, wenn man fragen darf, vertheidigten Sie, als Napoleon noch lebte, auch die Könige von Portugal und Sardinien, den Kurfürsten von Hessen, den Herzog von Oldenburg, den Herzog von Braunschweig, den Fürsten von Oranien? — Einige gute Bemerkungen über das Werk des proscriptions, wodurch sich Bignon um das ganze Menschengeschlecht verdient gemacht haben will, findet man in Lucchesini's Schreiben an den Professor Valeriani, hinter dem zweiten Bande seines Werks über den Rheinbund.

Darauf entwickelt Herr Bignon seine Grundsätze über Geschichtschreibung. Er verwirft die ausländische Theorie, wonach Geschichte die (Darstellung der) Entwickelung der Menschheit sey, welche (Menschheit) aus fünf Elementen bestehe, der Industrie oder dem Nützlichen, den Gesetzen oder dem Gerechten, den Künsten oder dem Schönen, der Religion oder dem Heiligen, und der Philosophie oder dem Wahren; die französischen Theorieen, nach welchen die Geschichte die Begebenheiten entweder mit oder ohne Lob und Tadel darstelle, seyen viel einfacher; übrigens habe er sich durchaus kein System zu Gunsten irgend einer Schule gemacht, und billige sie gewissermaßen alle, auch führe ihn die Natur seiner Arbeit zu einer ganz neuen Art, Geschichte zu schreiben.*) Für die meisten Geschichtschreiber, fährt er fort, ist der diplomatische Theil nur eine oft unmerkliche Zugabe; in meinem Werke wird sie großen Raum einnehmen. Aber vor allen Dingen müssen wir uns über den Ausdruck verständigen. Die Politik oder die Wissenschaft der Staatsinteressen gehört allen Ländern und allen Zeiten an. Die Diplomatie, wenn man in ihr nur das Werkzeug sieht, dessen sich die Politik bedient, um den Interessen, die sie verfolgt, den Sieg zu verschaffen, steigt ebenfalls bis zum Ursprung der ersten Verhältnisse der Völker unter sich hinauf; aber wenn die Politik und die Diplomatie so alt sind, als die Trennung des menschlichen Geschlechts in verschiedene Völkerschaften, so sind ihre Wirk-

*) Mit den fünf Elementen ist Cousin gemeint. Ausführlicher spricht Capefigue in der Vorrede zu seiner **Histoire de Philippe-Auguste**, von S. XI an, über die neuere Geschichtschreibung in Frankreich; es gebe zwei Schulen, eine beschreibende (descriptive), welche die Sachen erzähle wie sie sie finde, und eine rationelle und systematische, welche die Thatsachen zu einem Ganzen ordne, um allgemeine Ideen daraus zu entwickeln: in der Ersteren stehe Barante, in der Zweiten Guizot obenan; Thierry suche beide Schulen zu verschmelzen. — Warum Bignon seine „einfachen" Theorieen französische nennt, begreifen wir nicht, denn, so viel wir wissen, sind sie Frankreichs ausschließliches Eigenthum in keiner Weise.

samkeit und die Formen ihrer Wirksamkeit nicht immer dieselben gewesen. Ehemals hatten die Gesandtschaften einen besondern, bestimmten Zweck. Die stehenden Gesandtschaften sind eine Schöpfung unsers neuern Europa's. Diese Permanenz der Gesandtschaften, die in allen Hauptstädten Europa's die Gesandten der verschiedenen Mächte sich gegenüber stellt, hat eine neue Art Diplomatie erzeugt, die immer bewegt, immer lebendig, eine Art beständiger Fechtübung ist, wo ein Jeder sich bemüht, Intriguen zu knüpfen oder zu lösen, Schlingen zu legen oder zu meiden, die schwache Seite seiner Gegner auszuspähen, oder sich gegen sie zu vertheidigen; wo die Waffe, deren Erfolg am unfehlbarsten und sichersten wäre, Geradheit und Rechtlichkeit, eben diejenigen sind, deren man sich am seltensten bedient. Diese neue Art Diplomatie, welche den Völkern in vielen Beziehungen verderblich ist (man erinnere sich, daß ein Diplomat spricht!), hat auch der Geschichte einen tödtlichen Streich versetzt; auf der einen Seite hat sie ihr einen Theil ihrer Gewißheit genommen, auf der andern hat sie ihr in sehr vielen Beziehungen ihre Würde und ihren Glanz geraubt. Zu den schönsten Seiten der Geschichtschreiber des Alterthums zählt man fast immer die Reden, welche sie den Gesandten in den Mund legen, die beauftragt sind, Klage zu führen oder zu drohen, Bündniß zu schließen oder Genugthuung zu fordern. Das Talent des Geschichtschreibers entfaltet sich mit Vorliebe in den Verhandlungen, welche diese Gesandtschaften veranlassen u. s. w. Diesen Vortheil entbehren unsere Schriftsteller. Es ist ihnen nicht nur unmöglich, die Wahrheit zu verschönern *), sie sind auch fast niemals gewiß, sie genau zu kennen; es ist ihnen oft unmöglich, den Schleier, womit sich unsre jetzige Diplomatie zu verhüllen pflegt, zu durchdringen. Die bekannt gemachten Verträge, deren wichtigste Bestimmungen aber zuweilen geheim bleiben,

*) Man merke sich den Ausdruck, die Wahrheit verschönern embellir la vérité! Wer in Zukunft über historische Kunst schreibt, darf nicht vergessen, ein Kapitel von der Wahrheitsverschönerung einzuschalten.

die Mittheilungen, welche die brittische Regierung dem Parlament macht, so weit es nöthig ist, um die ministerielle Verantwortlichkeit sicher zu stellen, und, für die Periode, die uns beschäftigt, in Frankreich Bonaparte's Bekanntmachungen, — das sind die Urkunden, welche dem Geschichtschreiber zu Gebote stehn, aber wie viele Sachen bleiben ihm verborgen! Napoleon hat dies gefühlt, und um diesem Uebelstand zu begegnen, hat er mich beauftragt, von der Diplomatie an Belehrung und Interesse wieder zu fordern, was die Geschichte an Pomp und Feierlichkeit durch sie verloren hat. Diese Idee kann mit der Zeit fruchtbar werden. In geschickteren Händen, als die meinigen sind, wird sie einst ein neues System historischer Composition hervorbringen, welches dem jetzigen Zustande der Gesellschaft, besonders den Bedürfnissen freier Völker, angemessener ist. Einige Rednerbühnen mehr, vor welchen die Diplomatie jährlich erscheinen muß, werden allmählich alle ihre Geheimnisse entschleiern. Die Mittheilungen aus Paris, London und einigen andern Hauptstädten werden sich gegenseitig aufklären und ergänzen.

Für die Zeiten seit dem Anfange der Revolution bis zum Jahre 1815 ist weder in England, noch in Frankreich Alles zu Tag gefördert, und vielleicht wählte der Gefangene von St. Helena zur Ausführung des Werkes, dessen Idee ihm angehört, gerade deshalb einen Mann, der den Begebenheiten dieser Epoche nicht fremd gewesen ist. Seiner Idee treu, werde ich mich nicht darauf beschränken, wie man gewöhnlich thut, die öffentlichen Resultate der Unterhandlungen vorzulegen. Ich werde zuweilen in Einzelheiten eingehen die entweder gar nicht oder nur sehr Wenigen bekannt geworden sind. Durch meine frühere Stellung begünstigt, kenne ich nicht nur einen großen Theil der Thatsachen, die ich zu erzählen habe, sondern weiß auch, wo die fehlenden zu finden sind. — — — Wenn mir daher auch jedes andere Verdienst abgeht, so werde ich doch nothwendig das Eine haben, da ich manche besondere Umstände mittheile, die man anderswo vergeblich suchen würde.

Nach diesen Bekenntnissen des Verfassers läßt sich der Werth seines Buches mit ziemlicher Sicherheit beurtheilen. Der Verfasser gehört, bei aller Partheilichkeit für seinen gefürchteten und verehrten Kaiser, die er umsonst zu verbergen sucht, doch nicht zu jenen steifen Unverbesserlichen, die noch heutiges Tages an einen unfehlbaren Napoleon glauben, die jedes Mißgeschick durch Verrath oder durch die Fehler seiner Untergebenen erklären, kurz nach denen Napoleon überall Recht, jeder Gegner oder Tadler überall Unrecht hat: er erkennt an, daß Napoleon als Opfer seiner eigenen, unbegränzten Ruhmsucht und Verblendung, oder mit andern Worten, daß Napoleon durch Napoleon gefallen ist, und giebt dadurch seinem Werke eine sichere Grundlage, während die Andern ihre weithin glänzenden Tempel zu des Heros Ruhm bei der Nachwelt meistentheils auf Sand gebaut haben. Da er überdem statt der Kriegsgeschichten, die ihm Nebensache sind, hauptsächlich und ausführlich dasjenige mittheilt, was weniger bekannt ist und was er genau kennen gelernt hat, die diplomatischen Verhandlungen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Bignon's Werk, selbst durch den Widerspruch, zu dem es vielfach herausfordert, die Kenntniß unserer Zeit wesentlich fördern wird. Daß er von aller, wir möchten sagen, nationeller Partheilichkeit ganz frei sey, fordert man gar nicht. Man lächelt, wenn er die Einverleibung Piemont's vertheidigt und auf derselben Seite (II, p. 6.) das Streben der Deutschen, ihr linkes Rheinufer wieder zu erobern, als fremde Habgier, avidité étrangère, bezeichnet, während gewiß auch nicht Einmal im ganzen Buche das Wort französische Habgier vorkommt. Man lächelt, wenn auf derselben Seite ganz ernsthaft erzählt wird, Rußland und Preußen hätten dem Ersten Consul zur Erwerbung von Mantua Glück gewünscht, oder wenn uns wenige Zeilen nachher versichert wird, überall, namentlich in Berlin, sey die Taubenunschuld der Franzosen gewarnt worden, ja nicht auf einen langen Frieden mit Oestreich zu rechnen. Das Schwächste wird die Darstellung der Verhältnisse zu England seyn, da die leidenschaftliche

Stimmung, die hier überall hervorbricht, den Blick des Geschichtschreibers nothwendig trüben muß. Dies zeigt sich recht auffallend in der Art, wie er den Versuch mit der Höllenmaschine erzählt. Er hat keinen Beweis, daß die englische Regierung an diesem Ereigniß den mindesten Antheil gehabt habe; Bonaparte selbst klagte die Demagogen, die Jacobiner an; nach Bignon waren es Chouan's, die aber natürlich von Pitt, der unserm Verfasser überhaupt ein Gräuel ist, indirect dazu verleitet worden waren. Er sagt Th. I. S. 342: „Niemals, wenigstens will ich das gern glauben, hat Herr Pitt oder Lord Grenville zu jenen Rasenden gesagt: „geht hin und ermordet den Ersten Consul!" Aber Herr Pitt, aber das ganze englische Ministerium sagte den leidenschaftlichsten der Emigranten, Vendeer und Chouan's: „der Erste Consul ist unser Feind, wie der Eurige; wir trachten nur, wie Ihr, ihn zu stürzen; wir schreiben Euch weder die Mittel, noch die Art vor, aber jedes Uebel, was dem republikanischen Frankreich zugefügt wird, ist ein Gewinn für England, wofür es Euch Dank wissen wird. Wollt Ihr Gold und wieder Gold? Unsere Kassen stehen Euch offen. Geht, eine gemeinschaftliche Rache treffe den Urheber unserer gemeinschaftlichen Demüthigungen!" Weiß Bignon, wo und wann Pitt so gesprochen? O! darauf kommt es nicht an. Er muß so gesprochen haben, und da er nun, wie sich a priori beweisen läßt, wirklich so gesprochen hat, so ist es sonnenklar, daß er ein indirekter Meuchelmörder ist. Ja, Herr Bignon glaubt sogar, in seinem Urtheile nachsichtig (indulgent) zu seyn, und beruft sich dabei auf die Reden im englischen Parlament. Die Geschichte würde ein wunderlich Ding werden, wenn man jedes heftige Wort, im Unterhause oder in der Deputirtenkammer gesprochen, als historischen Beweis hinnehmen wollte! Wie sehr solche Sophistik, womit sich Alles beweisen läßt, was man beweisen will, die Würde des Geschichtschreibers erniedrige, dürfen wir wohl keinem unbefangenen und wahrheitsliebenden Menschen erst auseinander setzen. An dieser Stelle aber ist die Sophistik überdem auch so platt, daß

man nicht begreift, wie ein Mann, der so lange in diplomatischen Verhältnissen und Umgebungen gelebt hat, bei allem Haß doch nicht fühlte, er schreibe hier etwas Knabenhaftes, was seine Weltkenntniß in übeln Ruf bringen könne. Um sich den Unterschied zwischen einem besonnenen und einem leidenschaftlichen Urtheil, einer einfachen und einer lächerlich rhetorischen Darstellung, die einer mißlungenen Nachahmung des Livius gleicht, recht anschaulich zu machen, vergleiche man, was Bourrienne, der sich übrigens auch arge Dinge erlaubt hat *), im dritten Capitel des vierten Bandes (S. 37 u. f. der Stuttg. Ausg.) über denselben Gegenstand sagt. Hat sich Herr Bignon vielleicht Napoleon zum Muster genommen? Als der Moniteur vom 27. Germinal den Tod Paul's I. und das Einlaufen einer englischen Flotte in die Ostsee mittheilte, wurde nicht nur jeder Satz durch drei Ausrufungszeichen dem Nachdenken der Leser besonders empfohlen, sondern es wurde auch mit dürren Worten hinzugefügt: „l'histoire nous apprendra les rapports qui peuvent exister entre ces deux événements!!!“ Ja in einer Note, welche Talleyrand 1804, als Antwort auf Rußlands Klage über die Verletzung des Völkerrechts bei Verhaftung des Herzogs von Enghien, an Herrn von Oubril richtete, wurde England officiell, und zwar, wie Bignon (III, p. 440) versichert, auf Napoleon's ausdrückliches Verlangen, ohne Umschweif angeklagt, Paul I. ermordet zu haben. Die Stelle ist zu merkwürdig, um nicht wörtlich angeführt zu werden. „La

*) Man vergleiche das Schriftchen des Freiherrn vom Stein: Herr von Bourrienne und Sahla. Frankfurt a. M. in der Brönner'schen Buchhandlung. — Herr vom Stein urtheilt darin auf der letzten Seite über Bourrienne's Buch im Allgemeinen: „So sehr ich mich über die Art zu beklagen habe, in welcher in den Memoiren des Herrn von Bourrienne meiner gedacht wird, so muß ich nichts destoweniger einräumen, daß dieselben Materialien von hoher Bedeutung und nicht geringem Werthe für die Geschichte, vornehmlich für die Geschichte jener Begebenheiten enthalten, von welchen er Zeuge gewesen.“ Solche Unpartheilichkeit ist ehrenwerth.

plainte que la Russie élève aujourd'hui conduit à demander, si, lorsque l'Angleterre médita l'assassinat de Paul I, on eût eu connaissance que les auteurs du complot se trouvaient à une lieue des frontières, on n'eût pas été empressé de les faire saisir.“ (T. III, p. 439.) Natürlich drückte Dubril in seiner Antwort das Befremden seines Hofs über diese Verläumdung aus, die zugleich im Herzen Alexander's die schmerzlichsten Erinnerungen hervorrief; aber, wer sollte es glauben, in diesem Schritte sieht Bignon (p. 447) nichts als eine unbegreifliche Großmuth, also eine Thorheit! Warum ließ man nicht den Verdacht auf den ohnehin gottlosen Engländern haften?

Da es passender scheint, bevor eine umfassende Kritik gegeben wird, die Erscheinung der noch fehlenden Theile abzuwarten, so brechen wir hier ab, und begnügen uns, zwei Bruchstücke über den Frieden von Lüneville und den Tod Paul's I. mitzutheilen, die in verschiedenen Beziehungen eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Daß wir nicht immer wörtlich übersetzen, sondern zuweilen abkürzen und nichtssagende Phrasen weglassen, wird unsern Lesern gewiß nicht unlieb seyn.

Die Friedensunterhandlungen zu Lüneville nach Bignon.

(T. I, p. 354.)

Das östreichische Cabinet, welches einen Theil seiner Gewandtheit darin sucht, in unsern Tagen die Feinheiten des Mittelalters zu bewahren (?), hatte seinem Gesandten Vollmachten ertheilt, die in unbestimmten, zweideutigen Ausdrücken abgefaßt waren, was ihm erlaubte, je nach den Umständen die eine oder die andere Bedeutung anzunehmen oder zu verwerfen. Diese Vollmachten ermächtigten ihn, den Frieden in Verbindung mit dem Bevollmächtigten Sr. Großbrit. Maj. abzuschließen. Konnte man aus diesen Ausdrücken folgern, daß er ihn ohne Theilnahme Englands nicht schließen dürfe? Der französische Unterhändler Joseph Bonaparte, welcher vorangehen wollte, ohne über die Formen zu streiten, war der Meinung (den 9. Nov. 1800), daß diese Vollmachten mit den seinigen übereinstimmten, weil sie in Bezug auf England nicht restrictiv, sondern nur facultativ seyen, d. h. indem sie die Befugniß ertheilten, in Gemeinschaft mit England zu unterhandeln, darum die Befugniß, ohne dasselbe zu unterhandeln, nicht nähmen. Da Oestreich für den Augenblick Zeit gewinnen wollte, so verwarf Herr von Cobenzl diese Auslegung, und behauptete, seine Vollmachten müßten im restrictiven Sinne verstanden werden. Die Schlacht von Hohenlinden mit allen ihren Folgen wird nöthig

seyn, um der bestrittenen Phrase den entgegengesetzten, wahren Sinn zu geben. *)

Indeß wurden doch, ungeachtet der verschiedenen Ansicht über den Sinn der östreichischen Vollmachten, und selbst in Folge dieser Verschiedenheit, mehrere Noten gewechselt. Anstatt bei der Frage über den Frieden stehen zu bleiben, machte Herr von Cobenzl Einsprüche gegen die Besetzung von Toscana durch französische Truppen, wogegen der französische Minister erwiderte, daß diese Klagen ein Gegenstand seyen, über den sich die Obergenerale beider Heere hätten verständigen müssen. Da der Wiener Hof damals entschlossen war, die Feindseligkeiten wieder zu beginnen, so wurde die Sprache seines Bevollmächtigten fester, obgleich er fortwährend den ernsten Wunsch aussprach, auf den Fall nämlich, daß

*) Oestreich hatte den 20. Juni 1800, sechs Tage nach der Schlacht von Marengo, unter der Form einer Anleihe einen Subsidientractat mit England geschlossen, worin es sich verpflichtete, vor dem 28. Februar 1801 keinen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen. Bignon t. I. p. 226. Martens Recueil. VII. p. 387. Um Zeit zu gewinnen, hatte Oestreich den Grafen Saint Jülien mit Friedensvorschlägen nach Paris geschickt, und schon den 29. Juli waren die Präliminarien auf der Basis des Friedens von Campo Formio unter viel vortheilhaftern Bedingungen, als später zu Lüneville, unterzeichnet worden. Allein Oestreich, statt sie anzunehmen, schickte den Grafen Saint Jülien, weil er seine Vollmacht überschritten habe, auf eine Festung in Siebenbürgen, und erklärte, daß es keinen Separatfrieden schließen könne, daß aber England bereit sey, an den Unterhandlungen über einen Definitivfrieden Theil zu nehmen. Dieß wollte aber Bonaparte nur unter der Bedingung zugeben, daß England vorher einen Waffenstillstand schließe, und den Franzosen gestatte, die von den Engländern blockirten Festungen, besonders Malta und Alexandria, mit Truppen, Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versehen. Natürlich ging England darauf nicht ein. Der Hauptgrund, weshalb Bonaparte die Theilnahme Englands zurückwies, lag in der Furcht, daß es sich der Abtretung des linken Rheinufers widersetzen möchte. Bignon t. I. p. 239. Man sieht hieraus wohl deutlich, daß es nicht der östreichische Diplomat war, welcher sophistisch auslegte. Vergl. Schoell Hist. abrégée des traités de paix, V, p. 341.

der Erste Consul England dabei zulassen wolle, die Unterhandlungen fortzusetzen. Aber außerdem, daß Frankreich nicht im Stande gewesen war, sich mit der englischen Regierung über einen Waffenstillstand zur See zu verständigen, zeigte der französische Bevollmächtigte in einer Note vom 22. Nov., daß zwischen den Angelegenheiten, welche Oestreich mit Frankreich zu erörtern habe, und denen, worüber Frankreich und England sich verständigen müßten, keine Gemeinschaft sey, und daß diese Verschiedenheit die Vereinigung und das Zusammenwirken der beiden Verbündeten unnütz mache. „Was kümmert England", sagte Joseph Bonaparte, „die Erschöpfung Frankreichs und Oestreichs, und die Verwüstung von halb Europa? Was kümmert Oestreich der Untergang der französischen Colonien, die Vernichtung des Handels und die Zerstörung alles Gleichgewichts zur See? Seitdem es erwiesen ist, daß England selbst die Ermattung Frankreichs und Oestreichs zur Befriedigung seines Ehrgeizes benutzen kann, ist es unpassend, dasselbe zur Theilnahme an ihren Erklärungen einzuladen, wofern es sich nicht ganz mit ihrer Lage gleichstellt (à moins qu'elle ne s'identifie avec leur situation). — — — Hätte die französische Regierung den Antrag gemacht, nur mit Oestreich allein zu unterhandeln, so könnte man vielleicht annehmen, es wolle die Verbündeten trennen, um den Krieg mit England fortzusetzen; allein sie hat Sr. kaiserl. Maj. keinen Friedensvorschlag gethan, den sie nicht zugleich an Se. Großbrit. Majestät gerichtet hätte. Sie hat eine Bedingung gemacht, unter welcher sie mit beiden Verbündeten vereint unterhandeln wolle, sie hat an besondere Unterhandlungen mit ihnen keine Bedingung geknüpft, und ist stets geneigt gewesen, gleichzeitig, wenn auch nicht gemeinschaftlich, mit ihnen zu unterhandeln."

Die Discussion über diesen Text zog sich bis in die ersten Tage des Decembers hinein, wo die Erneuerung des Kampfes in Deutschland den Angelegenheiten eine neue Gestalt geben sollte. Damals ging Herr von Cobenzl einen Schritt weiter. Er schlug vor, neben einer offenen Unterhandlung, zu welcher

England pro forma zugelassen würde, zugleich eine geheime und besondere zu führen, deren sämmtliche Grundlagen vorher festgesetzt werden sollten. Die wichtigste dieser Grundlagen war, daß Oestreich die Entschädigungen, die es dem Vertrag von Campo Formio zufolge in Deutschland zu fordern hatte, in Italien erhalten sollte. Unter diesen Bedingungen war der östreichische Gesandte ermächtigt, die Friedenspräliminarien zu unterzeichnen. Im Weigerungsfall hatte er Befehl, sich nach Frankfurt zu begeben. Der Vorschlag war bedenklich; er wurde der französischen Regierung mitgetheilt.

Die Zulassung eines britischen Bevollmächtigten, unter welcher Form es auch sey, sowie ein neuer Waffenstillstand, ward verweigert, aber der Erste Consul erbot sich, mit Oestreich einen Definitivfrieden zu unterzeichnen und die Ratification bis Ende Februars geheim zu halten; und um die Auflösung des Knotens zu beschleunigen, gab er in deutlichen und bestimmten Worten die Bedingungen an, unter welchen er zu unterzeichnen bereit sey: „Für Oestreich die Linie des Mincio mit dem Mantuanischen bis an den Oglio; für den Großherzog von Toscana ein Staat, der aus den Gebieten von Ferrara, Bologna und der Romagna zusammengesetzt wird; für den Herzog von Parma, Toscana; für den König von Sardinien Piemont bis an den Sesia. Die cisalpinische Republik sollte den Sesia und den Mincio zur Grenze erhalten.“ Dieser Antrag, welcher von französischer Seite einen lebhaften Wunsch nach Frieden bezeugte, wäre für das Wiener Cabinet ein Glücksfall gewesen, wenn es verstanden hätte, ihn zu benutzen; aber selbst Frankreich's Eifer machte diesem Hofe Muth, die Anforderungen zu steigern. Ohne seine Bemühungen um Zulassung eines britischen Bevollmächtigten aufzugeben, verlangte Herr von Cobenzl für seinen Hof die Adda als Grenze und dazu noch die drei Legationen, und die unbedingte Wiedereinsetzung sowohl des Großherzogs in Toscana, als des Königs von Sardinien in Piemont, mit erneuerter Drohung, wenn diese Bedingungen nicht angenommen würden, nach Frankfurt abzureisen. Inzwischen hatte der Sieg von Hohen-

linden (3. Dec. 1800) die Lage der kriegführenden Mächte verändert, und der französische Bevollmächtigte änderte seine Vorschläge, obgleich unbedeutend; allein der Graf Cobenzl beharrte mit derselben Festigkeit auf den Seinigen bis zum 26 December, wo der Waffenstillstand von Steyer unterzeichnet war. Erst jetzt erklärte er, daß seine Vollmachten in facultativem Sinne genommen werden sollten, und daß er ermächtigt sey, jedoch immer unter dem Siegel des Geheimnisses, Präliminarien zu unterzeichnen. Unter unbestimmten Mittheilungen verstrichen noch fünf bis sechs Tage. Erst am 2. Januar nahm die Unterhandlung einen geregelten Gang, und das Resultat der Conferenzen wurde zu Protokoll genommen.

Oestreich hat sich den günstigen Augenblick entschwinden lassen; man bewilligt ihm in Italien nicht mehr die Linie des Mincio, es muß mit der Linie der Etsch zufrieden seyn. Seit der vierten Conferenz, den 15. Januar, hatte sich der Graf Cobenzl genöthigt gesehn, in zwei große Grundlagen einzuwilligen, er hatte in der Halbinsel die Etsch mit Ausnahme von Mantua, und für Frankreich in Bezug auf Deutschland den Rhein als Grenze annehmen müssen. Am 25. gestand er noch zwei Bedingungen von der höchsten Wichtigkeit zu, die Abtretung von Mantua, und die Einwilligung des Kaisers, zugleich für sich und das deutsche Reich zu unterhandeln. Bei dieser Gelegenheit hat man später die schneidende Politik Bonaparte's angeklagt, welche den Kaiser gezwungen hätte, die geheiligten Bande der deutschen Reichsverfassung zu zerreißen. Dieses Grundgesetz, hat man gesagt, das Erhaltungsprincip der Rechte der Fürsten und der Staaten, war nie verletzt worden. Man irrt sich; dieses Grundgesetz hatte schon früher seine Ausnahmen gehabt, und das Verfahren im Jahre 1801 war nur die Wiederholung eines ähnlichen Verfahrens, welches man 1714 in Rastadt und in Baden befolgt hatte. Uebrigens waren hier die Schwierigkeiten, welche Oestreich machte, nicht sehr ernstlich gemeint. Es gab einen andern Punkt, worüber sein Widerstand viel hartnäckiger war, nämlich das

Princip der Säcularisation der geistlichen Güter. Auf der einen Seite gab sich der Wiener Hof dazu her, den erblichen Reichsfürsten auf dem linken Rheinufer ihre Länder nehmen zu lassen, und auf der andern sträubte er sich gegen das einzige Mittel, welches man hatte, sie auf dem rechten Ufer zu entschädigen. Dieses System bildete die Grundlage eines Plans, welchen der Graf Cobenzl am 16. Januar übergab, der aber bei Frankreich keinen Eingang finden konnte, da dieses sich vorgenommen hatte, die weltlichen Fürsten nicht blos für ihren Verlust zu entschädigen, sondern auch ihre Besitzungen zu vermehren, um diese Fürsten durch die Wohlthat einer Vergrößerung, die sie seiner Unterstützung verdankten, für sich zu gewinnen. Der Widerstand der französischen Regierung vermochte Herrn von Cobenzl seine Forderung abzuändern. Er gestand das Princip der Entschädigung mittels Säcularisationen zu, stellte aber die geistlichen Kurfürsten mit den Erbfürsten in Eine Linie, und verlangte, daß sie ebenfalls auf dem rechten Ufer entschädigt würden. Da aber diese Abänderung dem Hauptzweck Frankreichs entgegen war, weil sie allein einen großen Theil der disponibeln geistlichen Güter in Deutschland verschlungen hätte, so wurde sie vom französischen Bevollmächtigten entschieden verworfen, obgleich der östreichische Minister sie mehrere Tage hindurch wieder vorbrachte und mit Wärme vertheidigte.

Nachdem Oestreich die drei Legationen lange für sich selbst ausgesprochen hatte, war es endlich dahin gekommen, daß es dieselben, wie Frankreich gleich Anfangs vorgeschlagen, nur für den Großherzog von Toscana forderte; allein die Zeiten hatten sich geändert, und Frankreich gab sich nicht mehr dazu her, diesem Fürsten anderswo als in Deutschland Entschädigungen zu bewilligen. Am 2. Februar übergab Joseph Bonaparte dem Grafen Cobenzl ein **Ultimatum**, welches den Tractat, mit wenigen Ausnahmen, ganz so enthielt, wie er geschlossen worden ist. Die französische Regierung hatte damals einen großen Vortheil in der Unterhandlung; die Uebereinstimmung mit den Ansichten Paul's I. gab ihr großes Gewicht.

Wie Frankreich, wollte auch Paul I., daß die Erbfürsten durch geistliche Güter entschädigt würden. Als Oestreich, um Zeit zu gewinnen, davon sprach, einen Bevollmächtigten des Königs beider Sicilien an der Verhandlung Theil nehmen zu lassen, gab man ihm zur Antwort, daß man unverzüglich, unter Rußland's Vermittelung, mit dem Könige von Neapel Friedensunterhandlungen anknüpfen werde. Man gab sogar zu verstehen, daß Paul's I. Erbitterung gegen Oestreich so groß sey, daß, wenn Frankreich sie benutzen wollte, dieser Monarch auf den Gedanken kommen könnte, dem venetianischen Staate seine alte Verfassung wieder zu geben. Die Forderungen des Ultimatums waren stark; der Widerstand war lebhaft. Herr von Cobenzl sagte sogar, daß Oestreich, *wenn wir ihm Ukasen zu unterzeichnen gäben*, in seiner Verzweiflung noch Hülfsmittel besitze. Der französische Gesandte war ermächtigt, in einigen seiner ersten Forderungen nachzugeben, namentlich in Bezug auf das Fort Kastel und einige andere Festungswerke Mainz gegenüber. Im Allgemeinen willigte Frankreich ein, die Plätze, welche es auf dem rechten Ufer besetzt hielt, Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Kehl und Alt-Breisach den Eigenthümern zu überliefern, aber mit der Bedingung, diese Plätze zu schleifen. Es wäre jedoch demüthigend, wenn man diejenigen, denen diese Plätze übergeben würden, verurtheilen wollte, sie zu schleifen. „Schleift Ihr sie selbst," sagte Herr von Cobenzl, „und wir wollen festsetzen, daß sie in dem Zustande, in welchem sie übergeben werden, bleiben müssen." Diese Variante wurde von der französischen Gesandtschaft, wie man sich denken kann, ohne Schwierigkeit angenommen.

Noch immer blieben zwei Punkte zu erledigen, welche der östreichische Unterhändler lebhaft vertheidigte: die Uebersiedelung der geistlichen Kurfürsten auf das rechte Rheinufer und eine Entschädigung in Italien für den Großherzog von Toscana. Ueber den ersten Punkt war die Weigerung von französischer Seite sehr bestimmt. Was den Großherzog von Toscana anbetraf, so bestand zwar Frankreich darauf, daß

man seine Entschädigung in Deutschland finden müsse, weigerte sich aber nicht, diese Entschädigung auf der Stelle festzusetzen, und schlug vor, durch einen geheimen Artikel das Erzbisthum Salzburg dafür zu bestimmen. Man war jetzt am entscheidenden Moment. Der französische Bevollmächtigte erklärte, daß seine Regierung über keine ihrer Forderungen eine Modification mehr annehmen werde, daß man beistimmen, oder von Neuem zu den Waffen greifen müsse. Er fügte hinzu, daß, wenn das Kriegsgeschick Frankreich begünstige, das Haus Oestreich sich gefaßt machen müsse, den Thalweg der Etsch auf dem Rücken der julischen Alpen zu finden, und daß es keine Macht in Europa gebe, die nicht mit Vergnügen die Oestreicher aus Italien verdrängt sehe. Die Bezeichnung Salzburgs als Entschädigung für den Großherzog von Toscana und die Abtretung von Kastel und andern Forts auf dem rechten Rheinufer gaben dem östreichischen Bevollmächtigten den Trost, kein unbedingtes und unabänderliches Ultimatum zugelassen zu haben. Der Friede ward am 9. Februar um fünf Uhr des Abends unterzeichnet.

Außer der Ratification der französischen Regierung und des Kaisers, war noch die des deutschen Reichs erforderlich. Um den Berathungen des Reichstags die Formen einer vollständigen Unabhängigkeit zu geben, wurde die Stadt Regensburg für neutral erklärt. Der Reichstag versammelte sich ohne Verzug. Am 21. Februar wurde ihm durch ein kaiserliches Decret der Friede, den Se. Maj. geschlossen hatte, mitgetheilt, indem zur Entschuldigung, daß derselbe ohne Theilnahme des Reichs abgeschlossen worden sey, das gebieterische Drängen der französischen Regierung angeführt und zur Rechtfertigung an die frühern Beispiele eines ähnlichen Verfahrens erinnert wurde. Die geistlichen Fürsten konnten sich über die Folgen, welche dieser Vertrag für sie haben mußte, nicht täuschen. Die Opposition von ihrer Seite wäre ganz natürlich gewesen, allein ein unzeitiger Widerstand, überdem ohne die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, hätte leicht den Schlag, der ihnen drohte, und den die östreichische

Politik zu entfernen suchen wird, beschleunigen können. Sie schwiegen. Um wenigstens den Schein der Würde des deutschen Reichs zu retten, wollte Preußen, das Reich solle sich, indem es die verlangte Ratification ertheile, seine Rechte vorbehalten, besonders wegen der kurzen Frist, die man ihm gelassen hatte, seine Meinung auszusprechen. Dieser Antrag hatte wenig Erfolg. Der Reichstag genehmigte am 7. März den Vertrag ganz einfach, und am 9. desselben Monats ward dieser Beschluß vom Kaiser bestätigt. Die Fürsten und Staaten des Reichs, mit Ausnahme derjenigen, welche die Neutralität im nördlichen Deutschland geschützt hatte, waren eine Beute aller Verwüstungen gewesen, die von langen Kriegen unzertrennlich sind. Weit entfernt daher, sich zu beklagen, daß man sie nicht zu einer langwierigern Unterhandlung zugezogen hatte, die ihre Leiden nur vergrößert haben würde, schätzten sie sich glücklich, daß Oestreich sie in dem für sich selbst geschlossenen Vertrage mit einbegriffen hatte, um so mehr, da sie zu allen in ihrem Namen gemachten Abtretungen schon zwei Jahre vorher bei dem Congreß zu Rastadt eingewilligt hatten, und einige Artikel des Friedensvertrags reichlichen Ersatz hoffen ließen.

Nach einigen unwesentlichen Bemerkungen, die wir übergehen, fährt Bignon fort:

Wenn der Vertrag von Lüneville durch seine Clauseln merkwürdig ist, so ist er es vielleicht nicht weniger durch das, was er mit Stillschweigen übergeht. Der Wiener Hof, der durch seinen Widerstand gegen die Säcularisationen seinen deutschen Verbündeten jedes Unterpfand der Entschädigung entrissen haben würde, wenn Frankreich ihn nicht gezwungen hätte, dieses Princip anzuerkennen, hatte sich um seine italienischen Verbündeten nicht viel mehr bekümmert. Man sieht in den Bedingungen des Lüneviller Friedens weder den Pabst berücksichtigt, noch den König von Neapel, noch den König von Sardinien. Der Pabst war in den Verhandlungen kaum genannt, und Oestreich hatte sich kein Gewissen gemacht, die drei Legationen zuerst für sich und dann für den Großherzog

von Toscana zu fordern. Die Zulassung eines neapolitanischen Bevollmächtigten war nur einen Augenblick vom Grafen Cobenzl in Anregung gebracht worden, um Zeit zu gewinnen. Für den König von Sardinien war der Eifer des Wiener Cabinets noch weniger lebhaft gewesen. In der That hätte es diesem Cabinet auch schlecht angestanden, mit einer zärtlichen Neigung für diesen Fürsten zu prunken; denn es hatte ihn nicht nur zwei Jahre hindurch von seinen Staaten entfernt gehalten, als es von ihm abhing, ihn wieder einzusetzen, sondern es hatte sogar die Grausamkeit gehabt, als er auf Suworow's Einladung, der ihn nach Turin rief, in Vercelli angekommen war, ihm die Thore seiner Hauptstadt zu verschließen. Uebrigens war auch die Frage für Oestreich von keinem besondern Gewicht. Ein König von Sardinien, der zwischen die ligurische und die cisalpinische Republik eingeengt war, konnte nur Frankreich's Vasall seyn. Es war daher für Oestreich ziemlich gleichgültig, ob in Turin ein Präfect oder ein König wohnte, weil der König selbst nur ein Präfect gewesen wäre *). Die Absichten des Ersten Consuls mit Piemont waren damals noch unbestimmt und den

*) Hier ist Bignon mit sich selbst in Widerspruch. Er sagt nämlich tom. II. p. 120, wo er von dem allgemeinen Erstaunen spricht, welches der Friede von Amiens in ganz Europa erregt habe. „Und der König von Sardinien? fragte Graf Cobenzl mit unruhiger Neugierde. Ein gänzliches Stillschweigen über das Schicksal von Piemont schien diesem Minister unmöglich, gerade wegen der Bedeutung, welches dieses Stillschweigen haben mußte. Er fühlte, und man machte ihm französischer Seits kein Geheimniß daraus, daß das gänzliche Uebergehen eines so wichtigen Punktes die unausbleibliche Vereinigung dieses Landes mit der Republick in sich schließe. Die englische Regierung legte es damals ohnstreitig ebenso aus; wir haben es aus Pitt's eignem Munde gehört." — Bekanntlich erfolgte die Vereinigung Piemont's mit Frankreich den 11. Septbr. 1802, nachdem man sich durch einen geheimen Artikel des mit Lucchesini am 23. Mai desselben Jahres abgeschlossenen Entschädigungsvertrags die Zustimmung Preußens gesichert hatte. Durch den 13. Art. dieses Vertrags, sagt Bignon tom. II, p. 323, garantirte der König von Preußen der französischen Republik

Begebenheiten untergeordnet. Man hat für gewiß ausgegeben *), der Erste Consul habe nach der Schlacht von Marengo dem Könige von Sardinien den Antrag gemacht, in seine Staaten zurückzukehren, dieser Fürst habe sich jedoch geweigert, weil er ohne Oestreich und England nicht unterhandeln wolle. Die Unwahrscheinlichkeit der Weigerung macht den Antrag sehr zweifelhaft. Ein so falscher Edelmuth wäre ein Fehler gewesen, den sich das Haus Savoien wahrscheinlich nicht vorzuwerfen hat.

Obgleich die Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien in Turin eine der Forderungen war, welche Paul I. an Frankreich gestellt hatte, so waren die beiden Cabinette doch über diesen Punkt nicht in besondere Unterhandlungen getreten, indem der Erste Consul sich auf die Erklärung beschränkt hatte, daß die Wünsche des Kaisers zwar nichts enthielten, was sich nicht mit seinen eigenen Ansichten vereinigen ließe, daß er jedoch, bevor die allgemeinen Angelegenheiten geordnet würden, einen directen Vertrag zwischen beiden Mächten zu schließen wünsche. Hätte die Eintracht zwischen Paris und Petersburg länger gedauert, so wäre das Haus Savoien wahrscheinlich damals wieder auf den Thron gestiegen. — Dringender war die Verwendung des russischen Kaisers für das Königreich Neapel. (Nun folgen die neapolitanischen Angelegenheiten.)

---

1) die Existenz des Königreichs Etrurien; 2) die der italienischen Republik; 3) die Vereinigung der Länder, welche die 27. Militärdivision bildeten, mit dem französischen Gebiet. — In einer Note fügt Bignon hinzu: der Marquis von Lucchesini, der den Vertrag unterzeichnet hat, hüthet sich wohl, diese wichtigen Bedingungen in seinem Werk über den Rheinbund zu erwähnen.

*) Histoire d'Italie par M. Botta, tom. IV. p. 328.

Der Tod Paul's I. nach Bignon *).

(T. I, p. 430.)

Die Ursachen, welche den gewaltsamen Tod Paul's I. herbeiführten, sind von zweierlei Art: sie beziehen sich theils

*) Ein genauer Bericht über Paul's I. Tod wurde zuerst in einer kleinen, sehr selten gewordnen Schrift gegeben, die unter dem Titel: „Notice sur la mort de Paul Premier, Empereur de Russie" in Paris erschien. Einen zweiten enthält das siebente Stück der europäischen Annalen vom Jahr 1807, wo man auch einen Grundriß desjenigen Theils des Michael'spalastes, wo der Mord verübt ward, und die abweichenden Angaben der Notice findet. In den Hauptsachen stimmt Bignon, der seine Nachrichten theils in Berlin von einem der Verschwornen (I, p. 429), theils durch die Berichte der geheimen Polizei erhalten hat, mit der Notice und den europäischen Annalen überein, so daß alle drei Erzählungen sich gegenseitig bestätigen, berichtigen und ergänzen. Leise Andeutungen im selben Sinne geschrieben, stehen in Bredow's Chronik des 19. Jahrh. I. Seite 103. Auch der Vf. des 1804 in Frankfurt a. M. erschienenen Leben Paul's I., ein russischer Stabsofficier aus Suworow's Schule, glaubt über Paul's Tod noch einen Schleier ziehn zu müssen, der jedoch dünn genug ist, um über die Ansicht des Vf. keinen Zweifel übrig zu lassen. In der Ukase, wodurch Alexander seine Thronbesteigung ankündigte, wurde gesagt, Paul sey durch einen Schlagfluß plötzlich in die Ewigkeit versetzt worden, und der neue Kaiser erklärte zugleich, ohne die Regierung des Vaters zu erwähnen, daß er nach den Gesetzen und nach dem Herzen seiner weisen Großmutter, Katharina der Großen, regieren wolle.

auf die auswärtige Politik, theils auf die Verwaltung des Innern. Jede Störung des Handels zwischen Rußland und England ist für den russischen Adel sehr nachtheilig, indem sie die Ausfuhr der Erzeugnisse, worin ein großer Theil seines Reichthums besteht, vermindert. Das Embargo auf die englischen Schiffe und der Bruch, welcher die Folge davon war, hatten eine große Menge Hoffnungen niedergeschlagen. Dies hatte die englische Parthei, die immer in Petersburg ist, und deren Anhänger theils aus Grundsatz diesem System den Vorzug geben, theils, weil sie wirkliche Besoldete England's sind, um ihres Gewinns willen die Absichten dieser Macht begünstigen, ungemein vergrößert. Nicht geringer war die Erbitterung über einige Handlungen Paul's, welche die inneren Verhältnisse betrafen. Bei der Heftigkeit seines Charakters mußte seine Gerechtigkeitsliebe oft irregeleitet werden, und nicht Alle, die auf seinen Befehl bestraft oder verbannt wurden, waren Verbrecher. Indeß war man in einem Lande, welches gewöhnt ist, den Befehlen seiner Herrscher schweigend zu gehorchen, vielleicht weniger durch seine Härten beleidigt, als durch seine wunderlichen Launen.

Unter diesen letztern waren zwei besonders lebhaft empfunden worden. Die Eine war der kindische Eigensinn, der in den Kleidermoden der republikanischen Franzosen einen Jacobinismus sah, und deshalb, selbst für den gewöhnlichen Gebrauch in den Straßen der Hauptstadt, die Form und den Schnitt der Kleider, die man in Frankreich schon vor der Revolution trug, untersagt hatte. Die Andere war die Erneuerung der früher allen Russen, ohne Ausnahme des Rangs und des Geschlechts, obliegenden Verpflichtung, sobald sie dem Kaiser, einem Prinzen oder einer Prinzessin des kaiserlichen Hauses begegneten, anzuhalten, aus dem Wagen zu steigen und unbeweglich stehn zu bleiben. Bei einer Nation, die sich in der Kleidung, wie in den Verhältnissen des geselligen Lebens erst seit einem Jahrhundert der europäischen Sitte angeschlossen hat, hält man natürlich um so mehr darauf, den Veränderungen oder den Fortschritten der fremden Gebräuche zu

folgen, als man dadurch mit den andern Völkern auch in der Civilisation gleichen Schritt zu halten scheint. Durch diese Neigung Paul's, die Russen um ein Jahrhundert zurückzuführen, wurde der Adel ebenso in seiner Eigenliebe verletzt, als die Feindseligkeiten gegen England seine Einkünfte schmälerten. *) Zu diesen Ursachen, wovon man das geheime Wirken der englischen Parthei nicht trennen darf, rechne man noch den Ehrgeiz einiger Großen, die sich unter einer neuen Regierung einen Einfluß versprachen, der unter der damaligen Regierung zu schwer erreichbar, oder zu unsicher schien, und die Katastrophe vom 23. März ist erklärt.

Den Verschwornen zufolge wollte man nicht Paul's Tod, sondern nur seine Entsagung. Wenn ständische Versammlungen das verderbliche Recht, ihre Fürsten abzusetzen, entweder verfassungsmäßig ausüben, oder gesetzwidrig an sich reißen, so ist es möglich, daß auf die Absetzung eines Königs nur seine Einkerkerung (oder Verbannung) folge; wird aber ein Unternehmen dieser Art in einem Verein von Privatmännern geboren, dann heißt einen Fürsten absetzen nichts anders als sein Todesurtheil aussprechen. Nach einem solchen Beginnen, welches von aller gemeinsamen Garantie, die in einer großen Masse gesicherter scheint, ganz entblößt ist, gibt es für den Strafbaren keine Sicherheit, als über dem Grabe des entthronten Herrschers.

Einer der Umstände, welche die unmittelbare Theilnahme England's an Paul's Tode zu bestätigen schienen, war der Ort, wo sich die Verschwornen zu versammeln pflegten. Dieser Hauptversammlungsort war das Haus der Frau von Gerebsow,

*) Paul I. hatte den kühnen Plan, 60,000 Mann durch Persien nach Ostindien zu schicken, um die Engländer daraus zu vertreiben; zugleich sollten drei Fregatten, die in Kamtschatka ausgerüstet wurden, die englischen Handelsschiffe in den indischen Meeren wegnehmen. Man vergl., außer der Notiz, Lucchesini über den Rheinbund I. S. 104 der d. Uebers. In Bezug darauf sagt Napoleon bei Bourrienne (IV, p. 104. Stuttg.) j'étais sûr de porter, de concert avec le czar, un coup mortel à la puissance anglaise dans l'Inde.

welches Lord Whitworth während seiner Gesandtschaft in Rußland täglich besucht hatte *). Diese Dame war die Schwester der Subofs, die von Paul abwechselnd verbannt und zurückgerufen, ihre Zurückberufung vergessen hatten und sich nur ihrer Verbannung erinnerten. Aber die Seele der Verschwörung war der Gouverneur von Petersburg, der vertraute Minister, der seit der Entfernung des Grafen Rostopschin diesen Günstling in dem unumschränkten Vertrauen Paul's ersetzt hatte, der General Pahlen. Wenn selbst in Republiken viele edle Seelen sich gegen Cäsar's Freunde erheben, die seine Mörder geworden sind, wie muß man den Mann beurtheilen, der in einer unumschränkten Regierung das innigste Vertrauen des Fürsten gewinnt, und statt seine Stellung zu benutzen, um einen irregeleiteten Geist auf bessere Wege zurückzuführen, keine schönere Rolle kennt, als seinen Wohlthäter zu verrathen? Wie man aber auch über den General Pahlen urtheilen mag, große Kühnheit, Kraft und Kaltblütigkeit wird man ihm nicht absprechen können. Wenn man in einem Lande, wie Rußland, daran denkt, einen Czar vom Throne zu stoßen, so muß man sich seines Nachfolgers versichern; Pahlen unterließ daher auch nicht, sich an den Großfürsten Alexander zu wenden; er stellte ihm vor, welche Uebel die wilden Leidenschaften seines Vaters hervorgebracht hätten, und suchte ihn zu überzeugen, daß von dessen Entsagung die Wohlfahrt des Reichs abhänge. Das Vertrauen war gewagt. Alexander erwiederte es, indem er den General Pahlen bat, dem Kaiser fortwährend mit Eifer zu dienen und wenigstens, so viel er vermöge, das Unglück, was er nicht hindern könne, zu vermindern. Mehrere Monate gingen vorüber, ohne daß

*) Als Lord Whitworth Petersburg verlassen mußte, folgte ihm die Gräfin Jerebzoff; sie machte mehrere Reisen in die Hauptstadt, erwartete aber im Auslande den Erfolg der Dinge. Notice. — Auch Bourrienne sagt (III, p. 164): **Le Lord Whitworth — — se retira à Riga, qui devint alors le foyer des grandes intrigues du Nord dont le dénouement fut la mort de Paul.**

Paul's Handlungsweise sich im mindesten änderte, und es scheint gewiß, daß dieselben Menschen, die seinen Untergang beschlossen hatten, seine Verirrungen begünstigten, um die Strafe derselben zu rechtfertigen.

Um den Großfürsten Alexander zu einem Entschlusse zu bringen, der seine kindliche Liebe empörte, mußte man ihn mit einem Netze von Täuschungen umgarnen, und ihn überzeugen, daß Paul's Argwohn sich sogar auf seine Söhne und seine Gattin erstrecke. Pahlen that mehr; er erregte in Paul's Seele wirkliches Mißtrauen gegen seine eigene Familie, er nährte dieses Mißtrauen, so daß, als er später mit dem Großfürsten Alexander von seinen eignen, seines Bruders und seiner Mutter Gefahren sprach, dieses nicht mehr blos Gebilde der Phantasie waren. Paul wollte, wie Pahlen sagte, Alexander nach Sibirien, Constantin in eine Festung, die Kaiserin in ein Kloster schicken *). In der That hatte Paul in seinen Unterredungen mit der Fürstin Gagarin, welche damals der Gegenstand seiner ritterlichen Neigungen war, mehrmals Drohungen ausgestoßen gegen Personen, die ihm, wie er sich ausdrückte, sehr theuer gewesen wären. Die Gefahr mochte nahe seyn, aber Pahlen stand zwischen der Gefahr und dem Kaiser. Es wäre dem Großfürsten Alexander schwer gewesen, einer so künstlich gelegten Schlinge zu entgehen. Zitternd für sich selbst und für seine Mutter, hingerissen von Pahlen's Vorstellungen, gab er seine Einwilligung zur Entsetzung seines Vaters, jedoch mit der strengen Bedingung, daß man nicht nach seinem Leben strebe, einer Einschränkung, die von Seite eines bis dahin gehorsamen und ehrfurchtsvollen Sohnes sehr natürlich war, die aber zugleich die ganze Unerfahrenheit seines Alters zeigt **). Der Zustimmung des

*) Es ist beinahe erwiesen, daß die beiden Großfürsten, Alexander und Constantin, im Begriff waren, auf irgend eine Festung geschickt zu werden, wo ihnen das Schicksal des unglücklichen Alexis Petrowitsch zu Theil geworden seyn würde. Europ. Ann.

**) Man vereinigte sich dahin, daß der Kaiser verhaftet werden sollte. Dann sollte ein mit Schonung und Rückhalt abgefaßtes Manifest

Thronerben, gewiß, eilte Pahlen, mit den Häuptern der Verschwörung die letzten Verabredungen zu treffen.

Indeß war eine indirecte Anzeige des Anschlags bis zu Paul gekommen, und man hat geglaubt, Pahlen selbst habe die Verwegenheit gehabt, ihm diese Anzeige zukommen zu lassen. „Es bildet sich eine Verschwörung gegen mich," sagte eines Tages der Kaiser zu Pahlen. „Ich glaube es," antwortete dieser kaltblütig. „Mein Sohn," sagte Paul weiter, „ist mit den Verschwornen einverstanden." „Möglich," erwiederte Pahlen mit derselben Kaltblütigkeit. „Aber Sie, Sie selbst sind auch dabei," fuhr Paul fort und heftete forschende Blicke auf ihn. „Wenn ich nicht dabei wäre," erwiederte der unerschütterliche Verschwörer, „wie könnte ich ihrem Gange und ihren Fortschritten folgen?" Er forderte den Kaiser auf, ruhig seiner Wachsamkeit zu vertrauen, und versprach, ihm den nächsten Morgen über alles genauen Bericht zu erstatten. Dieses merkwürdige Verhör fand am 22. März statt *).

---

von des Kaisers Verrücktheit als von einer Krankheit sprechen, welche Zeit und geschickte Behandlung heilen würden, und Alexander, indem er sich zum Regenten erklärte, sollte die Versicherung von sich geben, daß er alle Rechte und Gewalten an seinen vielgeliebten Vater wieder abtreten wollte, sobald es dem Allmächtigen gefallen hätte, ihm Gesundheit und Vernunft wieder zu schenken. Die sich hierauf beziehenden Ukasen wurden von dem General Pahlen entworfen, und die zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit nöthigen Truppen von ihm ausgestellt, ohne daß sie von ihrer eigentlichen Bestimmung unterrichtet wurden. Europ. Annalen S. 10.

*) Paul war mehrmals gewarnt worden, durch ein Billet, welches die Namen der Verschwornen enthielt, durch den Vicekanzler Rostopschin, der sich der Correspondenz zwischen einem Grafen Panin und einem Agenten der Verschwörung in Petersburg bemächtigt hatte, sodann durch den Generalprocurator Obalianoff. Auf diese letzte Anzeige schöpfte er gegen Pahlen selbst Verdacht, und schickte einen Courier an Araktscheioff, der mit einem treuen Regimente vierzig Werste von Petersburg lag, augenblicklich nach Petersburg aufzubrechen. Diesen Courier fing Pahlen auf. Noch am Morgen des Tags, an

Von jetzt an war kein Zurückgehn möglich, es blieb nichts übrig, als die Ausführung zu beschleunigen. Die Verschworenen werden von Pahlen in Kenntniß gesetzt, wie die Sachen stehn. Man kommt überein, zwei Haufen zu bilden. Der Eine, unter Leitung des Generals, soll mit dem Garderegiment, dessen Obrist er ist, die Ausgänge des Palastes besetzen. Der Andere, geführt vom Adjudanten des Kaisers, Fürst Subow, soll in das Zimmer des Monarchen dringen und seine Entsagung fordern*). Paul war damals im Michaelspalast, wo er sich sichrer glaubte, wie anderswo, weil dieser Palast, weniger weitläuftig, mit Basteien umgeben war, und weil die ganze Familie mit ihm darin wohnte. Begünstigt von seinem Amt als Adjudant, kam der Fürst Subow bis zur Thüre von Paul's Gemach, wo zwei Husaren Wache standen. Einer von ihnen, ergebner oder scharfsichtiger als der Andere, wollte dem verdächtigen Haufen den Eintritt wehren, wurde aber durch einen Säbelhieb zu weiterem Widerstande unfähig gemacht. Man trat in Paul's Zimmer. „Sire," sagte ihm Subow, „ich verhafte Sie im Namen des Kaisers Alexander," und im nämlichen Augenblick über-

---

dem er ermordet wurde, erhielt Paul auf einem Spazierritt einen Brief mit den genauesten Nachrichten, allein da in diesem Augenblicke das Pferd des Kaisers stolperte, so nahm der Türke Kutaisoff, Paul's Barbier und Oberstallmeister (über den man bei Georgel **Mémoires t. VI, p. 355** ausführliche Nachrichten findet), den Brief ab, und dieser vergaß ihn nachher dem Kaiser zu übergeben. Die Großfürsten hatten dem Kaiser am Altar schwören müssen, daß sie ihm nicht nach dem Leben trachten wollten. Europ. Annalen und **Notice.**

*) Pahlen sah vorher, daß ein solcher Auftrag nicht einem alten Günstling anvertraut werden könnte, ohne zu einer Katastrophe zu führen, an welcher er keinen Theil haben wollte. Von der andern Seite wollte Zubow mit Sicherheit zu Werke gehn. Valerius Zubow blieb also bei Pahlen, während der Prinz Zubow und seine beiden andern Brüder, begleitet von siebenzehn Verschwornen u. s. w. Europ. Ann. Die Meisten der Verschwornen sollen betrunken gewesen seyn.

reichte man ihm die vorher aufgesetzte Entsagungsakte. Paul weigert sich, sucht sich den Händen, die sich seiner bemächtigten wollten, zu entwinden, und in diesem ungleichen Kampfe endigt eine Schärpe, die man um seinen Hals zieht, den Kampf und das Leben des Unglücklichen. Alle Erzählungen der Zeit haben bei diesem letzten Umstande einen Mann genannt, der später Alexander's Heere befehligte, den General Benningsen *). Während dieses schauderhaften Auftritts waren die beiden Großfürsten in einem Zimmer unter dem ihres Vaters. Constantin war erst am nämlichen Abend und fast zur selben Stunde, wo die That geschehen sollte, in das Vertrauen gezogen worden. Im Augenblick, wo Paul aufgehört hatte zu leben, kam der General Pahlen an der Spitze seines Regiments im Palast an, um, je nach den Umständen, entweder einen neuen Kaiser auszurufen, oder als Paul's Wächter zu erscheinen und die Mörder zu verhaften. Das Verbrechen war gelungen; Pahlen begab sich zum Großfürsten Alexander.

Wie dieser ihn erblickte, war seine erste Frage, wie es dem Kaiser gehe; Pahlen schwieg und Alexander verstand dies Schweigen; er brach in Wehklagen aus, in Verwünschungen gegen die falschen, betrügerischen Freunde, und gegen sich selbst, daß er die Möglichkeit eines Verbrechens, dessen Schande sein ganzes Leben beflecken werde, nicht vorausgesehen habe. Sein Schmerz war tief und aufrichtig **). Pahlen schien ihn zu theilen, ließ ihm freien Lauf, ergriff aber nachher den

---

*) Die Europ. Annalen nennen den Prinzen Zubow, dessen Bruder Nicolaus, Benningsen und Tschitscherin als diejenigen, welche den Kaiser erdrosselten. Im Augenblick als der unglückliche Fürst, seine Mörder vergebens um Erbarmen anflehend, mit dem Tode gekämpft, habe ihm Prinz Zubow auf russisch zugerufen: Empfiehl dich Gott und trolle dich!

**) Man sagte ihm, daß der Vorschlag, die Krone abzuschwören, den Kaiser so heftig ergriffen, daß ihn gleich der Schlag gerührt hätte. — — — Er verwarf jeden Trost, und verschmähte den Thron. Auf diesen Zustand erfolgte eine heftige Convulsion, welche mehrere Stunden dauerte. Notice.

günstigen Augenblick, um den jungen Fürsten zu erinnern, daß es nicht Thränen seyen, was in solchen Umständen die Sicherheit des Reiches fordere, und bekleidete ihn mit den Insignien aller Orden, mit Ausnahme des Malteserordens.

Mit der Verzweiflung des Sohns mischte sich bald die der Kaiserin. Man sagte ihr, der Kaiser sey gestorben. Nein, sagte sie, er ist ermordet, und verließ ihr Gemach, um sich zu Alexander zu begeben; man verweigert es, sie bricht in Heftigkeit aus, sie fällt in Ohnmacht. Sie erholt sich indeß wieder, kommt zu ihrem Sohne, und durch eine jener Verirrungen, die nur durch außerordentliche Umstände erklärt werden können, nimmt sie jetzt die Regierung für sich selbst in Anspruch, da sie mit ihrem Gemahl gekrönt worden sey. Pahlen, der mitten unter den heftigen Gemüthsbewegungen des Sohnes und der Mutter fest und ruhig blieb, ließ den Schmerz und die ehrgeizigen Wünsche der Kaiserin sich Luft machen, und erklärte ihr dann, ohne Schwäche und ohne Aufwallung, Rußland bedürfe in seinem gegenwärtigen Zustande eines Herrn, und da dieser Herr ein Sohn sey, dessen Liebe sie kenne, so werde sie alle Ehre der Regierung genießen, ohne ihren Kummer und ihre Mühe. Selbst erstaunt über die unbedachten Ideen, die in ihrer überraschten Phantasie aufgestiegen waren, kehrte die Kaiserin bald zu ihrem edlen und großmüthigen Charakter zurück. Sie war die Erste, welche dem neuen Czar ihre Huldigung darbrachte *). Um neun Uhr hatte Paul mit seiner Familie zu Abend gespeist, um eilf Uhr hatte er aufgehört zu leben, und zwei Stunden später rief man seinen Nachfolger aus und die Garden leisteten diesem den Eid der Treue. Man versichert, Alexander habe im Voraus eine Proclamation unterzeichnet, um seine Thronbesteigung anzukündigen, und Pahlen's Vorsicht, die für jeden denkbaren Fall eine Art Sicherheit wünschen konnte, macht diese Angabe sehr wahrscheinlich.

---

*) Die Notice behauptet, die Kaiserin Mutter habe keinen Schritt gethan, welcher den Verdacht des Ehrgeizes erregen könnte.

Am 23. März hatte Paul noch an seinen Gesandten in Berlin, den Baron Krüdener, eine Depesche ausgefertigt, die er unterzeichnet hatte, und worin er diesem Minister wiederholt befahl, die preußische Regierung dringend aufzufordern, Hannover zu besetzen, indem er auf den Fall eines neuen Aufschubes die Drohung beifügte, daß er es entweder selbst besetzen, oder den ersten Consul auffordern werde, es durch französische Truppen besetzen zu lassen. Dieser Depesche hatte der General Pahlen die Worte beigeschrieben: „der Kaiser befindet sich heute nicht wohl." Der Courier, welcher die Depesche überbringen sollte, war kaum einige Stunden in Berlin, als ein zweiter die Nachricht vom Tode des Kaisers brachte. Diesen letzteren hatte der junge Kaiser abgeschickt, der die traurige Neuigkeit unter einem Strom von Thränen, wie er sich in seinem Briefe ausdrückte, dem nämlichen Minister mittheilte. Da man in Berlin auf das erste Gerücht von Paul's plötzlichem Tode augenblicklich von Mord sprach, so gab der Gesandte, um den Verdacht zu vernichten, die Nachschrift der Depesche vom 23. März zu lesen, worin ihm der Anfang des Unwohlseyns gemeldet worden war. Schon dieser kühne Wurf des General Pahlen beweist, daß er kein Mensch von gewöhnlichem Schlage war. Sein Benehmen zeigt eine merkwürdige Festigkeit und Beharrlichkeit, nichts in ihm ist unsicher, nichts unberechnet. Alle seine Handlungen in den ersten Momenten der neuen, wie in den letzten der vorigen Regierung berechtigen uns wohl zu zweifeln, ob dieser bis zur Fühllosigkeit kalte, bis zur Barbarei starke Charakter, — indem er dem Königthume den Nimbus, womit dasselbe, selbst im Interesse der Völker, umgeben seyn muß, abriß, — die blutige Sitte des russischen Adels, sich von den Czaren, deren Regierung ihnen unerträglich geworden ist, eigenmächtig zu befreien, nicht als ein natürliches Gegengewicht der unumschränkten Gewalt betrachtete, und die Frage über Paul's Tod auf den gefährlichen Grundsatz zurückgeführt hatte, daß das Leben eines einzigen Menschen mit dem Glück einer ganzen Nation, dem es im Wege

stehe, nicht in die Wagschale gelegt werden dürfe. Es ist nicht meine Absicht, Schlüsse zu ziehen, die in ihren Folgen so gefährlich sind, betrachtet man aber den Gang dieses Mannes, der sich immer gleich bleibt, so kann man wohl unentschieden seyn, unter welchem Gesichtspunkt man ihn am härtesten verurtheilen müsse.

Ein Verfasser von Denkwürdigkeiten, welche das Gepräge eines glühenden Eifers für monarchische Grundsätze tragen, nachdem er von Paul's Tod gesprochen, den er für die Folge eines Mordes hält, ruft — ohne Zweifel in Zerstreuung — aus: „Welche Lehre für die Könige!" Wenn Einer von den sogenannten revolutionären Schriftstellern bei der Erzählung von der Hinrichtung Ludwig's XVI. eine solche Aeußerung hinzugefügt hätte, so würde Frankreich nicht genug Generalprocuratoren, die Generalprocuratoren nicht genug Requisitorien gefunden haben, um einen so gottlosen Ausruf zu verdammen. Wird man sagen, daß man Ludwig XVI. und Paul I. nicht vergleichen könne? Gewiß wird die Geschichte diese beiden Fürsten nicht auf dieselbe Linie stellen, aber die weitere Ausführung dieses Satzes würde das Strafbare des Princips nur vermehren. Denn dann läge das Verbrechen nicht in dem Angriffe auf das Königthum überhaupt, sondern in dem Angriffe auf diesen oder jenen König. Man erschrickt vor den unabsehbaren Folgen eines solchen Grundsatzes. — — — Diese Betrachtungen führen mich auf eine andere Frage. Wie kommt es, daß der gerechte Schmerz über den gewaltsamen Tod eines Königs, der in herzzerreißenden Schilderungen ausströmt, sobald von Fürsten die Rede ist, die, wie Ludwig XVI. und Karl I., von wahnsinnigen Demagogien verurtheilt werden, wie kommt es, sage ich, daß dieser Schmerz schweigt, wenn der Fürst durch die Hand seiner Höflinge fällt, die sich nicht blos zu seinen Richtern, sondern auch zu seinen Henkern machen? Man kündigt eine orientalische Palast-Revolution an, und damit ist man fertig. Es ist als ob man sich fürchtete sie Königsmörder zu nennen; und doch gibt es gegen zwei verurtheilte Könige funfzig, die ohne Urtheil

erwürgt worden sind. Ist der Mord von Höflingshand weniger gehässig, weil er häufiger ist, oder wäre die Geschichte die Mitschuldige einer Aristokratie geworden, die im Könige nur Einen der Ihrigen erblickte, den sie sich zum Oberhaupt gesetzt hätte, mit dem Vorbehalt, über ihn zu verfügen, sobald er aufhörte, durch sie und für sie zu regieren? *)

Wenn es irgend eine Lage gibt, wo ein Fürst zu beklagen ist, so ist es gewiß die eines jungen Kaisers, der, durch das Recht seiner Geburt auf den Thron gerufen, durch unglückliche Verhältnisse gezwungen ist, über den Leichnam seines Vaters hinaufzusteigen, und die Menschen, welche ihm das schauderhafte Fußgestell bereitet haben, zu seinen Stützen zu wählen. In dieser Lage befand sich Alexander **). Selbst die Wahl einiger von den Personen, die er beauftragte, seine Thronbesteigung den verschiedenen europäischen Höfen anzuzeigen, beurkundete seine Dienstbarkeit ***). In Berlin sah man zu diesem Zweck einen jungen Mann ankommen, welcher, durch den Leichtsinn seines Alters fortgerissen und noch erfüllt

---

*) Die Frage scheint uns leicht zu beantworten. Ein Pahlen oder Ankarström glaubt doch wenigstens sein Verbrechen mit der Nothwendigkeit entschuldigen zu müssen; eine Versammlung von Stellvertretern des ganzen Volks, welche ihren König mordet, behauptet im Namen des Gesetzes nicht etwa zu morden, sondern zu richten, und Niemand wird leugnen, daß ein Verbrechen, welches die Form des Rechts annimmt und sich dadurch zu heiligen sucht, von allen das verderblichste ist, weil es die sittliche Grundlage des Staatsverbandes zerstört.

**) Bignon bemerkt hierzu, eine hübsche, geistreiche Frau im Solde der französischen Polizei, Frau von B..... (vermuthlich dieselbe, die nach der oben angeführten Biographie Paul's I. in Gatschina wohnen durfte), habe bei Gelegenheit einer Ceremonie kurz nach Alexander's Thronbesteigung an Fouché geschrieben: le jeune empereur marchait, précédé des assassins de son grand-père, suivi des assassins de son père et entouré des siens. Gewiß lächelte Fouché, als er ausrief: Voilà une femme qui fait du Tacite!

***) Nach Berlin wurde der Kammerherr Graf Serebzow, nach Stockholm der Obrist Pahlen geschickt.

von den Ideen, die bei einem Komplott gewöhnlich sind, unaufgefordert die seltsamsten Dinge ausplauderte. Anfangs hörte man ihm aus Neugier zu und ermunterte ihn sogar, allein der unbesonnene Plauderer konnte bald aus der eisigen Kälte, womit man ihn zurückstieß, deutlich wahrnehmen, daß Handlungen, mit denen man sich in Petersburg brüstete, in Berlin mit ganz andern Augen angesehn wurden. Die allgemeine Kälte, die man ihm zeigte, war für seine Jugend eine ernste Lehre, die der Moralität des preußischen Hofs Ehre macht.

In Rußland war die Gewalt, Paul's Nachlaß, der Sitte gemäß, eine Beute der Häupter der Verschwörung, aber sie theilten sie nicht als Freunde, sondern kämpften darum als Nebenbuhler. Einig, den Herrn zu wechseln und die lästigen Verordnungen in der Verwaltung des Innern aufzuheben, waren sie dagegen in Bezug auf die auswärtige Politik verschiedener Meinung. Ueberzeugt, daß eine schnelle Abhülfe der Leiden das beste Mittel sey, ihrer That eine Art von öffentlicher Zustimmung zu verschaffen, wollten die Subofs, welche überdem der englischen Parthei zugethan waren, sofort die Ausfuhr nach England freigeben. Pahlen dagegen, der besser unterrichtet, mehr Staatsmann war, und eine eitle, auf Unkosten der dauernden Vortheile Rußlands erworbene, Popularität verschmähte, wollte die Grundsätze der Neutralität, welche der Gegenstand der Conföderation gewesen waren, aufrecht erhalten. Aus dieser Spaltung an Alexander's Hof entstanden die Widersprüche, die sich bald zwischen den Worten und den Handlungen des russischen Cabinets wahrnehmen ließen, bis die englische Parthei die stärkere wurde, worauf das Embargo den 18. Mai aufgehoben und einen Monat später, den 17. Juni, eine Convention geschlossen wurde, durch welche Rußland nicht blos seine eignen Rechte, sondern auch die anvertrauten Rechte aller neutralen Nationen aufopferte.

Die Macht des General Pahlen nahte ihrem Ende, und er war nicht der Mann, durch Schonungen, die seinem

Charakter widerstrebten, ihre Dauer zu verlängern. Ein besonderer Umstand beschleunigte den Augenblick. Die Kaiserin Mutter hatte in einer unter ihrem Schutze stehenden Anstalt, worin junge adliche Fräulein auf Kosten des Staats erzogen werden, ein Gemälde aufhängen lassen, auf welchem Paul I. aus einer Wolke blickend, seine Völker aufforderte, seine Mörder zu strafen. Dieses anklagende Bild ließ Pahlen eigenmächtig wegnehmen *). Die Kaiserin Mutter, in ihrem Ansehn sowohl, als in ihrer Zärtlichkeit tief verletzt, wendete sich mit aller Kraft ihrer Vorwürfe und ihrer Thränen an ihren Sohn, und in Folge einer heftigen Erklärung zwischen dem Kaiser und seinem Minister, erhielt dieser (wenige Tage nach seiner Ernennung zum Civilgouverneur von Petersburg) den Befehl, sich in sein Gouvernement nach Liefland zu begeben. Eine solche Strafe war eine Gnade; er wollte sie nicht; er legte alle seine Aemter nieder (Ende Juni) und zog sich auf seine Güter zurück.

*) Nach der Notice befand sich das Bild im Findelhause, und stellte den Kaiser auf seinem Sterbebette vor. Die Kaiserin Mutter drohte den Hof zu verlassen, wenn Pahlen nicht entfernt würde. — Wahrscheinlich hängt Pahlen's Entfernung mit der kurzen Verhaftung der Subow's zusammen, die er veranlaßt haben soll. Uebrigens war es natürlich, daß Alexander alle diese Menschen sobald als möglich aus seiner Nähe zu entfernen suchte, da er sie, ohne das Leben seiner Familie und die Ruhe des Reichs auf das Spiel zu setzen, nicht so strafen konnte, wie sie es verdient hätten.







